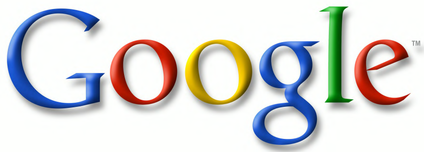
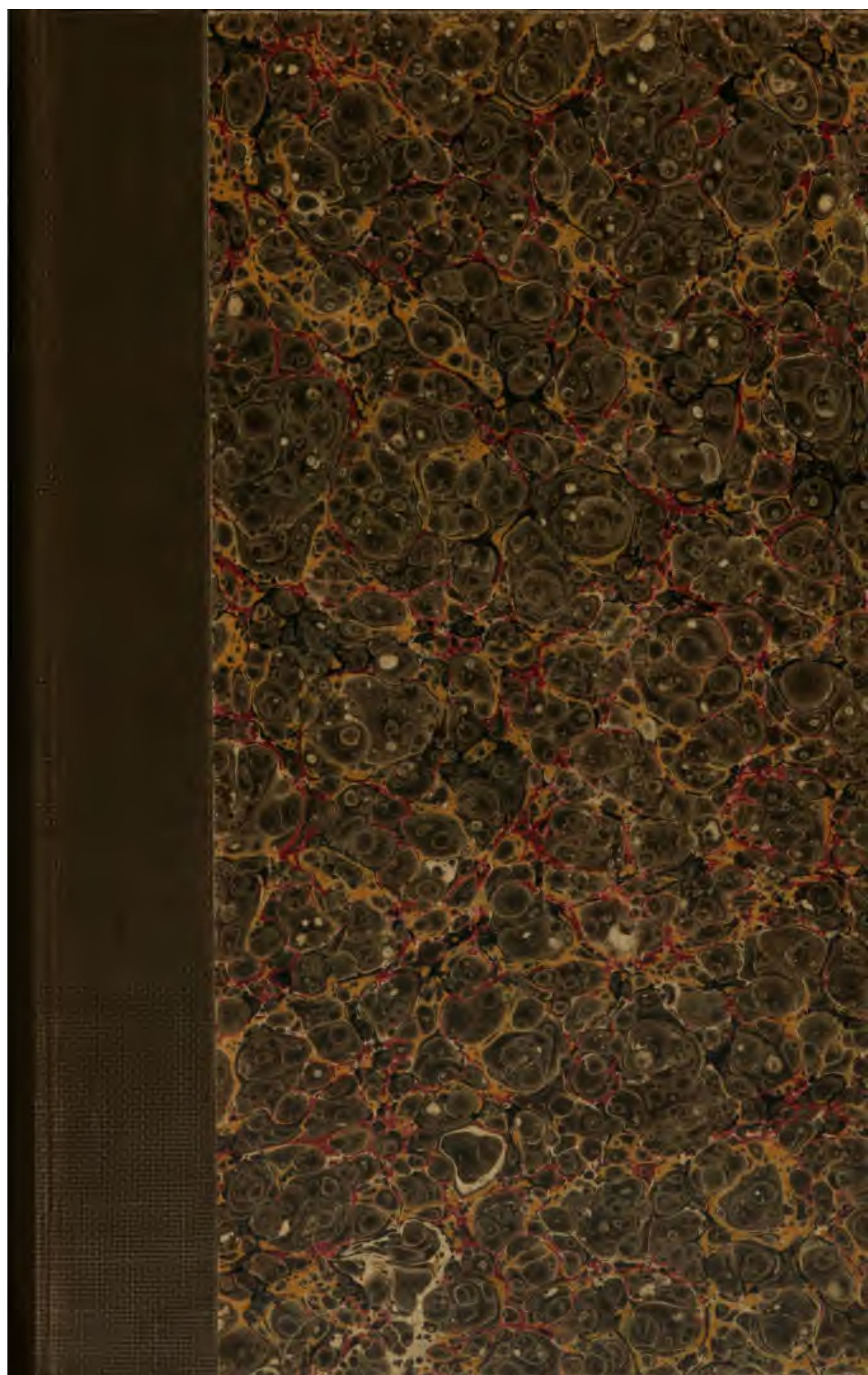
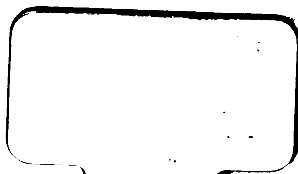





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



1. Ausg.

Kritische Gänge.

Von

Friederich Theod. Vischer,

Doctor der Philosophie, Professor der Aesthetik und deutschen Literatur
an der Universität Tübingen.

Erster Band.

Tübingen,
bei Ludwig Friedrich Fues.
1844.



Inhalt des ersten Bandes.

Vorwort.

Es könnte eitel scheinen, seine Arbeiten sammeln, ehe man am Abend des Lebens steht, auf eine reiche Aerndte zurücksieht und abzuschließen gedenkt; doppelt eitel, weil die Mängel, welche man an zurückgelegten Arbeiten leicht selbst erkennt, sich nur durch die Stelle entschuldigen, welche die letzteren in dem Zusammenhang eines bedeutenden Entwicklungsganges einnehmen. Es leuchtet aber ein, daß meine kleine Sammlung unter einen Gesichtspunkt fällt, welcher diesen Vorwurf von ihr abhalten wird. Es handelt sich hier gar nicht um mich und um eine abgeschlossene oder nicht abgeschlossene Laufbahn, nicht um einen Rückblick auf meinen Bildungsgang, sondern um einen Kampf, in dessen Mitte ich mit befreundeten Geistern stehe, und wo solcher ernstlich ist, daß man nicht gern einen Schuß umsonst thut, sondern selbst die abgeschossenen Kugeln sammelt, um sie noch einmal zu laden; es handelt sich nicht um eine Person und ihre Vergangenheit, sondern um die Sache und die Gegenwart. Diese Arbeiten sind in verschiedenen Zeitschriften einzeln erschienen, es war und ist noch jetzt nach einigen derselben vielerley Nachfrage, man

hat mich oft aufgefordert, sie aus der journalistischen Fluth, wo jede Welle schnell verschwindet, herauszuziehen und festzuhalten, und ich selbst achte sie dessen für werth, weil sie nicht dem Tages-Interesse geschrieben sind, sondern, wiewohl nicht alle durch bleibende Erscheinungen veranlaßt, doch bleibende Wahrheiten aussprechen, Wahrheiten, die auch dem Tage gelten, aber dem immer neuen Tage. Um was es mir aber hauptsächlich zu thun war, dieß ist Vereinigung des Einzelnen zu einer Gesammtwirkung. Auf wen das Einzelne nicht wirkt, der wird vielleicht erwärmt werden, wenn er sieht, daß ich mir treu bin, daß ich nur Eines will, daß der Gedanke der Freiheit und der Immanenz unbestechlich sich selber gleich durch alle diese Aufsätze wiederkehrt; die Feinde sollen sehen, daß es noch Männer und eine Gesinnung gibt, die Freunde erkennen, daß ich ihnen gehöre mit jedem Athemzug und Wort: alle sollen sich überzeugen, daß ich lebe, was ich schreibe. Nicht als suchte ich Ruhm für mich, aber der große Zweck muß gewinnen, wenn auch nur Ein Mann mehr mit jedem Schlage auf denselben Punkt schlägt. Unsere Sache wird bestehen, wenn wir längst verschwunden sind; darf ich hoffen, daß dann noch einige Blicke auf diese flüchtigen Formen zurückfallen, mein redliches Streben anerkennen und gestehen, daß es nicht wirkungslos war, so fühle ich mich hinreichend belohnt. Ich habe für mein Wollen gelitten, werde leiden und leide gerne; andere haben mehr gelitten, aber es ist mein Stolz, den edlen Geistern mich zu-

zuzählen, welche für das Werk der Freiheit Gift, Schwert und Flammen erduldet haben; neben ihr ruhmvoll tragisches Leiden darf ich das moralische Gift, den Dolch der Verläumdung, die Flammen des persönlichen Hasses immer setzen, womit man mich und uns verfolgt.

Ich suchte einen Titel für diese Sammlung und erfuhr die bekannte Schwierigkeit, zwischen trockener Kanzley=Angabe und kindischer Emphase eine Mitte zu finden. „Charakteristiken und Kritiken" ist schon dagewesen, einen Namen von einiger Wirkung wünschte mein Verleger, Alles, was mir einfiel, klang mir zu pathetisch, bis mir ein wohlgesinnter Freund, dem die Terminologie akademischer Sträuße noch in näherem Andenken liegt, zu dem Titel: „Kritische Gänge" rieth, welchen ich denn dankbar für den Rath alsbald aufnahm, weil er einen mäßigen kriegerischen Klang hat und friedfertigen Gemüthern es frei läßt, an unschuldigere Gänge, als die eines Zweikampfs, zu denken.

Die Anordnung durfte ich bei diesen Arbeiten, welche nicht im Zusammenhang entstanden sind, ziemlich zwanglos halten, doch wird man das zusammenhaltende Band wohl erkennen. Ich setzte voran, was zur Theologie gehört, denn hier kommen die metaphysischen Grundfragen unseres Kampfes am offensten zur Sprache. Dann ließ ich drei Anzeigen aus dem Gebiete der bildenden Kunst folgen, deren Einreihung an diesem Orte durch eine Zwischenbemerkung im Texte gerechtfertigt werden soll. Der

enge Zusammenhang zwischen den Bewegungen auf dem Gebiete der Religion und zwischen der bildenden Kunst leuchtet übrigens im ersten Momente ein. Unsere bildende Kunst kann nicht handeln, als lebten wir in einer andern Zeit, als in der, worin Lessing fortwirkt, Hegel gebaut, Strauß geforscht hat. Von der bildenden Kunst führte mich im zweiten Bande die natürliche Ordnung der Künste zur Poesie; denn einen Vorschlag zu einer neuen Oper, den ich auf diesem Wege mittheilen möchte, wollte ich nicht an dieser Stelle, wo im System der Künste allerdings die Musik auftritt, einreihen, sondern an den Schluß setzen, wo sich das Ganze dieser Sammlung schon durch die Vorlegung eines Plans zu einer neuen Gliederung der Aesthetik mit bestimmteren Gedanken gegen die Zukunft öffnet. Es folgt zuerst eine Kritik, welche sich nicht unmittelbar mit Poesie selbst, sondern der Literatur über Poesie, und zwar der über Göthe's Faust beschäftigt. Der rothe Faden, der diese Beurtheilung mit dem inneren Geiste der ganzen Sammlung zusammenhält, wird leicht zu finden seyn; es ist der Unwille über das ewige Wiederkäuen des Vorhandenen, über die Deutungswuth, über die falsche Pietät, welche in unserer deutschen Welt herrscht und haust, und so lange diese Schwindelgeister walten, werden wir weder praktisch werden, noch eine Kunst der Wirklichkeit und Fähigkeit des Genusses einer solchen Kunst erlangen. Dieser Faden wäre noch deutlicher hervorgetreten, wenn ich einen der wesentlichen Mängel des Gedichts selber,

des zweiten Theils nämlich, stärker, wie es sich eigentlich gebührt, hervorgehoben hätte: den quietistischen Geist, dem an der Stelle alle Schwingen sinken, wo der Held der Tragödie in eine große männliche Thätigkeit eingeführt werden sollte, und wenn ich demgemäß den Schriftstellern lebhafter vorgerückt hätte, daß sie diesen Mangel nicht bemerkt haben. Gervinus legt auf diesen Punkt namentlich Nachdruck und zeigt auf, wie das Gedicht sammt der ganzen deutschen Bildung an diesem Punkt sich stemmte und stockte. Faust ist der Revolutionär des Wissens, er sollte in's Leben übergehen und Revolutionär der Gesellschaft werden; statt dessen verliebt er sich in die Helena, studirt Neptunismus und Vulcanismus und wird endlich Holländer.

Den Schluß bildet die Beurtheilung zweier neueren Dichter, welche sich in vollem Gegensatze gegenüberstehen. Der eine, Ed. Mörike, ist Romantiker, mit der Censur im Verhältnisse tiefen Friedens, ein großer Freund des Spazierengehens, ein größerer der Elfen und Feen, doch auch den tiefen Kämpfen der Bildung nicht fremd, so weit sie nur nicht öffentlicher, sondern subjectiver Art sind. Der andere ist durchaus modern, ganz politischer Dichter, es ist Herwegh. Jener ist in ruhmlosem Dunkel geblieben, dieser hat die ganze deutsche Welt mit seinem Namen erfüllt; im Talente verhalten sie sich so, daß dieser jenem nicht die Schuhriemen lösen, nicht auf hundert Schritte sich nur irgend in seine Nähe stellen kann. Die Zusammenstellung beider Erscheinungen wird einiges neue Licht auf

nen Selbstbeurtheilung zu unterwerfen, und wenn ich zu Anfang dieses Vorworts mich frei von der Eitelkeit erklärte, ihre Mängel durch ihre Stelle in dem Zusammenhang meines Bildungsganges entschuldigen zu wollen, so darf ich nun, nachdem ich ihren Werth nur in ihre Gesinnung gelegt habe, wenigstens auf die allgemeine Nachsicht Anspruch machen, welche den Fortgang vom Unreiferen zum Reiferen in Erwägung zieht. Umarbeiten wollte ich keineswegs, ich hielt mich dazu gar nicht für berechtigt; denn hätte ich damit einmal angefangen, so wäre dessen kein Ende gewesen und ich hätte statt der versprochenen Sammlung alter eine Sammlung neuer Aufsätze geliefert. Ich meine also nicht, jene Mängel sollen um meiner Person willen interessant sein, aber mitnehmen muß man sie, wenn man diese Arbeiten haben will, wie sie zur Stunde ihrer Entstehung warm aus dem Ofen kamen, und an den Werth des Moments zu appelliren habe ich wohl deßwegen ein Recht, weil der Kampf, worin der Moment vorkam und wiederkehrt, dauert. Gemäßigt habe ich einige Stellen, wo mir das Unreife zu sehr in die Gestalt des Rohen zu versinken schien und welche so wieder gedruckt zu sehen mein Gefühl sich sträubte, übrigens aber die rauhen Ecken keineswegs abgestumpft. Man muß nicht meinen, ich könne schreiben wie ich schreibe oder sprechen wie ich spreche, und zugleich alles Schneidende unterdrücken; im Kampfe wirkt Niemand, der nur immer ordentlich und billig ist; ein Schwert ist kein Schwert ohne

die Schärfe und man kann nicht bei Zoll und Linie bemessen, wie tief es geht, wenn man einhaut. Ihr müßt nicht meinen, ihr könnt uns unsern Zorn und unsere Leidenschaft nehmen und dann etwa eine mäßig wackere Gesinnung zurückbehalten; wir haben auch eine Begeisterung, wir haben auch einen Haß und die sogenannten Gemäßigten stehen nicht in der Mitte, sondern sie stehen bei den Feinden, ihre Meinung ist nicht mäßiger Fortschritt, sondern herzliches Stehenbleiben und Rückschritt. Eine Gesinnung ist nicht so zahm, wie man sie freilich gern haben möchte. Es gibt zwar allerdings auch eine Mäßigung bei der Entschiedenheit, eine Vermittlung zwischen der Idee und der Wirklichkeit; man muß nicht meinen, sie fehle uns, weil wir die mühelose Mäßigung der Gesinnungslosigkeit verachten.

Hie und da habe ich mir ferner unbedeutende Ergänzungen und Berichtigungen erlaubt, ohne der ersten und ursprünglichen Gestalt des Zusammenhangs irgend zu nahe zu treten. An andern Stellen konnte ich eine Randbemerkung nicht unterdrücken, so z. B. wo ich in dem Aufsatze über Strauß und die Würtemberger das treuherzige Geständniß fand, daß ich über Staatsverfassung keine feste Ansicht habe. Ich war wirklich selbst überrascht, als ich es wieder fand und mußte auflachen. Es war aber auch wirklich eine Schwäche der Zeit. Der sogenannte Liberalismus hatte sich als seicht erwiesen, Hegel's fatale Schattenseite verfinsterte noch unsere Erkenntniß, die Hallischen

Jahrbücher waren in den höchsten Punkten noch sehr flau und es konnte einem ehrlichen Burschen schon zustoßen, sich skeptisch zu verhalten. Was ich aber sonst als mangelhaft erkannt habe, darüber behielt ich mir Bemerkungen für dieses Vorwort zurück.

Als ich den Aufsatz: Dr. Strauß und die Würtemberger, das Erste, was ich für ein Journal verfaßte, im Jahr 1838 in die Hallischen Jahrbücher gab, wie sehr anders war damals noch die Stellung dieser Zeitschrift und unsere zu ihr! Wie sehr anders stand es noch mit dem öffentlichen Urtheile überhaupt! Die Redaction der Jahrbücher meinte in der Lehre von der Person Christi noch ihre Rechtgläubigkeit durch eine falsch angewandte Kategorie retten zu können, Bruno Bauer bewies noch Wunder und was er wollte durch speculativen Hocuspocus, Strauß war noch neu und die schwäbischen Mitarbeiter an kritischer Freiheit dem Blatte voraus. Die Zeitschrift trug aber ein lebendiges Bewegungs-Princip, freilich auch ein Uebereilungs-Princip in sich, in welchem sie sich zuletzt so überstürzte, daß sie untergegangen wäre, wenn sie auch nicht ein Gewaltstreich gemordet hätte. Bruno Bauer wollte ohne Schöpfungskraft in aufgeblasener Eitelkeit Strauß überbieten, die Jahrbücher riefen ihn als den neuen Weltheiland aus und mißhandelten Strauß, dem sie so viel verdankten; die Verbindung mit den schwäbischen Mitarbeitern löste sich, der abstracte Geist, der nun in diesen Blättern herrschte, konnte mit dem schwäbischen

Provinzialcharakter nicht länger Freundschaft halten. Auch das Publikum ist anders geworden; man lebt in jetziger Zeit entsetzlich schnell; Strauß gilt schon für so gut wie antiquirt, den Einen, weil sie glauben, er sei widerlegt, da er doch nur mißhandelt und verläumdet ist, den Andern, weil sie glauben, er sei überschritten, weil man sein großes, organisch vereinigtes Material benutzt und Spiritus, auch manchen betäubenden, daraus gemacht hat. Damals war die ganze Erscheinung noch frisch, und frisch wie sie selbst war, schrieb ich von ihr. Ich denke, meine Charakteristik dürfe am Leben bleiben, wie der Mann, dem sie galt, lebt und leben wird mit allen jugendlichen Geistern, den Befreiern der Menschheit. Ich ging auf den Stammescharakter zurück und versuchte eine Vergleichung der süddeutschen Art, wie sie sich am gedrängtesten im schwäbischen Volke ausspricht, mit der norddeutschen. Ich gestehe, daß ich an diesem Versuche keinen sonderlichen Geschmack mehr habe. Es ist immerhin gut, wenn ein Volk sich Rechenschaft über die Vertheilung seiner Kräfte an seine verschiedenen Stämme gibt, aber ich dächte, wir haben dazu noch lange Zeit, wenn wir nur erst ein Volk seyn werden. Den Gegensatz der Stämme im Großen habe ich nicht mit gehöriger Schärfe zusammenzufassen gewußt. Statt: Verstand, wo ich diesen als das Element bezeichne, in welchem der norddeutsche Stammesgeist sich bewegt, hätte ich jedenfalls: Reflectirtheit setzen sollen; von dem Vorwiegen der einen oder andern Kraft zu re=

den, ist flach, es handelt sich um eine Form, worein alle Kräfte gefaßt sind. Diese Form ist im Süden Naivität, im Norden Reflectirtheit. Die Verständigkeit büßt im südlichen Charakter durch die Gemüthlichkeit so wenig ein, daß vielmehr von der fein ausgebildeten List und Pfiffigkeit, welche der Schwabe mit dem Schweizer gemein hat und welche besonders seiner großen Erwerblust dient, ausdrücklich hätte die Rede seyn müssen, was nicht geschehen ist. Mit dem Vorwurf eines unpraktischen Sinnes in manchen Sphären der Zweckmäßigkeit wäre die Hervorhebung dieses Zugs leicht vereinbar gewesen. Die Schilderung des norddeutschen Wesens ist deßwegen namentlich, zwar nicht falsch, aber doch gewiß sehr mangelhaft ausgefallen, weil ich theils zu einseitig blos die großen Städte, und von diesen eigentlich nur Berlin im Auge hatte, theils das Familienleben und die engere Gesellschaft im Norden zu wenig kannte. Von dem trockenen, aber strengen, körnigen, männlichen Charakter, dem gediegenen Gemeinsinn, den der ächt altdeutsche Schlag von Bewohnern der nördlichsten Küstenstrecken unseres Vaterlands bewahrt, von den Bauern in Hadeln, von den Dithmarsen habe ich nichts gesagt; daß das Familienleben sich enger und wärmer zusammenziehen, die mittlere Sphäre der Gesellschaft sich geschlossener zusammenhalten muß, wo eine ungünstige Natur den Menschen nach innen und in's Zimmer weist, habe ich übersehen, an die Vossischen Pfarrhäuser und Kartoffelfeste mich nicht erinnert, der norddeutschen Hausfrau zu

wenig Fleiß zuerkannt und überhaupt diese Tugenden der stillen Sitte zu einseitig meinen Landsleuten vindicirt, weil mich die naivere Form, die sie hier tragen, gegen das Fremde verblendete. Ebendaher habe ich eine schlimme Seite des schwäbischen Wesens übersehen: die rohe Wildheit, welche periodisch da hervorbricht, wo die innere Lebendigkeit durch Schwerfälligkeit und Hang zum Tiefsinn gehemmt nicht flüssig mit der Objectivität sich vermitteln, nicht unbefangen heraustreten und genießen kann. Es ist leider wahr, daß die Würtembergischen Truppen durch ihre Rohheit und Grausamkeit überall berüchtigt und der Schrecken von Freund und Feind waren. Die Schwaben sind auch hierin die potenzirten Deutschen, wie man sie schon genannt hat, sie gleichen dem alten Dieterich von Berne, den man mit Stößen und Schlägen aufreizen muß, dem aber dann vor Wuth Feuerflammen aus dem Munde fahren; den altdeutschen Riesen, welche gut und blöd sind, bis die Furie der Kampfwuth über sie kommt, aber dann auch einem losgelassenen Bären gleichen. In der Sphäre des öffentlichen Lebens ist das Wenige, was ich über Staatsverfassung sagte, so dürftig, als meine ganze damalige Kenntniß der Sache. Ich gebe diese schwache Partie willig Preis und bitte nur, mir zu glauben, daß ich über den Zustand und die Entwicklung des politischen Lebens in den deutschen Staaten jetzt anders schreiben würde, als damals. Viel zu wenig habe ich aber auch über Verwaltung, Rechtspflege, den Beamtenstand, den

Geist der Behörden im Kleinen und Großen gesagt. Es hätte nicht unterlassen werden sollen, die Gewissenhaftigkeit, die Unbestechlichkeit, die ängstliche Pünktlichkeit im Gange der Geschäfte zu schildern, welche trotz der Fahrlässigkeit in manchen Zweigen, die sich mit dem Bequemen und Reinlichen befassen, den Schwaben nachzurühmen ist, aber freilich auch den Charakter des Philisterhaften und Schreibermäßigen begründet, der mit den jugendlichen und poetischen Kräften desselben Landes sich so widersprechend zusammenpaart. Die Schwaben treten auch dadurch aus der Mitte der umgebenden süddeutschen Stämme heraus und vereinigen die Tugend der Präcision und Straffheit, die den Norddeutschen eigen ist, mit der südlichen Behaglichkeit. Wer z. B. die schreckliche Bestechlichkeit, die gewissenlose Zögerung, die Unterschlagungen, die völlige Unsicherheit des Briefgeheimnisses in dem glänzenden Oestreich kennt, wird mit Freuden das bescheidene Schwabenland in dieser Beziehung preisen. Freilich wenn man die Verdorbenheit der romanischen Länder und Rußlands in's Auge faßt, so muß dagegen jedes deutsche Land himmlisch erscheinen. Als Beweis der Moralität unserer Regierung muß ich noch anführen, daß sie die entsittlichenden Mittel der Staatslotterie, wo eine Regierung nicht erröthet, die Armen und Reichen zu einem Gewinn ohne Arbeit zu locken und die Groschen einzustreichen, an denen der Blutschweiß und die Thräne der Verzweiflung hängt, des Tabaksmonopols, dieses unwürdigen Wuchers, die Dul-

bung von Spielbänken, dieser Hauptquelle der Corruption, verschmäht. Nur Eines der in diese Classe gehörigen perfiden Mittel, das Octroi, hängt gegenwärtig drohend über unserer Hauptstadt.

Auch die Bemerkungen über das Verhältniß des schwäbischen Charakters zum Formtalente dürften vollkommener seyn. Schon was über die äußere Erscheinung gesagt wird, ist unzureichend, ja falsch. Man ist in Stuttgart, so groß die Noth mit den Schneidern ist, moderner als in den norddeutschen Städten, und gute Kleiderkünstler bringt in ganz Deutschland nur Wien hervor. Der Mangel an Beredtsamkeit dürfte stärker dargestellt seyn; er hat seinen negativen Grund in dem Mangel eines großen öffentlichen Lebens, seinen positiven in dem falschen Schaamgefühle der Schwaben, welches jede erhöhte Form, die sich an der eigenen Persönlichkeit darstellen soll, für Affectation hält und eine Scheu davor hat, wie vor einem unheiligen Enthüllen höherer Stimmung. Es ist kaum zu sagen, wie weit dieß geht und kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß diese falsche Schaam zum Gegentheile ihrer Absicht führt, denn ein beständiges Sehenlassen der lieben Natur ist doch gewiß nicht schaamhaft. Dagegen hat diese Schaamhaftigkeit ihr tiefes Recht, wo sie sich vor dem Eingehen in ein unwahres öffentliches Pathos scheut. Ueber den Enthusiasmus, den man mit dem Becker'schen Rheinlied trieb, ist bei uns nur gelacht worden. Das Orchester des Theaters in Stuttgart stu-

dirte eine Melodie ein und erwartete an mehreren Abenden, daß das Lied stürmisch gefordert werde. Endlich wollte man nicht länger warten und legte die Melodie in eine Oper ein: ein allgemeines Gelächter erfolgte. Herwegh hat bei uns sehr wenig Anklang gefunden, nicht aus Mangel an politischem Sinn, auch nicht, weil wir sein Pathos für unwahr hielten, wohl aber, weil er nur pathetisch ist. Hier war auch über den Dialekt mehr zu sagen, als die im Aufsatze vorgebrachte allgemeine Bemerkung, daß der schwäbische Dialekt zwischen den nördlichen und dem fränkischen die Mitte halte. Sein Charakter ist im Unterschied von den andern süddeutschen Dialekten ein Sichgehenlassen und eine Neigung zu Nasentönen, welche besonders vor m und n die Vocale trübt. Was nun aber das Gebiet der eigentlich schönen Form, die Kunst, betrifft, so habe ich den Schwaben Unrecht gethan, wenn ich ihnen nur ein geringes Talent für bildende Kunst zuerkannte. Ich widerspreche mir selbst, wenn ich gleich darauf Schick und Wächter erwähne, welche neben Karstens als die Väter der modernen Malerei dastehen; Dannecker nimmt seinen Platz immerhin würdig zwischen Canova und Thorwaldsen, neuere wackere Talente, einen Rist, Neher, Gegenbauer und Andere habe ich gar nicht gezählt. Das Richtige ist, daß hier dasselbe Mißverhältniß, derselbe Widerspruch unserer Provinz mit sich selbst zu beobachten ist, wie in andern Gebieten. Ebenso wie wir große Philosophen, Kritiker, Dichter erzeugen, um sie zu mißhandeln

und fortzuschicken, ist bisher dem Kunsttalente von oben gar keine Pflege geworden und darüber ist es verkümmert, verborgen geblieben oder ausgewandert. Am schlechtesten steht es mit der Baukunst; auch hier fehlt aber wohl weniger das Talent, als Glanz, große Verhältnisse, großer Sinn und Liberalität, um es auszubilden. An unsern Dichtern hätte ich als gemeinschaftlichen Grundzug die Sentimentalität aus Mangel an Weltsinn hervorheben sollen. Schiller ist zwar ein ganz kosmopolitischer Geist, aber von der Welt, deren Durchdringung durch den Athem der Freiheit sein höchstes Interesse ist, hat er kein reales Bild. Herwegh — si parva licet componere magnis — ist in seinem politischen Pathos ganz abstract. Bei unsern romantischen Lyrikern äußert sich dieselbe Weltlosigkeit in der Beschränkung des Ideals auf alterthümlich einfache Zustände, stilles Gemüthsleben, Eingrenzung der ganzen Scala von Empfindungen auf wenige Haupttöne. Es versteht sich, daß ihnen dieß wieder zu gut kommt, sofern es sie abhielt, die Ironie aufzunehmen, welche die nördlichen Meister und Jünger der Schule ausbildeten, und daß es auch in eng gesteckten Grenzen eine Größe, eine Erweiterung zum Welt- und Menschheits-Gefühle gibt, wie denn diese dem Meister Uhland nicht bestritten werden kann und darf. Die Angriffe, welche von Seiten des jungen Deutschlands zur Zeit der Abfassung dieser Charakteristik auf die schwäbischen Dichter gemacht wurden, führten mich

auf die Poesie der modernen Zerrissenheit und der socialen Emanzipation. Ich hielt damals die Stimmungen des modernen unzufriedenen Subjects für poetisch tractabler, als jetzt, wo ich mich überzeugt habe, daß unsere wirkliche Welt erst eine andere geworden seyn muß, ehe wir wieder eine große Poesie haben können. Einiges in diesem Zusammenhang Gesagte hat allerdings bloßes Zeit-Interesse. Von Menzels Polemik wird jetzt Niemand mehr sprechen, Guzkow habe ich zu hart beurtheilt, er hat sich als eine lebendige, fortschreitende Natur erwiesen.

Ich stieg zu den höchsten Sphären auf, zur Religion und Wissenschaft, sprach zuerst von jener und beklagte die Verbreitung des Pietismus in Schwaben. Der Pietismus im eigentlichen gewöhnlichen Sinne wuchs jedoch nicht in dem Grade fort, als es damals zu befürchten war, und hat sich namentlich unter den Studirenden vermindert; er hat aber um so stärker in der Form einer Acceptation seiner Grundsätze bei übrigens völliger Gesinnungslosigkeit oder völliger Schlechtigkeit der Gesinnung in der ganzen Partei der Reaction um sich gegriffen.

Ich habe den Pietismus eine Krätze, eine Eiterung der besten Säfte des Geistes genannt, und bin darüber mit jener Wuth verfolgt worden, welche ich kenne, aber nicht fürchte. Ich bedaure, auch jetzt mit keinem besseren Namen dienen zu können. Der jetzige Pietismus unterscheidet sich zwar bekanntlich von dem ursprünglichen Spener'schen durch sein ganz verändertes Verhältniß zur

Zeitbildung, insbesondere zur Wissenschaft. Dieser stand in Opposition gegen eine völlig verknöcherte Wissenschaft, gegen den Buchstabendienst der damaligen Theologie, und wollte die Religion zu neuem innerem Leben erheben, er war jugendlich und stemmte sich gegen das Greisenhafte der Zeit; der jetzige sträubt sich gegen eine jugendliche Wissenschaft, welche dem Buchstabendienste ernstlich ein Ende macht, gegen die ganze Zeitbildung, welche den inneren Kern der Religion aus seiner Fixirung zu befreien, als sittlichen Geist in die Wirklichkeit einzuführen strebt, und wüthet für das Greisenhafte gegen die Jugend des Jahrhunderts. Darum sind ihm alle diejenigen, welche die wesentlichen Bewegungen der Zeit nicht begreifen können, zugefallen, sie sind Spießgesellen des Pietismus geworden, die Gedankenträgheit, der Verstandesfanatismus, der Haß gegen den Genius hat sie als vollkommene Bundesgenossen seines schwülen Grimmes ihm in sein Lager geführt. Der unschädlichen alten Pietisten, der Stillen im Lande, die ich von den giftigen sehr wohl zu unterscheiden weiß, sind wenige mehr, sie sind verhetzt von den gelehrten Pietisten und theilen ihren durchaus negativen Geist. So unterschieden übrigens diese zwei geschichtlichen Formen des Pietismus sind, sie sind doch in Einer Wiege gelegen. Die ältere Art des Pietismus konnte nur die Opposition gegen die Bildung, welche dieser Form des Bewußtseins wesentlich innwohnt, noch nicht hervorkehren. Ihre Bedeutung lag in dem Gegensatze gegen die Theo-

logie und Kirche, welche in rohe Geistlosigkeit versunken waren, und in solchen Zeiten muß sich die geistige Lebendigkeit in die verschlossene Innigkeit der Religion zurückziehen. Es liegt aber auch in dieser Form der Religiosität schon der Keim der Negation. Sie ist nicht unbefangene, nicht Volksreligion, sie ist durch Opposition und Spannung entstanden: die Bildung tritt ein und es kommt an Tag, was sie eigentlich ist. Aller Pietismus ist, wie dieß Märklin in seiner Schrift über den modernen Pietismus gründlich nachgewiesen hat, die unnatürliche Abstraction, den Geist, der das ganze Leben flüssig als lebendige Continuität durchdringen soll, zu einem besonderen machen zu wollen. Er fordert, daß das Dogma inneres Leben werde, aber hier bleibt er stehen; im inneren Bewußtsein soll es nun auf's Neue fixirt stocken und gegen jede Aufweichung zu einem unbefangenen praktischen Geiste sich sträuben. Daher ist dieser, in seinen Anfängen schöne, Versuch einer Belebung der Religion viel schlimmer als gar keiner, die katholische Kirche in ihrer festen Objectivität und krystallischen Versteinerung etwas ungleich Unschuldigeres, als diese pikirte Halbbelebung des Versteinerten, dieser zurückgetretene Fanatismus. Der Pietismus ist daher der geborene und geschworene Feind der wahren Wissenschaft, welche die Allgemeinheit und continuirliche Lebendigkeit zu ihrem Prinzip hat und der Bildung, welche dieses Prinzip durchführt. Das Wahnsinnige im Pietismus ist die Besonderheit seines Interesses für die Religion und die Ausdrücklichkeit

der Beziehung, die er zur Bedingung der Religiosität macht. Der Pietist ist Religiöser von métier, der Pietist ist der Professionist der Religion, Pietist ist, wer nach Religion riecht. Der Pietist behauptet, wie der wahrhaft Religiöse oder richtiger wie der wahrhaft Gute, daß alle weltlichen Kräfte verklärt werden sollen, indem sie sich mit dem Geiste der Unendlichkeit durchdringen; aber er hebt in demselben Athemzuge die Durchdringung und alle Möglichkeit derselben vielmehr auf, indem er jene als undurchdringlich setzt. Denn sein Gott ist so materiell vorgestellt, daß er sich mit den weltlichen Existenzen im Raume stößt und nicht beide, Welt und Gott, mit- und ineinander bestehen können. Daher kennt er an der Stelle der wahren Durchdringung nur ein Nebeneinander der ausdrücklichen Beziehung einer weltlichen Thätigkeit und einer Zurückführung derselben auf Gott, und hiedurch entsteht der Aberwitz eines völligen Widerspruchs, welcher einerseits fordert, daß das Weltliche nicht sowohl in das Göttliche aufgenommen, als vielmehr von demselben ganz verzehrt werden müsse, andererseits aber troß dieser Meinung das Weltliche noch festhält und den heimlichen Stachel der Begierde danach bewahrt. Du sagst zu einem Pietisten: es regnet, ich will einen Schirm nehmen, und er antwortet: gut, aber der wahre Schirm ist Gott. Du sagst: ich trage gern einen Stock, und er versetzt: gut, aber der Herr allein ist der wahre Stecken und Stab. Du sagst: dieß Licht brennt hell oder dunkel, und er bemerkt: gut,

aber die Religion ist das wahre Licht u. s. w. Gott, Christus, der heil. Geist u. s. w. muß immer genannt werden, wenn etwas im Geiste der Religion geschehen soll; die geistige Weihe jedes Thuns muß sich als Gebet neben dasselbe stellen. Mit einem Pietisten ist daher schlechterdings nicht fortzukommen, zu sprechen, zu leben, er nimmt nichts, wie es ist, er sieht Alles gebrochen wie im Wasser, er ist absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, er ist wahnsinnig.

Eine Durchdringung der weltlichen Kräfte durch den ewigen Geist fordert also der Pietist und meint vielmehr eine Aufhebung, daher seine Verdammung der sinnlichen Kräfte, in welchen er das Material der sittlichen erkennen sollte, aber nicht erkennt. Die Veredlung der sinnlichen Kräfte zu sittlichen wird in verschiedenen Formen vollzogen. Noch ehe die eigentlich sittliche Bildung beginnt, ergreift die schöne Kunst und das Gefühl der Schönheit überhaupt den sinnlichen Menschen auf seinem eigenen Boden, befreit die Sinnlichkeit im Elemente der Sinnlichkeit durch den Adel der Form von ihrer Naturrohheit, das Gute naht sich dem Menschen in der heiteren Form des Schönen. Auch wo die sittliche Bildung längst ins Werk gesetzt ist, bleibt die Grazie ihre anmuthige Begleiterin. Es ist bekanntlich der edle Schiller, der diese Wahrheit mit hundert beredten Wendungen, am erschöpfendsten in seinem Aufsatz über die ästhetische Erziehung des Menschen ausgesprochen hat. Diese ganze Welt, die Welt der Schönheit, der Humanität verschließt sich der Pietist, in-

dem er eine Möglichkeit künstlerischer Veredlung der Sinnlichkeit, nachdem er sie in ihrer Wurzel für bös erklärt hat, natürlich läugnen muß. Aber dies ist nicht richtig gesagt, er verschließt sich ihr nicht, er schielt auf sie hinüber und wirft das Bild seiner eigenen, durch Entgegensetzung gereizten, verdorbenen Phantasie hinter jeden unschuldigen Genuß, Tanz, weltliche Musik, Schauspiel u. s. f. Denn verdorben ist und muß seyn seine Phantasie. Die Sinnlichkeit hat ihr Recht; wird es ihr weggestritten, so tritt sie wie eine Krankheit auf die edleren Theile zurück und es entsteht die Phantasie-Sinnlichkeit, die heimliche Sinnlichkeit, die Sinnlichkeit mit bösem Gewissen, die unschöne, die versessene, zurückgeschluckte Sinnlichkeit. Die Sünden der verheimlichten inneren Sinnlichkeit sind überhaupt eines der größten Uebel, welche die christliche Bildung als Kehrseite ihrer tieferen Geistigkeit mit sich brachte; im Pietismus muß natürlich dies Alles verstärkt zum Ausbruch kommen. Die Muckerei und was ihr verwandt, ist keine zufällige, sondern eine wesentliche Geburt des Pietismus. Wenn die unschöne, heimlich durch den Reiz einer beständigen Polemik entzündete Sinnlichkeit des Pietisten zum Ausbruch kommt, so ist dieß ein bezeichnender Zug, der zu seinem Charakter als Pietist gehört. Ueberhaupt hat ein Pietist als Pietist keine der Entschuldigungen für sich, auf welche die gewöhnliche menschliche Schwachheit Anspruch machen darf; denn er selbst verzeiht keinen Fehler, sucht sie auf, erfindet und lügt, wo er keine erlauern

kann, ist sicher im Hochmuthe seines Monopols; und wo er sündigt, rächt sich an ihm die verläumdete, verfolgte, verfluchte, mißhandelte Natur, und die begangene Sünde beschönigt er mit seiner Heuchelei. Ein Pietist muß ein Heuchler seyn, denn die beständige ausdrückliche Beziehung jeder Stimmung und Thätigkeit auf das getrennt vorgestellte Göttliche, der beständige heilige Zorn gegen die Natur im Menschen kann der Seele nicht ernst seyn; sie ist zu gesund, sie arbeitet, in der Erkrankung noch stark, unter der Decke des heiligen Mantels fort, und das Umschlagen dieses Mantels wird zum Mechanismus, zur Gewohnheit des Scheins, zur Heuchelei. Wer Alles und Jedes mit Salbung thun zu müssen meint, der muß ja ein Heuchler werden.

Das eigentlich sittliche Gebiet nun entfaltet die geistig umgebildeten Kräfte zu dem Organismus der weltlichen Thätigkeiten. Alle diese Thätigkeiten läßt der Pietist nur gelten, wenn und soweit sie in dem Sinne seiner stets geforderten ausdrücklichen Beziehung geheiligt sind. Wo daher diese Ausdrücklichkeit nicht ist, da hat er keine Achtung und kein Interesse. Wer fleißig ist, ist noch kein rechter Pietist. Der rechte Pietist thut nichts, wo es nichts zu salben, zu bekehren, zu verdammen gibt. Was er aber thut, dem nimmt er jede Schönheit durch die Art, wie er es thut. Er ist z. B. wohlthätig, er schenkt, aber dabei müssen ihm die Beschenkten so viel beten, daß ihnen die Freude vergeht; er betreibt die Mission, aber es ist dabei

nicht sowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf eine Demonstration gegen die Ketzer im Christenlande, auf fanatische, hochmüthig bescheidene Missionspredigten abgesehen. Der Pietist achtet aber auch an Andern keine sittliche Thätigkeit, nicht deine Amtstreue, nicht deinen Fleiß, nicht dein männliches Wirken; er findet überall nur so viel Werth, als er Heuchelei findet; wenn du nicht heuchelst, so thue Gutes, was du immer kannst, er wird es verdrehen, weglügen, mit seinem giftigen Schaum bespritzen. Dem Pietisten ist nichts heilig. Er hat beschlossen, das Heilige anderswo zu suchen, als im Guten, daher kann ihm nichts heilig seyn. Es gibt auch nichts Ungläubigeres, als einen Pietisten. Wo er keine Heuchelei sieht, und besonders wo er selbst nicht seine Salbung dazu gibt, meint er, die Welt krache in ihren Axen.

Wodurch dieses unheimliche Bild sich erweitert, dieß ist der tiefe Haß und Grimm, die Lebenslust des Pietisten. Das Streben des Pietisten nach Seligkeit ist innere Hölle. Gegen den Unbezwinglichen, gegen den Siegreichen, gegen den wolkenlos Heitern, gegen den fortschreitenden Lichtgeist unmächtig verzweifelnd zu kämpfen ist sein Pathos; das Gefühl der Unmöglichkeit, ihn zu bezwingen, und die Wuth, mit ihm dennoch zu ringen, dieses Wollen und Nichtkönnen, dieser Wahnsinn, die Geschichte zu negiren, dieß ist das verbissene Zähnefletschen des Pietismus. Die Welt soll nicht tanzen, nicht singen, nicht ins Theater gehen, nicht denken, nicht ohne Gebet arbeiten; sie soll es nicht,

und soll es nicht und soll es wieder nicht; aber die Welt tanzt, singt, geht ins Theater, denkt, arbeitet — und wenn du berstest, sie thut es. Wer sich ein rechtes Bild von den verdammten bösen Geistern machen will nach der kirchlichen Vorstellung, von ihrem Grimm, ihrer Wuth im Gefühle ihrer Unmacht und Verdammniß, der muß einen Pietisten ansehen. Wir kämpfen auch, wir ringen auch, wir leiden, wir leiden Verläumdung, Verrath, Verfolgung, Zurücksetzung, Bosheit aller Art, aber wir sind hell und heiter und ziehen nach jedem Kampfe weiter und pfeifen unser Lied so unbekümmert, wie Einer, der sich des ewigen Sieges seiner guten Sache bewußt ist. Doch die Pietisten sind auch glücklich; wenn Andere von Licht und Liebe leben, so ist Haß, Grimm, Schadenfreude, Vernichtungswuth ihr Element, worin sie mit Zufriedenheit wühlen. Jeder sucht Speise nach seiner Weise. Als Mittel für seine Wuth ist dem Pietisten Alles erlaubt, denn der Zweck heiligt die Mittel *). Das einzige offene Mittel des Pietismus ist Schimpfen, Fluchen, er hat aber um so mehr

*) Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Weltkind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Ist Alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

heimliche. Der Pietismus ist sehr listig; während die Thätigkeit der Vernunft in ihm erkrankt ist, bilden sich die unteren Kräfte des Geistes, die Verständigkeit insbesondere im Dienste des bösen Willens, zu unverhältnißmäßiger Fertigkeit aus. Wir haben die Prinzipien des Pietismus offen und ehrlich vor aller Welt angegriffen. Wir haben ihn bitter gereizt, es ist ihm nicht übel zu nehmen, wenn er sich wehrt. Er wehre sich offen, wie wir; gegen Gründe kämpfe er mit Gründen. Aber der Pietismus hat uns nicht widerlegt, nicht einmal zu widerlegen versucht; wir haben ihn von vorn mit dem Schwerte angegriffen, er fällt uns von hinten mit dem Stilet an; wir haben uns an die Sache gehalten, er hält sich an die Person, er belauert, umschleicht, er legt Sammlungen von Stellen aus unseren Schriften an, um sie, aus ihrem Zusammenhang gerissen, gegen uns zu benützen, er verläumdet uns bei den höchsten Behörden, er operirt gegen unsere Laufbahn, er vergiftet uns durch moralische Verdächtigung, und am liebsten möchte er uns ganz und eigentlich vergiften. Es ist durchaus etwas Mörderisches im Charakter des Pietismus.

Dieses Gemälde vollendet sich durch den geistlichen Hochmuth des Pietisten. Er verdammt das erlaubte Selbstgefühl jeder gesunden Natur und rühmt sich in häßlichstolzer Demuth als das auserlesene Rüstzeug der göttlichen Gnade, ohne dessen Eifer Gott selbst sterben müßte. Es arbeiten alle edlen Kräfte der menschlichen Natur im Pietismus, aber auf einen falschen Mittelpunkt bezogen, daher ent-

stellt, gegen ihren Zweck verdreht, daher im Zustande giftiger Eiterung. Die schönsten und höchsten Gefühle des Gemüths liegen ihm zum Grunde und schlagen in ihr Gegentheil um, Religion wird Gottlosigkeit, Glaube Unglaube, Wahrheit wird Lüge, Eifer wird moralische Mordsucht. Dieser Eiter ist ansteckend, der Pietismus ist durch die schillernden Farben, die seinen gährenden Sumpf bedecken, für Menschen von mehr Einbildungskraft als Denkfähigkeit, mehr gutem Willen als Verstand, am meisten aber für Menschen, welche sich durch Ausschweifungen geschwächt haben und da sie an ihrem Willen verzweifeln, sich den Willen als Gnade, die von außen kommt, vorzustellen ein Bedürfniß fühlen, durchaus contagiös. Darum habe ich den Pietismus eine Eiterung, eine Krätze genannt.

Ueber den Rest dieses Aufsatzes habe ich wenig Bemerkungen nachzutragen. Wo von dem Zurückwandern der modernen Philosophie nach Schwaben die Rede ist, sage ich, sie habe bei den Universitätslehrern, Einen kräftig freien Geist ausgenommen, keinen Eingang gefunden. Dieß hat sich seither verändert. In der theologischen Facultät steht neben dem würdigen, verehrten Baur der scharfsinnige, klare, gelehrte Zeller; in der philosophischen zeichnet sich durch ebenso große Bestimmtheit als Gründlichkeit Schwegler aus, auch Zeller liest philosophische Collegien und versammelt eine große Anzahl von Zuhörern um sich; durch Reif's Anstellung hat die Lehrfreiheit einen

Sieg errungen; in der philologischen Facultät ist es der Orientalist Meyer, der die philosophische Idee in dieses Material einführt; in der juridischen sind Bruns und Köstlin als talentvolle Repräsentanten der philosophischen Richtung aufgetreten; in der staatswirthschaftlichen hat sich Fallati die Gedanken der Speculation auf klare geschmackvolle Weise angeeignet.

Da ich den Bildungsgang des Dr. Strauß zu verfolgen hatte, so wurde von unsern Seminarien die Rede. Es kann jetzt Niemand mehr in Zweifel seyn, wie ich es damals noch war, daß diese Anstalten vor dem jetzigen Begriffe von Bildung und Erziehung eines Jünglings fallen müssen und werden; denn sie ruhen auf der mönchischen Vorstellung, daß der Geistliche nicht Mensch sey. Was an ihnen unläugbar Gutes ist, ließe sich unter zweckmäßigerer Form beibehalten, wenn die Stiftungen, auf welche sie gegründet sind, in Stipendien für Studirende aller Facultäten verwandelt würden, welche als Bedingung der Theilnahme eine strenge Concursprüfung zu bestehen hätten, nicht zusammenwohnten, keiner besondern Legal-Aufsicht unterworfen wären, wohl aber eine speziellere Leitung ihrer Privatstudien, die wohlthätige Verpflichtung der wöchentlichen sog. Loci, der Ausarbeitung von Aufsätzen, der halbjährigen Prüfungen genössen. Das Institut der Repetenten könnte dabei in der Weise wohl beibehalten werden, daß für die Studirenden der verschiedenen Facultäten je einer oder nach Maaßgabe der Anzahl mehrere

Repetenten aufgestellt wären, welchen alle Pflichten der bisherigen, außer der Disciplinar-Aufsicht, welche mit dem Zusammenwohnen steht und fällt, oblägen. Wenn man nur das Eine erwägt, wie viele Eltern, durch die großen Erleichterungen verführt, welche hier ausschließlich die Theologen genießen, ihre Söhne ohne alle Prüfung ihrer persönlichen Neigung und Talente dem geistlichen Stande widmen, so müßte man sich von der Nothwendigkeit einer solchen Veränderung überzeugen.

Zu leicht habe ich es mit der Hintansetzung der philologischen und andern positiven Studien gegen die philosophischen genommen, welche zur Zeit der Verfassung dieses Aufsatzes im hiesigen Seminar herrschte. Dieß hat sich inzwischen angefangen zu verändern. Die Philosophie selbst wird jetzt in mehr historischem Geiste studirt, die Theologie ebenfalls.

Die wahre Stellung der Straußischen Ansicht zur Religion habe ich milder angegeben, als ich es jetzt thun würde. Man dachte damals über Vereinbarkeit der Vorstellung und des Begriffs auf philosophischer Seite anders als jetzt; theils weil die Speculation selbst in diesem Puncte ungründlich war, theils weil man noch wenig Erfahrungen gemacht hatte. Ich könnte zwar in einem gewissen Sinne noch heute sagen: Strauß kämpft nicht gegen, sondern für die wohlverstandenen Interessen der Religion u. s. w.; es liegt mir aber nichts daran, wenn mir jemand streitig macht, daß, was nach der Kritik der Mythen zurückbleibt,

noch Religion zu nennen sey. Es gehört zwar auch zum Guten ein Glaube, und zwar ein viel höherer und stärkerer, als zu der eigentlich sogenannten Religion; mir ist es aber höchst gleichgiltig, ob man mich, wenn ich das Gute will und thue, darum glaubig und religiös nennt oder nicht; oder richtiger, es ist mit diesem Titel, wie sich jetzt die Sachen gestaltet haben, eben nicht viel Ehre abzuheben und man kann leicht darauf verzichten. Eine Ehre ist es jetzt, wenn man von Jemand sagen kann: er wird verdächtigt, verläumdet, seine Treue mit Undank belohnt, er wird verfolgt, zurückgesetzt, entlassen; und diese Ehre hat Strauß genossen.

Diesem Aufsatze folgt ein Sendschreiben für die Hallischen Jahrbücher mit dem Titel: Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der jetzigen Zeit. Diese kleine Expectoration macht auf neue Gedanken und tiefere Begründung vorhandener keinen Anspruch. Ich hoffte damals, sie könnte vielleicht für ein freisinniges Urtheil, das nur durch den Nebel, welchen die Leidenschaft und die schiefe Reflexion auf solche praktische Fragen werfen, hindurchzubringen nicht genugsam orientirt sey, einiges Moment haben und so nicht ohne alle Wirkung bleiben. Sie erschien zu spät und auch ohnedieß hätte ich wohl zu erfahren bekommen, was ich in dem Aufsatze selbst einräume: daß die Philosophie unmittelbar praktisch nicht zu wirken berufen sey. Nur ist dazu sogleich hinzuzusetzen und es ist ein

Mangel der Darstellung, daß es nicht geschehen ist: die Philosophie hat unmittelbar allerdings keinen praktischen Beruf, wohl aber wird sie, wenn sie als allgemeine Bildung in die Masse zurückgeströmt ist, eine ungeheure Macht, von welcher man gar nicht mehr fragen kann, ob sie auch praktisch wirken könne und dürfe, weil sie die Praxis selbst ist. Eine solche Macht wurde z. B. die Kantische Ansicht der Dinge, sie besetzte beinahe ein halbes Jahrhundert lang die meisten Staatsdienerstellen, und liegt noch dem Denken der Masse der Gebildeten zu Grunde. Die Zeit, wo die Hegel'sche Philosophie, d. h. nicht ihr Buchstabe, sondern ihr Geist in seiner unendlichen Entwicklungsfähigkeit, eine solche Macht werden wird, wird so sicher kommen, als der künftige Tag. Die Stärke der Reaction verkündigt ihren Sieg, denn wenn eine Lampe verlöschen will, stinkt sie. Uebrigens war mir auch bei dieser Arbeit die Frage über Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit des Begriffs und der Vorstellung noch nicht so klar, wie jetzt. Durchschneiden läßt sich zwar, wie ehrlich man hierüber denken mag, nicht. Mögen die philosophisch Gebildeten über ihren Widerspruch mit der Kirche so aufrichtig seyn, als sie wollen, ein Austritt aus ihr wäre nichts als ein kindischer Scandal; und Theologen, welche in diesen Widerspruch gerathen, wird nach wie vor die Nothwendigkeit treiben, geistliche Aemter zu bekleiden. Hier ist durchaus keine Hilfe, als daß man vor der Hand begreift, wie der Protestantismus selbst der lebendige Widerspruch ist, eine

Kirche zu seyn und doch die Bedingungen einer über alle kirchliche Begrenzung hinausgehenden Bildung in sich zu tragen. Wer aber dieß begreift — und es ist nicht schwer zu begreifen, denn es liegt auf flacher Hand, — der wird sich auch überzeugen, daß es die Plattheit aller Plattheiten ist, wenn man so distinguirt: freie Ansichten sind zu dulden, aber wer als Kirchenlehrer angestellt werden soll, darf sich nicht von der kirchlichen Lehre entfernt haben. Unsere Abweichungen von der Kirchenlehre haben sich nicht neben und außer dem Protestantismus, sondern in seinem Schooße gebildet, der protestantische Geist ist kein starrer Stein, sondern eine lebendige Kraft, welche fortwächst und sicher noch mit ihren Wurzeln den Stein, an den sie freilich noch gebunden ist, Kirche und Autorität nämlich, in Stücke sprengen wird.

Hierauf lasse ich also die kritischen Arbeiten aus dem Gebiete der bildenden Kunst folgen. Sie schlagen alle mit wiederholten Schlägen auf Einen Punkt: keine Transcendenz, keine Mythen, keine Allegorie, sondern Geist der Wirklichkeit! Man wird nachsichtig seyn, wenn dasselbe Pathos in immer neuen Wendungen sich ausspricht, wenn z. B. dreimal (in der Kritik der Faust-Literatur komme ich abermals darauf zurück) von dem Unterschied zwischen der Allegorie und der wahren Gestalt des Schönen die Rede ist, wenn ich mehr als Einmal meine Ueberzeugung von der Zeitwidrigkeit der Mythenmalerei an dem jüngsten Gericht von Cornelius auseinandersetze — rc.

Ich war ja und bin noch mit diesen Ueberzeugungen, deren Wahrheit ein Kind einsieht, bei den Künstlern ein Prophet in der Wüste. So drang z. B. von allem dem, was ich hierüber seit Jahren wiederholt habe, zum erstenmal, da bei Gelegenheit der belgischen Bilder einer der wenigen denkenden Künstler in den Jahrbüchern der Gegenwart Ansichten aussprach, die mit den meinigen zusammentreffen, etwas nach München und erregte eine solche Ueberraschung, daß die confuse dortige Kunstkritik nichts zu thun wußte, als in der allgemeinen Zeitung so ungebildet, als man es nur erwarten konnte, zu schimpfen.

Was ich in der Anzeige der Rambourschen Aquarell-Copieen und der Hallmannischen Schrift über die Münchener und Düsseldorfer Schule gesagt habe, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; einiges in der letzteren Anzeige dient zur Ergänzung von Mängeln der ersteren, wie namentlich die Bemerkung, daß die Münchener Schule mehr das hat, was man Styl nennt. Schnorr wußte ich nicht recht zu charakterisiren; irre ich nicht, so kann man von ihm sagen, daß er bei vielem Trefflichen in Charakteristik, Composition, Zeichnung von einer gewissen obligaten und sentimentalen Behandlung nicht frei ist. Zu dem Charakter der Düsseldorfer Schule gehört wesentlich das große Gewicht, das sie auf die äußere Ausstattung, besonders auf mittelalterliche Garderobe legt, wodurch das Innere, das sie abstract und sentimental zu behandeln geneigt ist, und das Aeußere, das sie mit concreter Gelehr-

samkeit ausarbeitet, unorganisch auseinanderfällt. Einen großen Fortschritt über die lustigen und lyrisch abstracten Anfänge der Schule hinaus hat Lessing gemacht, der den Namen eines großen Malers vollkommen verdient. Ich hätte mehr über seinen Huß sagen sollen; freilich hatte ich ihn damals noch nicht gesehen. Er bleibt in diesem Werke allerdings der eigenthümlichen Beschränkung der Schule auf das Innerliche, die handlungslosen Zustände, das Psychologische treu und gibt uns nicht die stürmische Bewegung des Concils, sondern eine Situation vor demselben, worin er sich als Meister in Charakterköpfen zeigen kann, denen die zu erwartende Handlung erst als verhaltener Zustand vor dem Ausbruch aus den Augen sieht. Es ist aber, innerhalb dieser Schranken genommen, eine wahrhaft großartige Gruppe, ein Werk der tiefsten Seelenmalerei.

Ich bedaure, daß der letzte zu der Abtheilung über Kunst gehörige Aufsatz in den zweiten Theil verlegt, und so getrennt werden mußte, was in diese Rubrik zusammengehört. Ein Uebersehen während des Druckes ist daran schuldig, und es thut mir doppelt leid, daß die Sache nicht mehr zu ändern war, da hiedurch der zweite Theil an Bogenzahl größer geworden ist.

Die Kritik der Literatur über Goethes Faust ist sehr wenig höflich ausgefallen. Man wird billig einem Manne, der diesen Augiasstall zu misten unternahm, einige Ungeduld nachsehen; auf einen groben Klotz gehört ein

grober Keil. Wie entrüstet ich aber hier gegen die rein speculative Behandlung eines Kunstwerks, gegen das stoffartige Aufsuchen philosophischen Inhalts statt ästhetischer Kritik auftrat, ich war selbst dennoch nicht ganz frei von dieser Auffassungsweise. Es ist in dieser langen Reihe von Beurtheilungen viel zu wenig Kritik des Gedichts als eines gewordenen, wie es in seinen ungleichzeitigen, fragmentarisch verbundenen Schichten aus dem Dichter, dem Unterschiede seiner Entwicklungsstufen und der Gunst oder Ungunst des ihm eingebenden Genius zu erklären ist. Es war in mir selbst noch weit zu viel unächte Pietät. Daher habe ich Weiße's Werk, die einzige ästhetische Kritik, in denjenigen Partieen, wo er von den Fugen und Nähten der ungleichzeitigen, mehr oder minder gelungenen Stücke spricht, viel zu flüchtig beurtheilt. Freilich hatte er mir die Freude an seinem Werke durch die schiefe Auffassung des Grundgehalts verdorben.

Auch den Mangel hat meine Kritik, daß ich das Gedicht viel zu wenig als Ausdruck seiner Zeit in's Auge gefaßt habe, wie es den innersten Nerv jener merkwürdigen Revolution des europäischen, zunächst des deutschen Geistes gegen Ende des 18ten Jahrhunderts so durchsichtig zu Tag legt. Nur berührt ist dieser Punkt in der Kritik von Weber's Schrift, Band II, S. 114. Die Wissenschaft war verknöchert in Dogmatismus und Formalismus; die jugendlichen Geister fühlten dieß und schmachteten nach den „Brüsten, den Quellen alles Lebens, an denen Himmel

und Erde hängt, dahin die welke Brust sich drängt"; aber kein Laut kam ihnen im weiten Reiche der damaligen Schulwissenschaft entgegen, diese hatte noch keine Ahnung von einer Erkenntniß, welche essentiell, welche im Bewußtsein der Einheit des Denkenden und Gedachten begründet zugleich das dialektische Moment der verständigen Trennung und ihrer Auflösung als Methode in sich aufnehmen könnte. Daher mußte der Drang nach Wahrheit sich überstürzen, daher wurde alle Methode, wurden alle Mittel des Erkennens verachtet und ein ungeduldiger Mysticismus suchte die Wahrheit mit Gewalt zu erobern. Man wollte, da man jede Vermittlung verachtete, unmittelbar erkennen. Auf diesem Punkte steht Faust, dies ist der Grund seiner Zauberei, die ihm „durch Geistes Kraft und Mund manch Geheimniß kund thun" soll. Man nehme dazu den Famulus Wagner und des Mephistopheles Gespräch mit dem Schüler, so hat man den ganzen Zustand der damaligen obligaten, d. h. insbesondere academischen Wissenschaft, ehe die neue Philosophie seit Kant mit jugendlichem Athem ihn erneuert hat. Nehmen wir nur ein Beispiel aus der Naturwissenschaft. Man hatte eine nach äußeren Kennzeichen rubricirende, classificirende Botanik und Zoologie; der dürstende Geist tieferer Talente forderte aber ein inneres Band. Wir haben jetzt eine organisch physiologische Erkenntniß der Pflanze und der Thiergestalt in ihrem Bau und der Stufenleiter ihrer wechselnden Formen: eine solche Erkenntniß sucht Faust, die Wissenschaft reicht sie ihm nicht,

so verachtet er diese und will durch einen Gewaltstreich, durch Zauber unmittelbar in's Innere der Natur eindringen. Hier begreift man, warum Schelling in s. Meth. d. akadem. Stud. unser Fragment als „das eigenthümliche Gedicht der Deutschen begrüßte, das einen ewig frischen Quell der Begeisterung eröffne, welcher allein zureichend war, den Hauch eines neuen Lebens über die Wissenschaft zu verbreiten." Schelling durfte aber den Faust nicht nur als den Propheten des großen Prinzips der Identitätsphilosophie begrüßen, sondern es ist ebenso natürlich, daß er ihn auch als Schutzpatron der Mängel dieser Philosophie willkommen hieß. Schelling verachtete, wie Faust, die verständige Vermittlung in der Wissenschaft, weil die bisherige nur zu Verstandes-Relationen geführt hatte; Faust citirt den Erdgeist und sinkt vor der riesengroßen Erscheinung nieder: Schelling's Identitäts-Prinzip ist „wie aus der Pistole geschossen" durch die intellectuale Anschauung da, und der Gedanke sinkt von dem vorgeblichen Versuche, in diesen dunkeln Grund seine Linien zu ziehen, ermattet nieder; Faust wirft sich überdrüßig in's Leben und meint mit genialem Uebermuth seinen Schaum abschöpfen zu können, ohne von den Rädern seines sittlichen Complexes gepackt zu werden: die Schelling'sche Philosophie diente den Romantikern zum Schilde, denen Sittliches und Unsittliches nur als schönes Schattenspiel des Selbstgenusses dienen sollte.

Wie nun die Wissenschaft, so sehnte sich auch das Leben nach einer Umgeburt. Diese Sehnsucht theilte sich in

zwei Formen. Der subjective Deutsche suchte Freiheit von den Banden einer veralteten Convenienz und einer Moral, welche die Rechte der Persönlichkeit nicht in Rechnung nahm, freie Bildung durch freien Genuß und freie Thätigkeit; aber er stürzte mit den veralteten Gesetzen auch die ewig wahren um und wußte die abstracte Freiheit der Persönlichkeit nicht mit dem vernünftigen und besonnenen Eingehen in die Bedingungen des Lebens, dem Gesetze der Nothwendigkeit, mit Zucht und Gehorsam zu vereinigen; die übersprudelnden Jünglinge der Sturm- und Drang-Periode standen daher an einem Abgrund, in welchem mehr als Einer von ihnen verloren ging. Es war kein Epicureismus, man suchte unbegrenzte Thätigkeit so gut wie unbegrenzten Genuß. Goethe meinte Kunst, Poesie, Naturforschung und die Verdienste des Staatsmanns in sich vereinigen, Tasso und Antonio zugleich seyn zu können, nannte sich eine Legion, von hundert Welten trächtig, er wollte wie Faust der Menschheit Krone erringen. Auch dieß war ein Abgrund. An diesen Abgrund führt Mephistopheles den Faust; aus Reminiscenzen der Jugendsünden jener Brausezeit ist die vermessene Wette mit Mephistopheles, die Liebesgeschichte mit Gretchen, ist zum Theile die Figur des Mephistopheles, ist die Walpurgisnacht, in welcher der concentrirte hautgoût der Liederlichkeit qualmt, mit hellem und sittlich überblickendem Geiste zusammengesetzt. Die Absicht ist, Faust durch Schuld und Reue zur Besinnung, zur männlichen Versöhnung mit dem Leben, zu jener Durchbildung der

Persönlichkeit zu führen, welche sich beschränkt und doch frei bleibt, welche nicht fürchtet, die innere Poesie, die edle Unzufriedenheit im Philisterium einzubüßen.

Die andere Form jenes Drangs nach neuem Leben fiel dem französischen Volke zu, die Umschaffung des objectiven Lebens, des Staats. Derselbe Jugendrausch wie dort in engerer Sphäre wußte hier wohl zu zerstören, aber nicht zu bauen. Diese Gestalt der Revolution nahm Goethe gar nicht auf, gegen diese Welt war er versteinert; und doch ist es Faust und niemand anders als Faust, der seit Rousseau bis auf George Sand im französischen Geiste spukt. Freilich kann man auch sagen, Faust sei einmal ein Deutscher und jener französische Störenfried müsse ein Milchbruder von ihm sein, den er vergessen habe. Goethe gedachte im zweiten Theil seinen Helden in höhere, bedeutendere Sphären zu führen, aber er hat es schlecht genug angegriffen.

Wollte man Faust in die geforderte politische Lage bringen, ohne die Einheit der Zeit zu sehr zu verletzen, so ließe sich hiezu der Bauernkrieg benützen, diese einzige Erscheinung in der Geschichte des deutschen Volkes, welche, getragen von den reinsten und edelsten Ideen über Freiheit und Menschenrecht, an der Unreifheit der Zeit, an der inneren Unfreiheit der kirchlichen Reformatoren, welche hier geradezu in Schlechtigkeit überging, aber auch an der Wildheit schrankenloser Rachsucht und an der Uneinigkeit, wodurch die Unternehmung sich selbst trübte, tragisch gescheitert

ist. Der Bauernkrieg wäre eine Situation, welche alle Ideen der späteren politischen Revolution, selbst die neuesten des Communismus nicht ausgeschlossen, im Keime enthält; sie wäre symbolisch in dem erlaubten Sinne, durch welchen die Wahrheit, die individuelle Haltung und der historische Charakter der wahren Poesie nicht aufgehoben wird. Der Bauernkrieg wäre nur deßwegen ein Symbol der modernen Revolution, weil er wirklich der Anfang derselben ist. Faust nun müßte vorher von der Reformation ergriffen und begeistert sein und würde mit Jubel diese Frucht derselben, das Erwachen der politischen Persönlichkeit im Volke begrüßen, er würde als Anführer an die Spitze einer Bauernschaar treten. Seinem Enthusiasmus müßte der Dichter die Züge des Feuergeists jener Zeit, dessen Schwert die Rede und dessen Rede ein Schwert war, des Ulrich von Hutten, leihen. Jetzt würde Mephistopheles seine alte Rolle fortsetzen. Die Situation wäre wie gemacht dazu. Er würde bald an Faust's Hitze noch schüren und ihn dadurch zu wirklichen Ungerechtigkeiten, zu Handlungen der Grausamkeit hinreißen, wozu ihm seine Stellung alle Gelegenheit böte; bald würde er seinen Enthusiasmus verhöhnen und verlachen und ihm die ganze Unternehmung als einen Ausbruch thierischer Begierden in den Staub herunterziehen. Er würde zugleich die Bauern zu Greuelthaten hetzen, sein Werk wäre es, wenn sie zuerst auf reiche Klöster losstürzen, die Keller aussaufen, die Pfaffen castriren u. s. w. Würde nun Faust, durch diese

Verunreinigung des Werkes zurückgeschreckt, sich in die Einsamkeit zurückziehen, und, wie früher schon in Wald und Höhle, wieder der reinen Betrachtung sich weihen, so stellte Mephistopheles sich wieder ein und ruhte nicht, bis er ihn zurückgelockt hätte. Endlich aber, nach neuen Verirrungen der Unbesonnenheit, der abstracten Begeisterung, welche rücksichtslos die Wirklichkeit verletzt, müßte Faust erleben, daß die Unternehmung scheitert, und daß er selbst mit abermals getrübtem Gewissen dasteht. Jetzt würde er sich sagen, daß das ganze Werk ein unreifes war und den Vorsatz fassen, ehe er wieder mit solcher Hast in die Wirklichkeit übergreife, sein Inneres durch neue, anhaltende Beschäftigung mit sich selbst erst noch tiefer zu bilden und zu reinigen. Dieß wäre dann der Schluß des Gedichts, nach meiner Ansicht der einzig mögliche und richtige. Eigentlich abgeschlossen kann das Drama nicht werden, das habe ich in meiner Kritik dieser Literatur hinlänglich bewiesen. Die Versöhnung des Idealismus und Realismus in Denken und Handeln, wohin das Ganze strebt, kann nur als Perspective in Aussicht gestellt werden, theils weil Faust überhaupt nicht der Held der Versöhnung, sondern der Entzweiung ist, theils weil die Darstellung der Versöhnung als eines ruhenden, fertigen Zustandes ebenso philosophisch unwahr als poetisch matt wäre. Jener Schluß nun würde diese Perspective gewiß in der richtigen Weise eröffnen. Was Faust als einzelne Person betrifft, so würde er ein Handeln mit männlicher Besonnenheit, mit Anerkennung

der Grenze und des Maaßes als künftige Aufgabe ansehen. Zugleich würde das Gedicht den Haupt-Faden nicht ganz fallen lassen, der sich ja wesentlich durch das Ganze hindurchziehen soll, nämlich Faust's Wissenstrieb und denkende Natur, wodurch er sich von jedem andern dramatischen Helden unterscheidet und jedes gegebene Verhältniß in das Bewußtsein und den Gedanken zu erheben sucht. Durch reineres Denken künftig sein Handeln zu reinigen wäre sein wohlbegründeter Vorsatz. Man würde nun mit Leichtigkeit einsehen, daß Mephistopheles und der Herr, Faust und Mephistopheles in ihren Wetten je beide sowohl gewonnen als verloren haben.

Allein Faust ist nicht blos dieser Einzelne, er ist der strebende Menschengeist, er ist bestimmter der strebende Geist in der großen Krise des 18ten Jahrhunderts, da dem Bewußtsein zuerst seine subjective Unendlichkeit aufging, er ist noch näher gefaßt dieser Geist in der besonderen Bestimmung des deutschen Naturells. Nun würde er aber durch die letzte politische Situation, obwohl sie der deutschen Geschichte angehört, vermöge ihrer vorbildenden Beziehung auf die französische Revolution stark in den französischen Charakter übergehen. Der Schluß jedoch wäre, daß der französische Charakter zwar rasch und entschlossen handelt, aber sich überstürzt und die Früchte nicht ärndtet, weil die innere Bildung, aus welcher die That fließt, nicht rein und reif ist. Es würde in Aussicht gestellt, daß vielleicht das deutsche Volk, das so lange in politischem Schlummer

begraben nur in den Bergwerken der inneren Bildung arbeitete, einst noch beweisen werde, daß es auch handeln kann, daß aber seine Handlung reiner und fruchtbarer sein wird, weil eine lange, gründliche, tiefe Bildung des Denkens dieser Handlung voranging. So wäre dieser Faust und dieser Schluß ein Vorbild und Zeichen unserer Hoffnungen und Zukunft.

Wie wenig mir solche, in der Idee dieser Tragödie ganz nothwendig begründete Consequenzen bei der Abfassung dieser Kritiken-Reihe schon klar waren, beweist namentlich die Bemerkung Th. II, S. 212, wo behauptet wird, rein praktische Situationen, wie die eines Feldherrn oder Herrschers taugen für den Helden nicht, weil innere Zerwürfnisse sein eigentliches Pathos seien. Faust muß freilich Alles, was er angreift, hoch und geistig fassen, ja in's Excentrische treiben und eben dadurch sich in Schuld verstricken, allein der Uebergang in das Leben und die Handlung ist ja gerade seine Bestimmung und sein Ziel. Monarch freilich durfte er nicht werden, aber aus andern Gründen; sollte er übrigens je einen Thron besteigen, so müßte er aus allzugroßem Liberalismus, wo er auf der einen Seite Gutes stiftet, auf der andern Seite das Recht verletzen. Goethe hat etwas der Art in den fünften Act aufgenommen, die Zerstörung der Hütte von Philemon und Baucis, aber dieß ist so trüb allegorisch, wie nur etwas in diesem zweiten Theile; auch benützt Mephistopheles die Schuld, welche Faust durch diese That der Ungeduld auf sich

lädt, gar nicht für sich als Hauptgrund seines vermeintlichen Gewinns der Wette. Ferner habe ich in derselben Bemerkung S. 212 gar nicht hervorgehoben, daß Faust, wenn er etwa in die Situation des Künstlers gebracht werden sollte, nothwendig in die Zeit einer Krise streitender Kunstprinzipe versetzt werden muß, denn er ist einmal der Held des revolutionirenden Geistes. Goethe selbst hat dieß wohl gefühlt, da er ihn allegorisch benützt, den Gegensatz und die Versöhnung des Classischen und Romantischen in seltsamen Bildern darzustellen, freilich in derselben trostlosen Art, worin dieser ganze zweite Theil, der in allen Zügen ähnliche Bruder der Wanderjahre Wilh. Meisters, verfertigt ist. Die ganze Sache ist allerdings deßwegen schwierig und fast unausführbar, weil eine solche Krise in der Zeit, in welcher Faust spielt, noch gar nicht vorhanden war, also die Zeit-Einheit zu gewaltsam zerrissen werden muß. Doch im Keime bereitete sich diese Krise damals allerdings vor; die humanistischen Studien, die Kenntniß der Alten drangen ein, wirkten mit der Reformation gemeinsam, die ascetische Bildungsform des Mittelalters zu zerstören, unterbrachen aber auch auf lange Zeit die Fortbildung der einheimischen Poesie. Man müßte Faust mit diesen Bestrebungen, mit Melanchthon, Reuchlin, Erasmus in Zusammenhang bringen, wenn man einen Anknüpfungspunkt finden wollte, um jene künstlerische Krisis vorbildlich in ihm darzustellen, ohne den geschichtlichen Boden zu verlassen und dadurch den Helden in eine Allegorie zu verflüchtigen. —

Uebersieht man den zweiten Theil von Goethe's Faust, so hat man so ziemlich Alles beisammen, was in dem Bildungsgange des Dichters ein wesentliches Moment bildete, einem Bildungsgange, der allerdings so bedeutend war, daß ihn Goethe als Symbol allgemeiner Bildungswege hinstellen durfte. Der erste Act scheint unter seinen abstrusen Allegorieen die letzten jugendlichen Brause-Jahre zu versinnbildlichen, welche der Dichter mit dem Herzoge von Weimar verlebte, jene Zeit, wo er so manche edle Stunde im Dienste von Liebhabertheatern, Maskeraden u. dergl. vergeudete, während sein Inneres in dunkler Gährung die jugendliche Wildheit der Sitten abzulegen, die naturalistische Jugendpoesie auszuscheiden und die geläuterte Kunstform durch das Studium der antiken Dichtung aufzunehmen strebte; ein Versuch, der noch nicht gelingen konnte, weil das Verhalten des Dichters noch zu pathologisch war (Heraufbeschwörung der Helena, Faust's stürmischer Versuch, sie gewaltsam an sich zu reißen; die Erstarrung Faust's am Ende dieses Acts ist wohl auf die trübe Verstimmung des Dichters zu deuten, ehe er nach Italien reiste). Diese ganze Situation ist aber so gut als gar nicht benützt. Die Reinigung der Persönlichkeit durch das Leben in den höchsten geselligen Kreisen, wie es auch innerlich gähren und stürmen mag, ist im Tasso ganz anders und wahrhaft poetisch dargestellt. Der zweite Act scheint den wirklichen Uebergang zur Läuterung der Phantasie und ganzen Subjectivität durch Aneignung des anti-

ken Geistes und Kunstgefühls zu bezeichnen, im Dichter durch die Reise nach Italien vermittelt. Naturphilosophische Studien ziehen sich dazwischen, wie sie den Dichter in Italien neben seinen Kunststudien beschäftigten. Der Homunculus ist wohl die geistlose Philologie im Gegensatz gegen die wahre Verjüngung des Alterthums. Der dritte Act umfaßt dann die wirkliche Versöhnung des romantischen Gemüths mit der plastischen Form, der vierte und fünfte erhebt sich in die politische Sphäre, wobei dem Dichter seine ministerielle Thätigkeit für Bergbau, Industrie u. s. w. vorschweben mochte. Es sind hiemit allerdings alle wichtigeren Situationen gegeben, in welche der Held noch zu führen war, aber wie?

Sehr derb bin ich mit Enk umgegangen; seine Briefe waren aber auch gemacht, eine eiserne Geduld zu brechen. Ich spreche eine gewisse Empfindung, hart gehandelt zu haben, nur hier aus, — dem H. Leutbecher habe ich es nicht besser gemacht —, weil der tragische Tod des Unglücklichen jetzt Mitleid erregen muß. Allein das Wort: de mortuis non nisi bene gilt in der Literatur nicht. Die hyperphilosophische Schrift von Hinrichs habe ich aus Achtung vor den bekannten Gesinnungen dieses Mannes wie eine eingesehene und bereute Jugendsünde behandelt. Ich suchte eine glimpfliche Form und diese bot sich als die gefälligste dar. Freilich hat Hinrichs in seiner Schrift über Schiller sie nicht gerechtfertigt, denn diese hält sich noch in derselben falschen Manier des Construirens. Was Einzeln-

heiten betrifft, so wäre wohl Einiges zu berichtigen. So habe ich z. B. in der Kritik von Falk's Schrift gegen den vielen Mißbrauch, der mit den Worten des Mephistopheles: Grau, theurer Freund, ist alle Theorie u. s. w. getrieben wird, geltend gemacht, daß dieß Worte des Teufels seien, der den Schüler verderben will. Allein der Dichter macht hier offenbar selbst den Schalk und hat seine Freude an seinem Mephistopheles; es liegt über der ganzen Stelle ein Zwielicht; Goethe spricht unverkennbar in diesen Worten seine eigene Ueberzeugung aus, doch so, daß ihm unbestimmt vorschwebt, etwas Gefährliches und Unwahres müsse neben dem Wahren darin liegen. Daher habe ich in der jetzigen Redaction die Worte beigesetzt: Mephistopheles hat zwar immer halb Recht und so auch hier, aber auch um kein Haar weiter. Ich habe mir, wie ich oben schon gesagt, überhaupt erlaubt, an einigen Stellen, da ich mich doch zu einer eigentlichen Umarbeitung nicht berechtigt glaubte, durch solche Einschiebsel zu berichtigen und zu ergänzen. Ueber den zweiten Theil hat seither auch der gediegene Rötscher geschrieben. Allein ich gestehe, daß mir nicht weiter möglich ist, mich mit solcher unfruchtbarer Deutung unfruchtbarer Räthsel zu beschäftigen und die müden Leser mit einer resultatlosen Prüfung derselben zu behelligen. Ich achte Rötscher hoch, aber hier gehen unsere Wege ganz auseinander. Ich lese nichts mehr über diesen zweiten Theil des Faust.

Wenn irgendwo die Verschiedenheit der Empfindungs-

weise im südlichen und nördlichen Theile Deutschlands in die Augen springt, so ist es darin, daß auch nicht eine einzige Stimme aus dem Norden kam, welche Zeugniß gegeben hätte, daß man dort von Ed. Mörike auch nur Notiz genommen hätte. Die Berliner Jahrbücher schlugen mir sogar die Kritik seines Romans zurück; ich brachte sie glücklich noch in den Hallischen unter. Die Anzeige dieses Romans und der Gedichte mag den Beweis selbst führen, daß ich dieses stehengebliebene, obwohl große Talent nicht überschätze. Allerdings wird man bemerken, daß mein Urtheil über die Romantik zur Zeit der Abfassung dieser Kritik noch nicht gehörig reif war. Das seltsame Schattenspiel, das Theobald und Larkens aufführen, hat sehr schöne Bilder, aber die wunderliche, auf Traumwolken schwebende Erfindung der ganzen Situation dieses kleinen phantastischen Drama's hätte schärfer beurtheilt werden sollen. Die komische Figur Wispels ist ebenfalls zu ungetheilt gelobt, er ist doch ziemlich nebel- und skizzenhaft und bedarf der ergänzenden persönlichen Anschauung der mimischen Schnurren, mit denen Mörike diese Figur in vertrauten akademischen Kreisen heimisch gemacht hatte. Aber Einzelnes, und nicht wenig Einzelnes von Mörike ist vollendet poetisch und wiegt Bände der anderen neueren Dichter auf; das Beste gehört der naiven Poesie an, und hier ist eben die Grenze zwischen dem süddeutschen und norddeutschen Urtheil; das letztere liebt Pathos und rhetorische Wirkung

und sucht das Naive zwar ebenso auf, wie der Sentimentale immer das Naive sucht, aber auch nur, um es da zu finden, wo nicht sowohl Naivität als vielmehr künstliche Reproduction des naiven Scheines ist. So hält man z. B. im Norden gewöhnlich Hebel's allemannische Gedichte für naiv und ächt volksthümlich, wo doch jede Spur der Härte und gesunden lieblichen Rohheit des im engsten Sinne naiven Liedes, des Volksliedes, fehlt.

Mörikes Bruch und Stocken ist auf dem Punkte zu suchen, wo er aus der Romantik sich in die gesunde Kunstform des immanenten Ideals zu erheben sucht und doch mit dem einen Fuße im Traume, im Mährchen und in der Schrulle stehen bleibt. Allerdings ist auch die Sphäre der vernünftigen Wirklichkeit, in welche sich sein Roman unvollkommen erhebt, eine solche, welche, bereits von früheren Dichtern, am meisten Goethe, durchgearbeitet, offenbar in der Kunst der neueren Zeit bedeutenderen, objectiveren Sphären weichen soll; die Bildungskämpfe des Subjects in seinen Privatzuständen sind jetzt genug dagewesen, wir wollen Völkerkämpfe sehen. Aber wir haben eben die neue Poesie noch nicht, können sie noch nicht haben; so dürfen wir uns ja wohl an der stellenweisen Herrlichkeit dieses Abendhimmels erfreuen. Als Lyriker aber ist Mörike in einzelnen Liedern absoluter Dichter. Von der schwäbischen Gruppe der romantischen Schule hat er das Naive, von der norddeutschen das traumhaft Phan-

tastische, von der classischen Verzweigung unserer letzten poetischen Blüthe das rein menschliche, griechisch schöne Gefühl Hölderlins, von Goethe die plastisch edle Seelenmalerei in der Schilderung tiefer Empfindungskämpfe, aber hier versagt ihm die Kraft der Vollendung und des Fortschritts.

Herwegh hat den größeren, zeitgemäßeren Gehalt, ist aber so bildlos und der Unmittelbarkeit, der Objectivität baar, welche auch von dem Lyriker zu fordern ist, daß er als Dichter neben Mörike ganz hinunterfällt. Im Vaterlande hat er sehr wenig Anklang gefunden, auswärts hat man meine Beurtheilung mancher Orten als hart und ungerecht aufgenommen. Eine Reihe von Einwendungen, welche jede Berücksichtigung verdienen, habe ich in die Beurtheilung des zweiten Theils der Gedichte aufgeführt und zu beantworten gesucht.

Mein Plan zu einer neuen Gliederung der Aesthetik mag so lange sich selbst vertheidigen, bis ich Muße gewinne, ihn in einem Handbuche zur Ausführung zu bringen. Ich mochte mir nicht versagen, diese vorläufige Ankündigung hier aufzunehmen, um das Interesse auf die künftige Ausarbeitung hinzulenken. Zugleich hoffe ich durch die Aufnahme derselben einigen Beweis zu geben, daß mir die dialektische und architektonische Kraft nicht ganz abgeht, welche in den übrigen Arbeiten dieser Sammlung, die eine durch die Leidenschaft der Ueberzeugung, die andere durch

die auflösende Natur der Kritik häufig überfluthet sein mag. Auch über den zum Schlusse beigefügten Vorschlag zu einer neuen Oper habe ich hier nichts mehr zu sagen, als daß man es dem in das Technische der Musik nicht eingeweihten Verfasser verzeihen möge, wenn er sich zu wenig auf die spezielle musikalische Durchführbarkeit einläßt. Er glaubt aber so viel Sinn und Verständniß der Musik zu haben, um behaupten zu dürfen, daß der hier empfohlene Stoff von musikalischen Motiven sprudelt. Ob unsere Zeit einen Componisten für einen solchen Stoff hat, ist eine andere Frage, und der ganze Gedanke wird wohl ebenso wie die Idee eines politischen Lustspiels ein frommer Wunsch bleiben. Aber ein frommer Wunsch ist noch kein dummer Wunsch; Wünsche sind auch Thatsachen, die Wünsche einer Zeit sind die Seele einer Zeit.

Tübingen, den 30. Juli 1844.

Dr. Vischer.

I.

Zur Theologie.

Dr. Strauß und die Wirtemberger.

(Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. Jahrg. 1838. Nr. 57 ff.)

Strauß hat sich durch seine Schrift über das Leben Jesu den Befreiern des Geistes vom Buchstabendienste auf eine der Aufgabe des Jahrhunderts würdige Weise angereiht. Er gehört der Zahl jener repräsentativen Menschen an, welche die verschiedenen Radien eines langen Culturprozesses zu einem Brennpunkte vereinigen und, indem sie das Gegebene und Vorbereitende zu einem bestimmten Resultate abschließen, eben dadurch eine Reihe neuer Wirkungen eröffnen und schöpferisch auftreten. Zugleich theilt er mit allen ihm verwandten Vorkämpfern in der Geschichte des Geistes das Loos, daß diejenigen mitlebenden Generationen, die in einer dem Principe nach zurückgelegten und veralteten Gestalt des Geistes wurzeln, nur die negative Seite seiner Erscheinung aufzufassen vermögen, und, indem sie die positive Basis übersehen, in ihm nur einen zerstörenden Geist erblicken. Die Charakteristik, die ich hier versuchen will, ist nicht für diese Greise des Jahrhunderts, sondern für diejenigen, welche, selbst jugendlich, das Jugendliche und Freiheitskräftige in dieser Erscheinung anzuerkennen und öffentlich zu begrüßen wagen. Indem sie aus dem Privatleben dieses Mannes, das ich von Kindheit an fast durch alle seine Stationen aus der unmittelbarsten Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, so vieles aufnehmen wird, als für die Entwicklungsgeschichte

seines Geistes ein Moment bildet, hat sie am allerwenigsten die Absicht, diejenigen seiner Gegner zu widerlegen, welche in ihren Invectiven das wissenschaftliche Gebiet verlassen, ihren Feind vor das Forum des Gewissens gezogen und durch eingestreute Winke seinen Privatcharakter verdächtigt haben: die wohlbekannte, althergebrachte Taktik des Fanatismus. Menzel hat in dieser Richtung das Aeußerste gethan, und die tolle Wuth der evangelischen Kirchenzeitung ist gegen die Perfidie seiner verdächtigenden Seitenhiebe ehrlich zu nennen. Wer die tiefe Verworfenheit eines solchen Verfahrens nicht von selber fühlt, wer im Angesichte der Oeffentlichkeit solche gebrandtmarkte Waffen zu führen die Schamlosigkeit hat, mit dem hat weder die Literatur, noch die Gesellschaft irgend ein weiteres Wort zu reden.

Der strengen Wissenschaft überlasse ich das Geschäft, die Straußische Leistung aus der Geschichte der Theologie und Philosophie als nothwendiges Resultat bisheriger Entwicklung zu begreifen: eine schöne Aufgabe für einen unbefangenen, über dem Einzelkampfe befangener Kritik stehenden Dogmenhistoriker. Ich abstrahire von dieser rein scientivischen Seite und frage: wie kam es, daß gerade diese Persönlichkeit von dem Geiste der menschlichen Bildungsgeschichte zu dem Organe berufen wurde, das jenes Resultat ziehen sollte? Welche Erziehung genoß, wie reifte dieselbe zur Erfüllung ihrer Aufgabe heran? Es erhellt hier sogleich, daß wir bei dem Individuum nicht stehen bleiben dürfen, daß wir vielmehr auf den Boden der näheren und weiteren Umgebungen hinausblicken müssen, in welchem dieses Individuum wurzelt und heranwuchs. Unsere Frage bestimmt sich also sogleich weiter zu der andern: wie kommt es, daß gerade dieser Theil von

Deutschland und näher diese Provinz dem Vaterlande und der Menschheit ein solches Individuum schenkte? Strauß ist von seinen Landsleuten zuerst und am zahlreichsten bekämpft worden; dies könnte man mir sogleich als Beweis entgegenhalten, daß diese Frage gar nicht aufzuwerfen sei. Strauß mag seine Ansichten geholt haben, wo er will, wird man mir einwenden, in Schwaben hat er sie nicht geholt. Schwaben hat es freilich von jeher geliebt, seine edelsten Kinder zu verläugnen. Es hat Schiller erzeugt und fortgeschickt, es hat Schelling und Hegel erzeugt und fortgeschickt, es hat Strauß erzeugt und grausam aus seiner Laufbahn geworfen. Es ist nicht die erste Mutter, die ihr eigen Kind verstößt. Daß eine geistige Gemeinschaft eine Erscheinung, die aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen ist, nicht anerkennt, daß sie in dem reifen Produkte der in ihr selbst gährenden Elemente diese nicht wiederfindet, daß sie ihre eigenen Züge in ihrem Sohne nicht wiedererkennt, kann nur denjenigen befremden, der nicht begreift, wie das Gewordene zugleich etwas specifisch Neues sein kann, das über die Substanz, aus der es hervorgegangen, hinausgeht und eben darum in einen Gegensatz gegen dieselbe tritt, weil diese selbst bloß der Factor, nicht das Facit ist. Kant erkannte in Fichte, Fichte in Schelling, Schelling in Hegel nicht den Vollender seines Princips. Statt uns durch die Befehdung, die Strauß gerade von seinen Landsleuten erfährt, in der Ueberzeugung, daß sein Unternehmen nicht zufällig von Schwaben ausging, irre machen zu lassen, werden wir vielmehr eben diesen Widerspruch in einem weiteren und allgemeineren begründet sehen, in welchem die schwäbischen Zustände mit sich selbst stehen, einem Widerspruche zwischen der Freiheit und Tiefe des Naturells, die im Einzelnen häufig zur erfreulichsten

Reife gedeiht, und einer Verknöcherung und Versauerung, welche vielfach mit Recht getadelt wird, aber selbst wieder nur die Kehrseite besserer Eigenschaften ist. Jede wahre Charakteristik wird die Mängel ihres Gegenstandes nur als die andere Seite seiner Vorzüge und umgekehrt schildern. Dies wird auch meine Aufgabe sein, und ich hoffe daher nicht als befangen und parteiisch zu erscheinen, weder gegen meine Landsleute, noch gegen die Norddeutschen. Den Gegensatz der norddeutschen und süddeutschen Natur und Bildung zu gründlicherer Debatte zu bringen, halte ich für zeitgemäß; die Sache ist, namentlich durch die Ausfälle einiger jungen Schriftsteller auf die schwäbischen Dichter, ohnedies angeregt, es ist manches Wahre neben vielem Unwahren ausgesprochen worden und bereits böses Blut vorhanden. Hat man uns dies und das mit Recht zum Vorwurfe gemacht, so haben auch wir dies und das gegen die norddeutsche Art zu sagen; so kann denn ein Versuch, die Sache einmal in der Wurzel zu fassen und den Kampf der Gereizten mit Besonnenheit zu einer Nationalfrage zu erheben, nicht am unrechten Orte sein. Wie die wahre Betrachtung von Differenzen zwischen ganzen Völkern nur die sein kann, wenn man nachweist, wie die Mängel und Vorzüge auf beiden Seiten sich durch gegenseitigen Austausch ergänzen würden, so wird ein relativer Gegensatz größerer Stämme innerhalb eines Volkes, in diesem Sinne zur Sprache gebracht, aus den Reibungen der Privatleidenschaft zu einem heilsamen Austausche gegenseitiger Zugeständnisse und einer vernünftigen Bemühung führen, sich gegenseitig zu ergänzen. Kann ich mich nicht zur Höhe des ganz Unparteiischen erheben, so mag die Jenseitigen das Geständniß versöhnen, daß ich es mir nicht zur Ehre schätzen würde, aus der

Substanz meines Stammes ganz heraus zu sein, wäre dies auch möglich; hebe ich das Enge, Triste in unseren provinziellen Zuständen vielleicht nicht ohne Bitterkeit hervor, so dürfen die Diesseitigen glauben, daß ich dennoch heute, wenn ich vom Vaterlande scheiden müßte, nach den Rebenhügeln des Neckars, nach den weichen und zutraulichen Klängen der heimischen Sprache, nach all der behaglichen Vetterlichkeit und Bäslichkeit mich mit ganzem Herzen zurücksehnen würde. Darum aber muß ich inständig bitten, daß Niemand, was ich von relativen Gegensätzen des norddeutschen und süddeutschen Naturells sage, absolut nehme, oder dessen Richtigkeit an Individuen messe, in denen das Vaterländische bis zu einem Minimum verwischt ist.

Ich werde bei dieser allgemeinen Seite länger verweilen, als nothwendig wäre, um den Verf. des Lebens Jesu, wie seine Natur und Bildungsgeschichte provinziell bedingt ist, zu charakterisiren. Die Charakteristiken, welche diese Zeitschrift zu liefern sich vorgenommen hat, dürfen wohl etwas von der Natur des Epos annehmen, sie dürfen in das Privatleben, das Subjective, die Breite gegebener Zustände eingehen, allerlei Nebenwege und Fußpfade einschlagen, mitunter wohl auch an einer grünen, schattigen Stelle sich etwas niederlassen und dem Gesange der Vögel horchen, wenn sie nur nicht allzuspät wieder in den vorgesetzten Weg einlenken; der strenge dramatische Gang und die gemessene Eile nach dem mörderischen fünften Acte mag den Kritiken überlassen bleiben.

Das süddeutsche Naturell im Allgemeinen repräsentirt gegenüber dem norddeutschen die Kräfte der Sinnlichkeit im niedern wie im höhern Sinne, frische Genußfähigkeit, so wie Frische in denjenigen Thätigkeiten des Geistes, welche den Gedanken involvirt in

sinnliche Form, in der Gestalt des Unmittelbaren zu Tage bringen: im Elemente ethischer Empfindung das Gemüth, im Elemente der Kunst die Phantasie. Wir können alles in den Begriff der Naivität zusammenfassen, wenn nur nicht übersehen wird, daß dieser Begriff auf die verschiedensten Stationen geistiger Bildung Anwendung finden kann, daß er keineswegs bloß den Zustand der Kinder bezeichnet, sondern eine Tinctur, eine allgemeine Atmosphäre, welche auch über eine reich entwickelte und vielfach reflectirte Bildung ausgebreitet sein kann. In diesem Elemente wird nicht nur der zersetzende Verstand weniger hervortreten, sondern auch der handelnde Wille nicht so straff angezogen und decidirt sein, als wo die ganze Bildung aus der Sphäre der Naivität heraus ist. Der Dichter schlendert, geht spazieren, steckt die Hände in die Tasche und gafft nach den Vögeln, darüber stößt er leicht die Nase an und wird ausgelacht. Nicht als ob er im Blauen nach leeren Idealen jagte, er sucht das Große auch in der Gegenwart und will, daß es geschehe. Laßt die Idee auch in der Politik einen neuen Aufschwung nehmen, und sein offenes Gemüth wird sich ihr freudig aufthun. Süddeutschland war im Mittelalter nicht nur in rein geistigen Dingen, sondern auch im politischen Leben der classische Boden Deutschlands; der Mangel an Raschheit des Willens und Entschlusses, welchen die süddeutsche Naivität mit sich führt, kommt in ganz anderen Gebieten, als denjenigen zum Vorschein, wo das Leben in's Große geht und Ideen herrschen. Darauf werden wir wieder zu sprechen kommen. Man kann auch in der Politik ein verständiges und ein poetisches Princip unterscheiden: jenes ist das Princip des über die Individuen übergreifenden abstract Allgemeinen, dieses das Princip der Individualität, wenn man will, das demokratische.

Beide Principien zu vereinigen, ist die Aufgabe des Staates. Im Mittelalter herrschte das zweite so über das erste vor, daß von Staaten hier kaum gesprochen werden kann: atomistischer Eigenwille der Einzelnen, die einander nicht entbehren konnten und doch durch kein zwingendes Band der Allgemeinheit zusammengehalten waren. Die moderne Zeit schuf eigentlich erst dieses Band, neben welchem aber in den constitutionellen Staaten des südlichen Deutschlands jenes Moment der Individualität als Liberalismus kämpfend fortdauert, in Norddeutschland dagegen, wo die geschichtlichen Bedingungen ganz andere sind, entschieden zurücktritt. Wenn ich hiermit dem süddeutschen Naturell auch im Politischen das poetische Moment vindicire, so will ich damit keineswegs sagen, daß Süddeutschland die Poesie gepachtet habe, aber daß es der classische Boden der Poesie im eigentlichen Sinne war während des Mittelalters, weiß die Geschichte. Von der Reformation an wurde es anders. Mit ihr trat das Princip der Reflexion, Kritik, des Verstandes, der Subjectivität, die ihre naiven Zustände ausgetreten hat und das Allgemeine in Form des Gedankens sucht, in die deutsche Geisteswelt ein, und mit ihr rückte der Heerd der deutschen Bildung immer mehr nach Norden. Preußen, der Staat des Protestantismus, durch die Gewalt des Verstandes auf unbedeutende Vergangenheit und mageren physischen Boden gebaut, erhob sich als Centrum der norddeutschen Bildung, und es entwickelte sich der große Gegensatz des norddeutschen und süddeutschen Geistes. Derjenige Theil von Süddeutschland, wo die Reformation nicht durchdringen konnte, ist von nun an nicht mehr der Heerd der deutschen Intelligenz; mag das Gebiet der Empirie mit großer Gründlichkeit und großem Erfolge angebaut werden, mag die

Kunst mit reicheren Kräften der Sinnlichkeit fortblühen, mag ein frischerer Lebensgenuß dem norddeutschen Gaste ein Capua bereiten, mag alles Liebenswürdige der naturfrischen Kraft, der Naivität, der schlichten Gediegenheit seinen Reiz über diese Gegenden ausbreiten: die Geschichte des deutschen Geistes hat hier nicht mehr ihre Heimath, und der protestantische Gast muß in diesem Epikureischen Elemente dennoch von Heimweh ergriffen werden.

Von diesen katholisch gebliebenen Theilen sondert sich nun vor allem Wirtemberg, das alte Wirtemberg mit Ausnahme seiner oberschwäbischen Erwerbungen, wo noch ein heiterer Katholicismus lebt (von den fränkischen wird nachher die Rede sein), auf eine eigenthümliche Weise ab, oder vielmehr es bildet ein interessantes Vermittlungsglied zwischen dem Norden und Süden. Der Eigenthümlichkeit des Südens, der Sphäre der Naivität gehört es noch jetzt unzweifelhaft an; noch wird jeder Norddeutsche hier das süddeutsche Behagen, das gesunde Phlegma, die frische Genußfähigkeit, das Concrete und Compresse einer fest in sich zusamengehaltenen Gemüthswelt, er wird die wesentlichsten Elemente des Mittelalters hier finden; wie wird er sich aber täuschen, wenn er darum meint, ein Naturvolk voll heiterer Illusionen über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes zu treffen! In diesem weichen, scheinbar durchaus behaglichen Elemente wird er auf die scrupulöseste Dialektik, auf die tiefsten Zweifel, auf das weiteste Interesse an den spitzigsten Fragen moderner Bildung, auf eine melancholische Entsagung, er wird auf so viel Hamlet und Faust stoßen, daß seine etwaige Lust, sich zu der erwarteten Naivität ironisch zu verhalten, leicht selbst als Naivität könnte zu stehen kommen. Die Sache ist einfach: Wirtemberg nahm die Reformation mit einem

Eifer, einer Entschiedenheit auf, wie kein anderer süddeutscher Staat. Die Religion, die Confession ist eine Probe des Menschen, sie ist kein äußerlich umhängender Mantel, sie geht bis in die Fußspitze. Das Princip der Subjectivität, der Freiheit, der Reflexion in sich, der Lossagung vom Gegebenen und bloß Positiven, ist identisch mit dem des Protestantismus, so inconsequent dieser, wie er geschichtlich auftrat, in der Durchführung dieses Princips verfahren mochte. Der Protestant ist ein für allemal entschlossen, aus der sinnlichen Anschauung, aus der Meinung, daß geistige Wahrheiten ein äußerlich Gegebenes, ein Stoff, ein Ding seien, sich in sich selbst zurückzunehmen und nichts als wahr anzuerkennen, was nicht ein Proceß des eigenen Bewußtseins, eigenes Thun, selbsterlebt und selbstbegründet ist. Er ist aus der Strömung der Substanz heraus und auf die eigenen Füße getreten, hat die Autorität abgeworfen und den Weg des Zweifels betreten, der zwar durch Dornen, aber doch allein zur Freiheit des Geistes führt. Man kann nun sagen: das Naturell des in unsern Gegenden angesiedelten Volksstammes hat eine besondere Empfänglichkeit für dieses weltgeschichtliche Princip in sich getragen, oder: die Aufnahme dieses Princips hat unser Naturell aufgeweckt und uns die Augen aufgethan; ohne Zweifel ist beides richtig. Die Auswanderungs- und Reiselust der Schwaben beurkundet einen angebornen Sinn in die Weite, einen Trieb, zu erfahren, was hinter den blauen Bergen sei, und hängt gewiß mit diesem geistigen Freisinne zusammen. Das Eigenthümliche aber ist, daß hier scheinbar widersprechende Kräfte ineinander verwachsen sind: das Moment der tiefern Reflexion, der Freiheit von Autoritäten, der Kritik, der Innerlichkeit, und zugleich die Kräfte des Mittel-

alters, die Naivität, die Naturfrische, die Naturbehaglichkeit, das einfachtreue, schlichte, alte, körnig substantielle, gedrungene Wesen. Will man den Sinn des Wirtembergers in ein kurzes Wort zusammenfassen: es ist, was der unlösbarste Widerspruch scheint, das Moment der Reflexion in sich, des freien und kritischen Selbstbewußtseins in der Form der Naivität. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu lösen, wie scheinbar so disparate Elemente ineinander implicirt sein können; wer aber überhaupt erwägt, wie bei allem raffinirten Nivellement der modernen Zeit, wodurch alle Naivität und nationelle Besonderheit aufgehoben zu werden scheint, dennoch der Engländer Engländer, der Franzose Franzose, der Italiener Italiener in all seinem Thun und Wesen bleibt, der wird auch diese Erscheinung nicht unerklärbar finden.

In dem kleinen Gemälde der schwäbischen Art und Bildung, das ich hier entwerfen will, werden wir auf eine Menge von Widersprüchen stoßen, ohne uns, nachdem wir diesen höchsten nicht befremdend gefunden haben, dadurch irren zu lassen; vielmehr werden wir entgegengesetzte Eigenschaften, wo sie uns begegnen, leicht auseinander ableiten und als die Kehrseiten einer und derselben Grundeigenschaft einsehen. Das Individuum, dessen bedeutende Leistung uns zu dieser Schilderung die Veranlassung gab, werden wir dadurch nicht zu weit aus den Augen verlieren, sondern die Summe der gesammelten Bemerkungen wird uns zur Beleuchtung dieses Charakters wesentliche Dienste leisten, wir werden eben jene Doppelnatur des schwäbischen Wesens in ihr aufs reinste repräsentirt finden: auf der einen Seite den poetischen Tiefsinn, auf der andern die Kraft und Kühnheit des Zweifels, der Kritik. Ich weiß wohl, daß man Strauß die erstere Seite,

den poetischen Tiefsinn, ganz abgesprochen und den bloßen Scharfsinn vindicirt hat, aber ich hoffe, wir werden dies anders finden. Greifen wir indessen nicht voraus.

Das im allgemeinen Umrisse oben geschilderte schwäbische Naturell aus dem Charakter der Race, der umgebenden Natur, der Lebensart u. s. w. geschichtlich zu erklären, überlassen wir dem Historiker, und deuten nur vorübergehend auf die geographische Bestimmtheit des Landes hin. Wir haben Berge. Dieß ist wichtiger, als man glaubt, auch für die geistige Entwickelung. Berge wirken mächtig auf die Phantasie, die duftigen Conturen am Saume des Horizonts führen die Seele ins Unendliche hinaus und stimmen poetisch. Wir sind aber kein Gebirgsvolk, d. h. kein durch großes und zusammenhängendes Gebirge von der Cultur abgeschlossenes und in kindlicher Naivität zurückgehaltenes Volk. Die deutschen Stämme, welche so wohnen, hat ein unglückseliges Loos getroffen. Die Naivität kann ihrer höchst verführbaren und widerstandslosen Natur nach dem modernen Elemente in die Länge nicht verschlossen bleiben. Da nun diese Stämme dasselbe nicht von innen heraus entwickelt, sich nicht aus sich selbst gebildet haben, so kommt ihnen die Cultur als ein verderblicher Giftstoff von außen; sie nehmen ihre schlimme Seite, das Raffinement, die Corruption, wie Wilde den Branntwein, zuerst auf, ehe die gute einzudringen vermag. Eine Sündfluth von Reisenden trägt den Schlamm der Bildung in die Schweiz, und wir sehen die Rohheit der Natur mit den Lastern der Cultur im häßlichsten Bunde. Seit einiger Zeit wird Tirol immer mehr zu Reisen empfohlen; wie lange wird es dauern, so wird man statt der alten Tiroler Menschen finden, die mit ihrer ehemaligen Naivität coquettiren, mit ihrer Nationalität, ihren

Töchtern Handel treiben, an jede ihrer Naturschönheiten eine Bude setzen, um sich den Anblick bezahlen zu lassen, und weder Naturmenschen mehr noch gebildete Menschen sind. Es muß ja so kommen, die liebe Natur muß der Bildung weichen, aber herzzerreißend ist dieser Anblick eines verspäteten Uebergangs der Natur in eine überreife Cultur. Bald werden alle romantische Trachten in Europa verschwunden sein; es sei denn, aber den Türken, der noch den Turban, dazu aber einen Frack trägt, will ich nicht sehen. Wirtemberg liegt vom großen Verkehre allerdings zu sehr ab, um die nivellirende und rasirende moderne Bildung in dem Grade, wie z. B. Baden, aufgenommen zu haben; aber es nahm von jeher an allen geistigen Fortschritten Deutschlands so positiven Antheil, daß es das Glück genießt, seine naive Eigenthümlichkeit bewahrt, und doch, indem es sich von innen heraus selbst bildete, frühzeitig genug vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen zu haben, um in den Steigerungen moderner Cultur beides unterscheiden zu können.

Unser Klima ist günstig, unser Boden fruchtbar; wir erzeugen Wein und trinken Wein. Der Schwabe ist lebhaft und flink wie alle Weintrinker; nur durch die blöde Oberfläche, die Abneigung gegen alle Affectation, die er irrig auf jede gewandte Form überträgt, die Schamhaftigkeit gegen jede allzu hastige Beweglichkeit des geistigen Interesses scheint er phlegmatisch. Doch bietet unser Boden keinen leicht zu erwerbenden Genuß, die Uebervölkerung fordert mühsamen Fleiß. Der wirtembergische Bauer und Weingärtner ist durch seinen Fleiß berühmt, aber auch den andern Ständen darf man Liebe zu angestrengter Thätigkeit nachrühmen. So arbeitet die Natur im harten Kampfe sich ab, der Wille fühlt sich

und das glückliche, aber unfreie Behagen eines Naturvolks liegt weit hinter uns. Wir haben keinen Ueberfluß, um Epikureisch gestimmt zu werden, und doch reichlich genug, um, wie alle Süddeutschen, in der Kargheit des norddeutschen Flachlandes uns unheimlich zu fühlen. Man darf dem Oberdeutschen nicht so übel nehmen, daß er mit einem kleinen Schauder an die schmalen Bissen im Norden denkt; er fühlt, daß es nicht das Schlimmste in seinem Naturell ist, was mit der reicheren Fülle seiner Genüsse zusammenhängt. Ich erinnere mich, wie mich im Theater zu Berlin bei der Aufführung eines glänzenden Ballets plötzlich der Gedanke überfiel: so viel Pracht, und doch haben sie keinen Wein! Die Rebenhügel des milden Schwabens thaten sich vor mir auf, ich hörte das Jauchzen der Winzer, ein schmerzliches Mitleid mit den Bewohnern dieses kargen Bodens, ein großes Heimweh kam über mich.

Der schwäbische Dialekt spricht treu wie jeder Dialekt den Volksgeist aus. Ich spreche von dem Dialekte in Alt-Wirtemberg, der zwischen dem des oberen und unteren Neu-Wirtemberg in der Mitte steht. Die rauhen und harten Töne, das Unfreie und Schwere des oberschwäbischen hat er ausgestoßen und neigt sich zu den weicheren Formen des fränkischen. Die Nähe Frankens, dessen beweglichere und zugespitztere Sprache, dessen freiere Form und Sitte den Uebergang zur norddeutschen Art bildet, so wie die frühen Einflüsse der Reformation als der Mutter des neuhochdeutschen Sprachniederschlags haben hier den alemannischen Dialekt aufgeweicht und aufgeklärt, ohne ihm das Zutrauliche, Heimliche, Offenherzige, Liebkosende, Naive zu nehmen. So durchdringt sich auch hier das Freie, Selbstbewußte, Reflectirte mit dem sinnlich Behaglichen, das Straffere mit dem behäbigen Schlendern. Die Nord-

deutschen sind in der Nachahmung unseres Dialekts besonders unglücklich; Altbairisch, Oestreichisch, Schweizerisch, weiß der Himmel was noch, wird für Schwäbisch ausgegeben, und die Schwaben ärgern sich darüber, weil der Dialekt zu der innersten Individualität gehört, und man ja Niemand zwingt, unsern Dialekt nachzuahmen, der es nicht versteht. Zu den bezeichnenden Erscheinungen gehört auch dies, daß vielleicht mehr als irgendwo in Deutschland (die Schweiz und Oestreich ausgenommen) auch die gebildeten Stände den provinziellen Dialekt reden, so daß auch nach dieser Seite das Reflectirte und durch Bildung Vermittelte im Elemente der Unmittelbarkeit verblieben ist. Der Norddeutsche befindet sich in Beziehung auf die Sprache in einer ganz andern Situation. Da der ober- und süddeutsche Dialekt es war, aus dem das jetzige Hochdeutsch mit ungleich geringerem Einschlage des Plattdeutschen sich gebildet hat, so liegt für den Norddeutschen eine trennende Kluft zwischen seinem Dialekte und der gebildeten Sprache. Er hat von seinem Dialekte aus viel weiter zu dieser, als der Süddeutsche, ebendaher spricht er sie besser, denn er verzichtet vorneherein auf die Rechte seines Dialekts und redet sie von Kindesbeinen an als Kunstsprache, wodurch eine solche Fertigkeit entsteht, daß sie ihm zum Dialekte, zur Natursprache wird, und derjenige, der die Geschichte der deutschen Sprache nicht kennt und nicht weiß, daß Hochdeutsch eigentlich Süddeutsch bedeutet, in den Irrthum geräth, das Hochdeutsche sei in Norddeutschland zu Hause. Weil nun der Norddeutsche seinen ursprünglichen Dialekt vorneherein auf die Seite legt und nur im engsten Kreise anwendet, so ist, indem die Kunstsprache seine gewöhnliche ist, sein ganzes Bewußtsein vorneherein anders

bestimmt: durch den Klang und Charakter seiner Rede fühlt er sich von Hause aus in das Element der modernen Reflexionsbildung gestellt, in das Element der Allgemeinheit, worin von dem Individuellen und Unmittelbaren provinzieller Naivität abstrahirt ist. Ebendaher fühlt er sich mehr als Deutschen überhaupt, während derjenige, der im Dialekte redet, sich mehr als Kind seiner Provinz fühlt.

Das sprachliche Element, in welchem der schwäbische Verkehr sich bewegt, führt uns von selbst zunächst auf die geselligen Formen und Zustände meines Vaterlandes. Es ist nicht zu läugnen, daß bei aller Wärme und Zutraulichkeit des geselligen Lebens in Schwaben weit weniger Heiterkeit, Sorglosigkeit, unbefangene Hingebung an Genuß und Zerstreuung sich findet, als in den katholischen Ländern Süddeutschlands und auch in den protestantischen Districten am Rheine und in Franken. Es ist etwas Nachdenkliches, Scrupulöses, Sorgenvolles, ja Tristes, was den Schwaben auch in seinen Zerstreuungen verfolgt. Der Bauer, der Weingärtner, der Handwerker trinkt sich wohl auch, wenn die Börse reicht, seinen tüchtigen Rausch, jauchzt und tanzt, aber wer einem fränkischen, bairischen, östreichischen, badischen Volksfeste beiwohnt, findet ein weit farbenhelleres Bild, volleres Behagen, unbedingtere Lustigkeit. Abgearbeitete, sorgenvolle, gedrückte, submisse Physiognomieen, die ursprüngliche Kraft und Schönheit der Race degenerirt, verkrüppelt durch harte Arbeit; nur der Schwarzwälder, die derbe Steinlacherin, der Aelbler und der wohlhabende Städter erinnern dich, wie saftig und rothbackig, großgliederig und stämmig ursprünglich diese Bevölkerung ist. Wo schon das Kind schwere Lasten von Holz aus dem

Walde, schwere Bütten Erde die Weinberge hinauf schleppen, hacken, frieren, hungern muß, da kann kein schönes Fleisch gedeihen; unser Militär ist das kleinste und leibarmste in ganz Deutschland, aber flink, tapfer, die Sehnen zu großer Ausdauer gehärtet. Außer diesen äußeren Momenten haben auch innere eingewirkt, vor allem der düstere Rigorismus, der unverkennbar mit der Einführung der Reformation in unserm Lande sich verband, — ein Moment, auf das wir wiederholt werden zurückkommen müssen — ein melancholischer Lebensernst, der sich über die Schmerzen und die Schuld der Endlichkeit nicht leicht hinwegtäuscht, wie eine katholische Bevölkerung, welche den Kampf der Reue und Entsagung aus dem Innern herauswirft, auf den Priester abladet, durch Bußwerke und die magische Kraft der Absolution sich erspart. Die Volkstracht ist eben nicht geeignet, einen heiteren Eindruck zu machen; nur in ganz kleinen Districten hat sich beim weiblichen Geschlechte romantischer Schnitt und bunte Farbe erhalten, sonst herrscht überall das melancholische Schwarz und Grau, bei den Männern hat sich gar ein halbmoderner Schnitt, natürlich zur Caricatur entstellt, eingedrängt. So auffallend ist hierin der Abstich zwischen der katholischen und protestantischen Bevölkerung, daß unmittelbar angrenzende Ortschaften nach der Confession vollständig verschiedene Tracht haben, die katholischen Weiber hohe, goldgestickte Hauben, rothe Mieder, lange Schnürleiber, blaue und rothe Röcke, kurz alles wohlgefälliger, bunter, die protestantischen unförmlich und schwarz. Dies beweist, daß hier ebenfalls der Rigorismus protestantischer Geistlichen im Anfange der Reformation eingegriffen haben muß. Solche scheinbare Aeußerlichkeiten sind wesentlicher, als man

glaubt: die Verbannung des Romantischen aus der unmittelbaren Wirklichkeit verändert die ganze Gestalt des Bewußtseins, oder ist ein Beweis ihrer Veränderung, am richtigsten beides.

Der gesellige Ton unserer gebildeten Stände wird dem Norddeutschen das Bild einer naiven Behaglichkeit geben. Der Schwabe verhält sich in Rede, Geberde, Ton offen und zutraulich, er geht so zu sagen mit seiner ganzen Seele im Gespräche auf, es werden ihm immer zehn Naivitäten entschlüpfen, bis einem andern Deutschen eine. Es ist aber um diese Naivität nicht etwas so Einfaches, als es scheinen möchte. Zunächst mag man es immerhin als einen Mangel an Selbstbewachung und Reflexion bezeichnen; ein Hingegebensein an den Gegenstand, ein sich Gehenlassen und nicht auf die Hinterbeine stehen, das den Norddeutschen leicht einladet, über die scheinbar kindische Natürlichkeit und Ehrlichkeit mit dem ätzenden Stoffe der Reflexion und Ironie herzufahren, und, beiläufig gesagt, hierin besteht die eigenthümlich norddeutsche Grobheit. Der Schwabe, der Süddeutsche überhaupt, ist grob genug, aber seine lümmelhafte und breitschultrige ist immerhin humaner, als jene scharfe, zweischneidige Grobheit, welche aus dem Verstande kommt. Es läßt sich einer gehen, schwatzt einmal in der tollen Laune reinen Unsinn, giebt sich aus Humor selbst in die Rolle eines Simpelhaften, spricht in phantastischen Bildern: da kommt nun ein Kluger her, mißt den holden Wahnsinn nach Gesetzen des correcten Verstandes, zieht unversehens ein Katzenpfötchen hervor und haut dem guten Narren eins herüber; dieser, der eben aufgeblüht, rückhaltslos in dem friedlichen, warmen, behaglichen Elemente der Geselligkeit schwamm, erschrickt, findet, durch den plötzlichen Friedensbruch

alterirt, das rechte Wort der Entgegnung nicht, und muß den Hieb auf sich sitzen lassen. Dies ist wohl mehr als einem Schwaben mehr als einmal in norddeutscher Gesellschaft geschehen. Der Schwabe hat wenig Haar auf der Zunge, er kann nicht „hinausgeben", er ist gegen schnelle Angriffe dieser Art wehrlos, er läßt zahllose Sottisen ungerächt auf sich sitzen: Sottisen, gegen die er wohl, aber erst wenn der Beleidiger weg war, im Stillen sehr kunstvolle, wohlgesetzte, ja zermalmende Reden hält. Wenn aber die Naivität im Allgemeinen als eine Natürlichkeit zu betrachten ist, die in einem Zusammenhange, in welchem künstliche und reflectirte Formen herrschen, überraschend hervorspringt und durch den Contrast mit diesen ein Lachen erzeugt, so ist die schwäbische hierdurch keineswegs genügend erklärt. Es kommt darauf an, welches die Ursache des Mangels an Selbstbeobachtung und Selbstbewachung ist, die jenes unvermuthete Hervortreten der Natur veranlaßt. Bei dem Schwaben ist diese Ursache keineswegs geradezu in einer naturfrischen, kindlich bewußtlosen Unmittelbarkeit zu suchen, vielmehr in einer Neigung zur Innerlichkeit und Contemplation, welche das Thema des Gesprächs tief in sich hereinnimmt und, während die Unterhaltung beweglich den Faden fallen läßt und an andern Gegenständen hinläuft, noch innerlich damit beschäftigt ist: nun platzt er auf einmal mit dem Resultate seiner Contemplation hervor und giebt ein Pathos, eine Innigkeit des Interesses preis, welche die auf der Oberfläche spielenden Andern lächeln macht und allerdings nicht geradehin zu billigen ist.

Was ist dumm? Es giebt darauf so viele Antworten, als es Völker, Lebensansichten und geistige Kräfte giebt. Der Schwabe erscheint leicht dumm, und er ist es, wenn man darunter Mangel an beständiger Aufmerksamkeit auf die Gegenstände und an practischer Resolutheit versteht. Diese Mängel können ihren Grund in sehr positiven Kräften der Intelligenz haben, und sie haben ihn in der contemplativen Natur des Schwaben. Er vertieft sich, statt die Dinge frischweg zu ergreifen und zu verwenden, ihren formellen Zusammenhang eilig aufzufassen; dies giebt einen Anstrich von Blindheit, von — ich kann es nicht anders als vernagelt nennen. Da steht er in einem innern Summen und Musiciren unbestimmter Gedanken und Bilderzüge, sperrt den Mund auf, gafft so vor sich hin, und wenn es etwas zu holen giebt, kommt er zu spät. Mystificiren, übertölpeln, übervortheilen kann man ihn leichter als Andere. Es ist in Schwaben bei Männern von großer Gelehrsamkeit nicht nur, sondern auch allgemein menschlicher Einsicht und Bildung ein Grad von Erfahrungslosigkeit und Mangel an Weltkenntniß zu finden, der unglaublich scheint. Es ist etwas Simplicissimusartiges in uns; aber in diesem Schlendern, in diesem Verdummt- und Vernageltsein: da wachsen die süßen Lieder unserer Dichter und die ewigen Gedanken unserer Philosophen. Dem Norddeutschen mit seinem weltscharfen Verstande geschieht es leicht, Producte der Phantasie und Vernunft nach Kategorien des Verstandes zu messen; nennt er uns dumm, weil wir oft aus der Phantasie reden, wo er nur Verstand erwartete, weil wir vernagelt stehen, nach innen wach, nach Außen schläfrig, während ihm immer der Kopf am rechten Flecke sitzt, so nennen wir ihn

dumm, wenn in Rede und Schrift öfters sein relativer Mangel an Kräften der Anschauung, der gesunden Bildlichkeit, der Phantasie zum Vorschein kommt und wenn er sich in höheren praktischen Sphären durch seine große Neigung zu abstractem Enthusiasmus düpiren läßt. — Da jedoch das Wort dumm gewöhnlich als Gegensatz von gescheut gebraucht wird, dieses aber die Wachsamkeit des Verstandes und die resolute practische Klugheit, nicht die Kräfte der Phantasie und Contemplation bezeichnet, so hat der Norddeutsche größ res Recht, wenn er uns dumm nennt. Die Schwabenstreiche laufen alle auf Dummheit in diesem Sinne hinaus, auf Thorheiten im Gebiete des Zweckmäßigen, und ich glaube selbst, daß man solche auch bei öffentlichen Unternehmungen in Schwaben häufiger als anderswo findet. Wenigstens wird man nicht leicht irgendwo die Landstraßen mit solcher Consequenz über die steilsten Bergrücken geführt finden, wo just daneben ein günstiges Terrain die leichteste Steigung darbot; nicht leicht wird man in öffentlichen Bauten so verkehrte Streiche erleben, wie in Stuttgart, wo man noch neuestens ein Kunstgebäude an den Staub der frequentesten Chaussee setzte.

Der Schwabe hat sehr wenig Beredtsamkeit; seine Rede ist kurz, arm an Wendungen und Phrasen, aber concret, anschaulich, und trifft mit einem saftigen Bilde den Nagel auf den Kopf; darin liegt freilich das Talent zur höheren Beredtsamkeit, dies ist aber keineswegs ausgebildet, der Schwabe muß schon warm und poetisch gestimmt sein, wenn es ihm fließen soll. Der Norddeutsche hat eine ungleich größere, stets zur Hand liegende Summe von schon geprägter Wortmünze, namentlich von abstracten allgemeinen Ausdrücken, die überall hin passen; er sagt gern

mehr als er weiß, und der Schwabe weiß oft mehr als er sagt. Dagegen ist er weitläufig, wo er kurz sein sollte, er ist ceremoniös. Der Norddeutsche sagt: guten Morgen, guten Abend, macht eine kurze Verbeugung, und ist aus dem Zimmer, der Schwabe sagt: fähl mich ehne korsam, macht sechs tiefe Verbeugungen und stolpert auf der Schwelle. Geberde, Bewegung ungelenk, umständlich, breit, bequem, im Norden decidirt und frischweg. Wie geht ein Schwabe so ganz anders! Wo sind in den norddeutschen Städten die weingrünen, arrondirten guten alten Herren, die behaglich durch die Straße schlendern, denen man ansieht, daß sie meditiren: wo trink ich einen guten? Alles läuft, alles eilt, als pressirte es beständig.

Schwaben ist immer im Nachtrabe der Mode; als im Jahre 1832 zuerst ein ganz langer Winterüberrock, wie man sie im übrigen Deutschland schon wenigstens zehn Jahre lang trug, nach Tübingen kam, entbrannte ein allgemeiner, kaum zu beschwichtigender Aufruhr der Gemüther, und es wurden wirklich verschiedene gute Witze über das Meerwunder zu Tage gefördert. So industriös das Land ist, an Kunstfertigkeit in Artikeln der Eleganz, namentlich was Kleidung betrifft, fehlt es ganz. Der Stuttgarter Schneider läßt sich zahlen, wie der Londoner, und dafür bekommst du unfehlbar verhunzte Kleider. Man kann in Schwaben kein Kleid machen; das ist wieder ein wichtigerer Umstand, als man glaubt. Wer verzwickte Kleider anhat, dem muß es auch in seinem ganzen Benehmen an Sicherheit, Freiheit und Decision der Formen fehlen, und dieses wieder nach innen eine Verschüchterung des ganzen Bewußtseins bewirken. Die Chemisette bauscht sich auf, am Halstuche will der Knoten nicht glücken, Rock

und Beinkleid schlottern oder pressen, der Stiefel drückt oder lummelt, wer kann da hinstehen und auftreten, wer kann repräsentiren?

In den geselligen Genüssen unserer gebildeten Stände findet sich noch viel altschwäbische Zutraulichkeit, Ungenirtheit und naive Munterkeit, in der Weinlese namentlich geht noch immer Manches „in Herbst". Doch dürfte sich, wer bei den Schwäbinnen die Naivität und zutrauliche Munterkeit unvermischt zu finden meint, die man ihnen von Alters her nachrühmt, bitter getäuscht finden. Unsere Frauen sind nicht großstädtisch und frei genug gebildet, um über jene idyllische Naivität hinaus zu derjenigen Sicherheit gelangt zu sein, in welcher die Kunst wieder zur Einfachheit und Unbefangenheit wird, und doch nicht naiv genug, um unbefangen zu sein. Eine höchst verdrießliche Mischung. Das ganze Benehmen, das Zuthuliche, der Dialekt scheint dich aufzufordern, du sollst nicht ceremoniös, nicht steif, nicht hölzern und prüde sein: und plötzlich stößt du auf eine Ceremoniosität, auf eine Steifheit der Decenzbegriffe, auf eine abweisende ängstliche Kälte, welche auch das Allererlaubteste, ja das, was Sitte und Höflichkeit fordert, als Zudringlichkeit ansieht, so daß du gar nicht weißt, welchen Ton du denn nun anzuschlagen hast. Es ist ein Schwanken, eine Unsicherheit und Unfreiheit, welche, je liebenswürdiger das ursprüngliche Wesen der Schwäbinnen ist, desto mehr ärgern und verstimmen muß. Es hängt freilich mit der moralischen Pedanterie zusammen, von der wir nachher ein Wort zu reden haben.

Es wäre dies anders, wenn unsere Frauen mehr in männlicher Gesellschaft wären, und dann würden auch unsere Männer an formeller Weltbildung, an Humanität gewinnen. Allein

Schwaben ist, wie denn hierin ganz Süddeutschland sich von Norddeutschland charakteristisch unterscheidet, mit großer Entschiedenheit dem sogenannten Kneipsysteme zugethan, d. h. der Mann, nämlich der Junggeselle jedes Alters und großentheils auch der Familienvater geht Abends nach überstandener Last des Tages ins Wirthshaus, trinkt, raucht, plaudert. Die Frauen und Töchter bleiben zu Hause oder vereinigen sich in Damengesellschaften, wo wohl auch über Literarisches gesprochen, sogar gelesen wird, aber ohne das männliche Ferment nichts Kluges herauskommen kann. Norddeutschland besitzt in der ausgebildeten Geselligkeit, welche beide Geschlechter vereinigt, den wichtigsten Hebel seiner geistigen Regsamkeit, Volubilität, Universalität. Inzwischen wie jegliches Ding seine zwei Seiten hat, so kann man auch vor der Hand die schwäbische Sitte nicht geradezu verwerfen. Fragen, die in eine bedeutendere philosophische Tiefe dringen, können in der Unterhaltung eines aus beiden Geschlechtern gemischten Theecirkels nicht wohl erledigt werden, auf solche führen aber am Ende alle wichtigern, namentlich literarischen Gegenstände, und es entsteht, wenn sie dennoch in solcher Unterhaltung berathen werden, leicht eine gewisse Oberflächlichkeit des Räsonnements und Urtheils, wodurch die Frau sich über ihren Horizont hinausgerückt dünkt, während sie vielleicht im Nächsten und Einfachsten zurückbleibt, und jener gesunde Hausverstand, der aus dem schönen Elemente geistreichen Empfindens wohl auch in den tiefsten Dingen unerwartet das Richtige trifft, in einem reflectirenden Hin- und Herreden über Alles und noch einiges Andere seinen Halt verliert. Indessen immerhin zugegeben, daß unsere Frauen durch diese Absonderung auch an wahrer und ächter Bildung verkürzt

werden; so bleiben sie jedenfalls häuslicher. Sie nehmen weit mehr unmittelbaren Antheil an der Führung des Hauswesens, als die Norddeutschen; sie sitzen nicht im Zimmer beständig bei feiner Arbeit und klingeln, wenn es in der Küche etwas anzuordnen giebt, sie gehen hübsch selbst hinaus, spicken den Hasen, rücken den Braten ans Feuer, und ich habe eine sehr gebildete Frau aus höherem Stande angetroffen, wie sie einen Häring putzte, und die Töchter, wie sie das Treppengeländer bohnten. Wir Schwaben sind der Meinung, weit entfernt, daß dadurch die Frauen sich heruntergeben, werden vielmehr die Dinge durch ihre Berührung geadelt und über die Sphäre des gemeinen Bedürfnisses hinaus in einen gemüthlichen, freundlichen Schimmer gerückt. Oder schmeckt die Suppe nicht ganz anders, wenn ein liebliches Weib sie wohl mit eigner Hand einmal auf den Tisch setzt? Ist es nicht ein freundlicher Anblick, wenn dir im Vorübergehen aus der Küche ein schönes Paar Wangen und Lippen und Augen, von der lustigen Flamme des Heerdes geröthet, entgegenglänzt?

Und wird von schönen Händen dann
Das schöne Fleisch zerleget,
Das ist, was einem deutschen Mann
Gar süß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt still,
Und denkt: nur daß, wer küssen will,
Zuvor den Mund sich wische!

Auf der andern Seite darf man nicht meinen unsere Kneipen, so abschreckend einem Gaste der erste Schritt in die rauchigen Spelunken vorkommen mag, wo man die reinsten Weine suchen muß, seien ein Verwilderungsort für unsere Männer. Hier wird nicht bloß über Hunde und Pferde gesprochen, hier

erzeugt sich im behaglichen Freiheitsgefühle der Wirthshauslaune jener saftspritzende Witz, jener phantastische Humor, jene Pollichinell-Naivität, kurz jener Geist Fischarts, jener affenteurlich naupengeheurliche Capitalspaß, der nur in der wirthshäuslichen Ungebundenheit und Kameradenzutraulichkeit gedeihen kann. Man weiß, daß Theod. Hofmann, Devrient und And. hinter der Weinflasche bei Luther und Wegnern nicht ihre schlechtesten Einfälle gehabt haben; unsere besten Talente haben großentheils nicht hinter dem Pulte, nicht bei der Theekanne, sondern an jenen Orten, wo Gott seinen Arm sichtbarlich hervorstreckt, zuerst Witz, Phantasie, Kraft und Saft des Gedankens entwickelt, sind sich hier in der brausenden Jugendlust ihrer zuerst bewußt geworden, um dann ihre Gaben in den Himmel der Kunst hinüber zu retten, wiewohl auch nicht zu läugnen ist, daß manches Talent sein Pfund hinter dem Weinglase vergeudet und in Localwitz verpufft. Uebrigens seid mir Zeugen, ihr Conti, welche sich in Stuttgart vorfanden, worin ein alter Stuttgarter Wirth dem Hrn. Dr. Schiller und Petersen zahllose Portionen „Schonken" und zahllose Flaschen Wein aufrechnet, und welche heute noch nicht bezahlt sind! Uhland, Kerner, Schwab, Mörike, Strauß, möchtet ihr die Wirthshausabende in Jugendübermuth durchschwärmt, die Nächte, wo ihr bei Gesang und Glase Wein auf den Tisch geschlagen, könntet ihr sie hergeben, ohne ein großes Stück Leben zu vermissen? Und sollten Jemand diese Namen nicht von hinreichendem Gewichte dünken: nun da steht Göthe, den vollen Römer in der Hand, in der Mitte der Jugendgenossen auf der Plateform des Straßburger Münsters und schaut ahnungsvoll ins schöne Land hinaus. Wie viel Wahres und Köstliches darf

vor weiblichen Ohren gar nicht gesagt werden! Nur eine in Theecirkeln verweichlichte Seele konnte den trefflichen Simplicissimus so unverantwortlich castrirt, ja in Ton und Wort durch und durch entstellt herausgeben, wie von Bülow es gethan hat. Er sagt in der Vorrede, er habe alles gestrichen, was ein zarteres Gemüth verletzen könne. Was zarteres Gemüth! Krankes Gemüth! Der Simplicissimus ist aber nicht für Kranke, sondern für Gesunde.

Da in Folge der geschilderten schwäbischen Sitte das Wohnhaus nicht der Mittelpunkt des größeren geselligen Verkehrs ist, bleibt die Familie weit enger in sich zusammengeschlossen, als anderswo. Sparsamkeit, Solidität, Behaglichkeit und Reinlichkeit ohne Uebermaß sind die Tugenden, wodurch das schwäbische Haus sich vortheilhaft von dem östreichischen Phäakenleben, der Verschwendung, Putz- und Genußsucht mancher badischen Städte, der häufigen häuslichen Zerrüttung des Baiern unterscheidet. Zugleich ist aber eine gewisse Enge des Horizonts, eine große Dosis provinciell philisterhafter Beschränkung die Folge dieses enggeschlossenen Familienwesens; die Kleinheit des Landes und seine Abgelegenheit vom größeren Verkehre kommt hinzu und erzeugt jenes neugierige Aufgucken und Gaffen, wenn ein Fremder mit fremden Formen und Sitten sich sehen läßt, was von diesem leicht als Ungastlichkeit angesehen wird. Wir sind aber nicht ungastfreundlich, namentlich im Reellen nicht. Der Gast wird reichlich bewirthet, behaglich logirt, und, läßt er nur unserer Sitte, wie denn der Einzelne einem größeren Ganzen gegenüber soll, ihr Recht widerfahren, freundlich in den Kreis der Familie gezogen. Was er aber von Ansichten, Gewohnheiten,

Formen Fremdes in sich trägt, wird im Allgemeinen allerdings mürrisch, engherzig, kleinstädtisch abgeurtheilt, was nur dann zu entschuldigen ist, wenn er, was Manche thun, sich in eine gewisse vornehme Ironie gegen uns hineinwirft. Der schwäbische Magister, wenn er die große theologische Route durch Norddeutschland macht, um einige Pastoren persönlich kennen zu lernen und zu erfahren, wie sie Röm. 5, 12. auslegen, geht in Berlin den Vormittag über in Collegien, des Nachmittags studirt er für sich, was er in Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Tübingen, Ulm, Beutelsbach eben so gut hätte studiren können; Abends sucht er einige Landsleute auf, um mit ihnen, wo möglich bei bairischem Biere, über das liebe Vaterland, und wie doch da alles besser sei, zu plaudern. Emsiger! Vielgetreuer! Warum bist du nicht zu Hause geblieben? Die Schwaben sind so gut eigenliebig, als die Norddeutschen, und werden bitterböse, wenn man ihre Sitten nicht vollkommen findet. Könnte man je gegen die schwäbische Gemüthlichkeit Zweifel hegen, so wäre es, weil die Schwaben selbst so viel von Gemüthlichkeit reden und in der abgedroschenen Entgegensetzung von Gemüth und Verstand dem Norddeutschen gegenüber sich gefallen. Es entsteht aus diesem sich Bespiegeln in dem Ruhme der Gemüthlichkeit leicht ein Hätscheln, ein sentimentales Freundschaftmachen, ein Händedrücken, „o du Lieber, wie sind wir doch so recht dick miteinander, so ordentlich fett". Trau aber dem nicht, der viel von Herzlichkeit, Pietät, Gemüth, Kindersinn redet: der plumpste Egoismus tappt unvermuthet aus dem trefflichen Gemüthe hervor, oder der schleichende und raffinirte lauert hinter dem Biedermannstone. Doch das sind Auswüchse. Es ist doch der Mühe werth, zu untersuchen,

was hinter jenem geläufigen Gegensatze sei. Man versteht wohl unter Gemüth im Gegensatze gegen den Verstand, der die Dinge äußerlich bezieht, ordnet, benutzt, ein sinniges Eingehen in das Innere, das Wesen. Der Verständige classificirt eine Pflanze und untersucht ihre Nutzbarkeit, der Gemüthliche traut ihr eine Seele zu und lebt sich in sie hinein. Der Verständige schlägt seinen Hund, wenn er unartig ist, der Gemüthliche, wenn nur die Unart naiv aussieht, giebt sich den komischen Genuß, sich in die Hundsseele hineinzudenken, den menschenähnlichen Vorgang in der träumenden Monade nachzufühlen, und der Hund bleibt ungeprügelt. Der Verständige beurtheilt die Menschen nach ihrer Bildung, nach ihrer Brauchbarkeit, und ist mehr beschäftigt, sie zu unterscheiden, als in jedem, was und wie er sein mag, d e n Menschen zu empfinden, der Gemüthliche sucht sogleich eine innere und rein menschliche Beziehung theils zwischen sich und Andern anzuknüpfen, theils zwischen den Andern aufzufinden, darüber vergißt er zu sehr die Schranken der Convenienz, Stände, Bildung, und wird leicht betrogen.

Nun wäre nichts thörichter, als zu sagen, der Norddeutsche habe kein Gemüth. Man kann die Sache etwa so wenden: bei dem Schwaben bewegen sich alle übrigen Formen geistiger Thätigkeit mehr im Elemente des Gemüthes, bei dem Norddeutschen in dem des Verstandes. Begegnen sie sich, so fühlt sich der Schwabe zuerst durch die Verstandesschroffheit des Norddeutschen (bei aller Feinheit und Freundlichkeit desselben) abgestoßen, der Norddeutsche durch das substantielle Wesen des Schwaben ironisch gestimmt. Lernen sie aber einander näher kennen und graben tiefer, so findet jener das Gemüth unter der Eisdecke der Verstandes-

schärfe, dieser den Verstand in dem weichen Stoffe des Gemüthes vor, und sie söhnen sich aus, sie lernen von einander.

Der eng geschlossene Familiengeist bringt es natürlich mit sich, daß die Glieder der Familie sehr spät, in gewissem Sinne gar nie der Familie entwachsen. Ein schöner Zug kindlicher Zutraulichkeit bildet sich dadurch in dem Individuum und es fühlt sich so zu sagen immer in seinem Taufnamen. Was unsern Schiller so ungemein beliebt gemacht hat, ist gar nicht bloß die Höhe seiner Ideale, sondern der eigenthümliche Zug von Zutraulichkeit, Treuherzigkeit, der specifisch deutsch und näher schwäbisch ist. Nicht nur die Liebe, wie namentlich zwischen Thekla und Max, spricht diese süße, herzensgute Sprache, sondern selbst der Held: „Max! Bleibe bei mir. — Geh nicht von mir, Max! — Max! Du kannst mich nicht verlassen! Es kann nicht sein, ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann!“ Ein Schwabe ist ein Gemüth, das heute von einer hohen Frau einen freundlichen Blick bekommt und morgen schon hofft, sie werde ihm in schwesterlicher Zutraulichkeit einen abgerissenen Knopf an den Rock annähen.

Nehmen wir zu dieser engen Einfriedigung der Familie die Strenge der Erziehung, den grausam geistlosen Terrorismus hinzu, der noch die Kindheit unserer Väter und Mütter in den Schnürleib der angstvollsten Schüchternheit und Schweigsamkeit bannte, der dem Kinde verwehrte, auf der Straße zu lärmen und zu jodeln, und die Sittsamkeit und Gesetztheit Erwachsener von ihm verlangte, eine Tyrannei, die erst seit einigen Decennien nachgelassen hat, so haben wir den Erklärungsgrund für die späte Selbstständigkeit unserer Männer: „Ein Schwabe wird

vor dem vierzigsten Jahre nicht gescheut". Ganz richtig, nämlich nicht selbstständig. Es ist nicht gut, wenn Kinder naseweis sind und überall mitplappern, wenn der Jüngling die gesunde Milch der Bescheidenheit verachtet, und in Norddeutschland mag wohl mitunter dem Unreifen zu frühe Selbstständigkeit eingeräumt werden, aber bei uns herrscht das andere Extrem. Behandle den Menschen als frei und selbstständig, so wird er es, achte seine Menschenrechte, so lernt er sie selbst achten. Bei uns sollen die Kinder, wenn Fremde da sind, nur hübsch stille sein, da stehen sie im Winkel, nagen am Finger, reiben sich am Simsen ab und bleiben blöde; der Jüngling wird viel zu lange als Knabe behandelt, beaufsichtigt und bewacht, da kommt die Subjectivität nicht zu ihrem Rechte, da bildet sich kein heiteres Freiheitsgefühl, da entsteht jenes unresolute, brütende, scrupulöse, unsichere Wesen der Schwaben. Ein Recensent hat G. Schlesier vorgeworfen, es sei verkehrt, wenn er den Schwaben mehr Individualität und Charaktertrotz vindicire, als den Norddeutschen, man solle norddeutsche Jünglinge betrachten, ob sie nicht selbstständiger und energischer seien. Es kommt hier nur darauf an, was man Individualität heißt. Im Großen, in der Idee, im Politischen ist der Schwabe ungleich mehr von den Rechten der Individualität durchdrungen, aber in der unmittelbaren Wirklichkeit, im Privatleben, in der Sphäre zweckmäßigen Anordnens, schnellen Handelns, Antwortens und Abweisens ist er weit selbstloser und blöder. Ein Schwabe lernt schwer befehlen. Seid mir Zeuge, ihr gelehrten schwäbischen Jünglinge auf Reisen, die ihr in Gasthöfen vernachläßigt, von groben Kellnern verhöhnt und geneckt werdet, und sie schier um Verzeihung bittet, wenn ihr

etwas von ihnen begehrt! Bis der Schwabe seinen Bedienten hart anläßt, ihm einen straffen und gemessenen Befehl ertheilt, muß er schon böse und zornig sein, er alterirt sich erst, aber dann bricht er auch zu derb hervor.

Die Treue, Biederkeit, Keuschheit, Sittenreinheit, die man den Schwaben mit Recht nachrühmt, ist die bessere Seite der Folgen jenes engen und strengen Familiengeistes. Jenes gediegene Schrot und Korn langsam reifender substantieller Charaktere hat hierin seinen Ursprung. Aber hier ist auch einer sehr üblen Seite zu gedenken, die man uns neuerdings von immer mehreren Seiten vorwirft. Es ist die gegenseitige moralische Beaufsichtigung, der Tugend-Zelotismus, das schielende, hämische Sichbekümmern um das Privatleben des Nebenmenschen, das Köpfezusammenstoßen, Einanderzupfen und Zusammenflüstern: „So recht! O Jee! Guck au! Der do!" Ob du ein träger, gewissenloser Beamter, ein Betrüger, ein Dieb, ein Lügner, ein Barbar, ein Säufer, ein Fresser bist, wird weit nicht mit der Wichtigkeit untersucht, als ob du nicht in einem Puncte menschlich gewesen seiest, in welchem die Lüsternheit sich gerne durch Erforschung fremder Sünden für eigene Entbehrungen entschädigt und so eine viel schlimmere Sinnlichkeit an den Tag legt, als diejenige ist, welcher sie nachforscht. Pharisäismus ist die Springfeder und verstärkte Wirkung dieses Hinschielens nach dem Nachbar. Die Kleinheit des Landes wirkt mit, alles ist Vetter und Base, alles kennt sich und fragt nach einander. Glücklicher Weise ist jedoch derjenige, der neuerdings als Krittker diesen Pharisäismus durch ein heuchlerisches Tugendgeschrei auf die Spitze seiner Schmach getrieben hat, nicht unser Landsmann.

Wir verbitten uns, mit ihm confundirt zu werden, wir haben nichts mit ihm zu thun.

Ich sollte nun vom Staatsleben, von unserer Verfassung, unserem Liberalismus reden. Aber, ich bekenne es, von solchen Dingen zu reden, bin ich besonders ungeschickt; ich habe (man mag dieses Geständniß als Beispiel schwäbischer Naivität ansehen) über die beste Staatsverfassung keine feste Ueberzeugung, von dem Organismus eines Staates keine klare Anschauung, kurz ich verstehe die Sache nicht und schweige *). Nur soviel glaube ich sagen zu können, daß dem Tadel, den unsere Liberalen von Norddeutschland aus häufig erfahren, meist ein Mangel an zureichender Kenntniß unserer Geschichte und Constitution, an constitutioneller Erfahrung zu Grunde liegt, daß die achtungswerthen Charaktere, welche die Vertheidigung des guten alten Rechtes zur Substanz ihres Lebens gemacht haben, keineswegs mit den von hohlen und atomistischen Staatstheorien ausgehenden modernen Liberalen zu verwechseln sind. Uebrigens liegt es, wie schon oben bemerkt, ganz in der Verschiedenheit des Naturells, daß der Schwabe das Moment der berechtigten Subjectivität, der Norddeutsche das der abstracten Allgemeinheit im Staate in den Vordergrund stellt. Unmittelbar neben die schwäbische Rührigkeit, wenn es die Idee im Großen gilt, drängt sich aber in einzelnen Gebieten des Öffentlichen und Offiziellen ein beispielloser Schlendrian, eine unverzeihliche Schlaffheit und Trägheit, welche mit der großen Gewissenhaftigkeit und Pünctlichkeit in den meisten Zweigen der Verwaltung und des Rechts im

*) Sancta simplicitas!

größten Widerspruch steht. In öffentliche Aufzüge ist keine Ordnung zu bringen, da will jeder schlendern, wie es ihm beliebt; es gibt Städte, wo die Unreinlichkeit in den Gassen, die nächtliche Unsicherheit durch Versperrung der Wege, scheuslichen Zustand des Pflasters u. s. w. in's Fabelhafte geht und kein Mensch denkt daran, gegen eine städtische Verwaltung, die solches duldet, zu klagen. Wie sehnt man sich bei dieser Schlaffheit, bei diesem Mangel an Sinn für das Gemeinsame und officieller Schärfe nach dem straffen, decidirten, durchschneidenden nordischen Wesen, nach der Pünctlichkeit und Genauigkeit, die der Preuße im Dienste zeigt!

Ich verlasse diese äußeren Gebiete und steige zu den geistigen auf, um zuerst über den Zustand der Kunst bei uns Einiges zu reden.

Daß sich in Schwaben der plastische Genius, der Geist der Anschauung und des Bildes, wie er der süddeutschen Natur besonders eigen ist, nicht verläugnet, zeigt schon Rede und Schrift auch außerhalb des Feldes der eigentlichen Poesie. Der norddeutsche Witz bewegt sich mit besonderer Vorliebe in der Sphäre des satyrischen Wortspieles; es fehlt uns an dieser Gattung auch nicht, und wir können manchem politischen Wortwitze der Berliner z. B. den hübschen entgegenhalten: Männdle, zahl bald! s. Mendizabal. Aber es ist dies nicht der Boden, worauf unser Witz heimisch ist, sondern unser Liebling ist der Witz, der den gegebenen Gegenstand durch ein wunderliches, aus der entlegensten Sphäre aufgerafftes Phantasiebild beleuchtet, wobei es rein um den Muthwillen dieses Vergleiches, nicht um eine satyrische Nebenbeziehung zu thun ist. „Nur einen Schoppen Wein? Das ist, wie wenn man einen

Ochsen in's Horn klemmt!" Wie anschaulich, wie überzeugend! und wie ganz verkehrt wäre es, den Erfinder des Witzes, weil ein Ochse darin vorkommt, entweder durch die Bemerkung zu ärgern, er habe sich selbst mit einem Ochsen verglichen, oder gar für einen Satyrikus zu erklären, der einen Trinker mit einem Ochsen vergleichen wollte! Frauen und Norddeutsche suchen hinter dem reinen Witze gerne satyrischen. Der Humorist macht ein Hanswurstgesicht und sagt etwas Thörichtes, einen schlechten Witz; da kommt einer und sucht versteckte Beziehungen dahinter, verspottet ihn, wenn er keine findet, oder beleidigt ihn, wenn er sie gefunden zu haben glaubt. Der Schwabe liebt als Humorist die Selbstpersiflage, er liebt es, die Gutmüthigkeit seines Spaßes dadurch zu beweisen, daß er sich selbst nicht schont, und setzt sein eigenes Ich als thöricht: indem er dies thut, ist er es allerdings eben nicht, und indem er seine Naivität in's Wissen um dieselbe erhebt, steht er ebenso über, als in dieser. Wie häufig aber war ich in Norddeutschland Zeuge davon, daß man ihm diese Parodie der eigenen Naivität als einfache Naivität aufrechnete, oder überhaupt ein Gesicht machte, das sagte: „Was will denn der Mensch? Sonderbar!" — Einige jüngere norddeutsche Schriftsteller bemühen sich sichtbar um eine bildliche, concrete Darstellung, Mundt, Laube, Gutzkow u. And. Das Streben in allen Ehren: aber wir haben bei diesen gehäuften Bildern das Gefühl des Gesuchten, Absichtlichen, der Treibhauspflanze. Das Bildliche eines wahrhaft und gesund sinnlichen Styles besteht gar nicht bloß in den ausdrücklichen Metaphern, noch weniger in ihrer Häufung. Von Hegel nahmen seine Anhänger manche jener fleischigen, körnigen schwäbischen Redensarten auf, beweisen aber durch häufige unzeitige Anwen-

dung z. B. des „von Hause aus", daß die Pflanze nicht auf ihrem Boden gewachsen ist.

Der Norddeutsche redet einmal in vorherrschend abstrakten Ausdrücken, daher namentlich viel in Substantiven; was hilft es nun, wenn er den abstracten Mittelpunct an allen Enden mit Blumen umsteckt? Man fühlt ihn nur um so mehr. Zur Erläuterung nur Einen Satz von Th. Mundt aus: Kunst der deutschen Prosa: „Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Worte geboren und durch alle von den Umständen irgendwie gegebenen Nöthigungen in ein fremdes Kleid bricht, wie Schweizerthränen beim Alphornruf, die Sehnsucht danach aus ihm hervor." Ich will hier nichts von Schweizerthränen sagen, in welcher Wortbildung die Thräne behandelt wird, wie ein nationales Fabricat, etwa Schweizerkäse, sondern nur auf den widerwärtigen Abstand zwischen der Bildlichkeit im Anfange und Ende des Satzes und zwischen der strohdürren Abstraction der mittleren Wendung: „von den Umständen irgendwie gegebenen Nöthigungen in ein" aufmerksam machen. Warum eifern die Norddeutschen nicht vielmehr ihrem größten Repräsentanten, dem Manne nach, in welchem der reine Verstand durch die Entschiedenheit und Durchsichtigkeit seiner Ausbildung fast die Wirkung der Poesie erreichte? Lessing sucht keine Bilder, er redet einfach, ganz wie ein Mensch ohne besonderen Anspruch auf blühende Sprache zu reden pflegt: aber seine Rede ist dramatisch bewegter Dialog, Frage, Antwort, Einwendung, Schlag auf Schlag, lauter Gesticulation, man sieht immer die Disputirenden persönlich vor sich, sie stehen auf, sie setzen sich, springen wieder auf, geben sich zufrieden — lauter Quecksilber. Rein unerträglich aber ist uns ein Styl wie Gutzkow's, der Alles poin-

tiren will, von jedem nächsten und einfachsten Ausdrucke zu einem entlegenen abspringt, um den trügerischen Schein einer unendlichen Perspective auf einen weiteren, nur nicht entwickelten, Ideenzusammenhang zu eröffnen, ein Styl, als griffest du in Brennesseln oder Dornen.

Doch — um auf die Sache zu kommen: in den bildenden Künsten ist Schwaben weit unbedeutender, als andere süddeutsche Länder, und neuerdings Rheinpreußen. Wir haben zwar in Scheffauer, Dannecker große Bildhauer, in Schick, Wächter, Hetsch große Maler aufzuweisen, sie gingen meist aus der Karls-Academie hervor; seit jedoch die Regierung dieses Gebiet wenig mehr fördert, sind wir sehr zurückgeblieben, und durch die Erschlaffung des Sinnes und Urtheils bei'm Publikum sind namentlich die genannten Maler um einen großen Theil ihres so wohlverdienten Ruhmes gekommen. Uebrigens liegt es auch in der Sache, daß die bildenden Künste als die sinnlicheren sammt der Musik in katholischen Ländern weit mehr gedeihen, als in protestantischen. In Düsseldorf hat zwar der protestantische Norden auch nach dieser Seite hin einen bedeutenden Aufschwung genommen, überhaupt dürfen wir hoffen, daß auch diese Künste in neuen, durch das protestantische Princip bedingten Formen wieder aufblühen werden, aber hiezu fehlen bei uns weitere äußere Momente, Privatpersonen, die bei großem Reichthum sich für Kunst interessirten, reicher Adel u. s. w. Die geistigste Kunst, die Poesie, hat dagegen bei uns schöne Blüthen getrieben. Und zwar stellt sich auch hier auf eine sehr merkwürdige Weise die Doppelheit der Principien, Reflexion und Naivität, welche in Schwaben zusammentreten, sehr scharf hervor. Schiller, Hölderlin, Gustav Pfizer stehen als Reflexionsdichter auf der einen,

Uhland, Kerner, Schwab, Mörike als naive Dichter auf der andern Seite. Beide Seiten werden neuerdings zum Theil mit verschiedenen, zum Theil mit denselben Vorwürfen angegriffen. Schiller und Pfizer (ich darf sie wegen der Aehnlichkeit der Proportion, in der die Elemente der Poesie bei beiden stehen, zusammenstellen; der unglückliche Hölderlin, dessen wahnsinnige Gestalt noch in Tübingen als Trümmer seiner Vergangenheit zu sehen ist, ist fast vergessen *) wirft man vor, daß ihre Poesie in der Reflexion und in den Begriffen einer negativen Moral ihren Quellpunct habe, Uhland und den Andern in moralischer Beziehung etwas Aehnliches, Mangel an freier Entfaltung des sinnlichen Lebens und eine gewisse ascetische Trübseligkeit. Auf die Poesien der Letzteren kann man dies Urtheil nicht wohl begründen; mögen einzelne trübsentimentale Gedichte mitunterlaufen, diese bilden keineswegs den Grundton des Ganzen, am wenigsten bei Uhland, der im Vorworte zu seiner ersten Auflage sich mit so heiterem Bewußtsein über den kläglichen Theil seiner Gedichte ausspricht, am ehesten bei Kerner, der fast nur in den Reiseschatten gezeigt hat, wie heiter seine ächt poetische Natur ist, übrigens in einer Grabessehnsucht schwelgt, welche zuletzt ermüdend und prosaisch wird. Man mußte, um jenen Vorwurf zu begründen, hinzunehmen, was man anderwärts privatim von den Urtheilen dieser Männer über das junge Deutschland vernahm. Es hieß von Uhland und seinen Freunden, sie wenden, wie W. Menzel, an poetische Producte unmittelbar moralische Maßstäbe an. Wenn diese Männer in der Harmlosigkeit poetischer Naturen ihre redlichere Denkart von der Menzelschen nicht scharf

*) Dieß hat sich seither verändert.

genug und durch öffentliche Erklärung zu unterscheiden wissen, so beschuldige man sie der Unklarheit oder Saumseligkeit, aber confundire das gediegene Gemüth, das von der Poesie eine ernste sittliche Grundlage mit Recht fordert, übrigens aber allerdings das Sittliche zu einseitig auf gewisse einfach naive Zustände beschränkt, nicht mit dem Tugendgeschrei, das, wo die Gründe ausgehen, auf das Privatleben des Beurtheilten halb versteckte, giftige Anspielungen macht. Wer Uhland für eine moralisirende Natur halten kann, hat ihn nicht gelesen; er ist eine jener substantiellen, objectiven, in der guten Sitte der Väter fest und ohne Wanken verharrenden Naturen, er ist ein Charakter. Daß die Tendenzen des jungen Deutschlands, und was dahin einschlägt, einer solchen Individualität nicht zusagen können, daß sie das Richtige in jenen Ansichten sammt der großen Summe des damit verknüpften Falschen ganz abweisen wird, leuchtet ein, aber daraus folgt noch kein Puritaner, noch kein Tugendräsonneur. Kann denn ein unfreies Gemüth solche Balladen, solche ewigjunge Lieder, so gesund und voll vom ächten Volkstone bilden? Uhland, Schwab, Kerner sind in der Verehrung Göthe's aufgewachsen und haben Menzel's Polemik gegen diesen nie gebilligt; Beweis genug, daß ihre Denkart himmelweit von der Menzelschen verschieden ist.

Sehen wir aber doch einmal an, was das junge Deutschland wollte. Man muß es erst errathen, denn die jungen Deutschen selbst haben es in der großen Confusion, der sie jedenfalls zu beschuldigen sind, nirgends deutlich gesagt. Das Princip, das allen Bewegungen des Geistes zu Grunde liegt, ist das der Freiheit, die nach immer vollerer und breiterer Entfaltung ringt. Die Natur ist, der Geist weiß sich. In jeder gegebenen Geschichtsepoche

ist aber der Geist noch mit einer Masse solcher Zustände behaftet, worin er bloß ist und sich nicht frei weiß, und die Aufgabe jeder Generation ist, diesen Rest bloßer Natur im Geiste immer mehr in Geist umzuwandeln. So war der Geist in der Religion unfrei, indem er, ohne sich Rechenschaft zu geben, dem Positiven sich unterwarf, bis die Reformation eintrat, und mit ihr — da die Religion der Allmesser des ganzen Geistes ist — war der Bruch des Geistes mit seinem bloßen Natursein ein- für allemal gegeben, aber erst implicite. Das protestantische Princip immer weiter, nach allen Seiten hin, auszubilden, war die Aufgabe der Folgezeit, und gewiß haben uns die früheren Generationen hierin noch unendlich Vieles zu thun hinterlassen. Weiße sagte in einer Kritik Guzkow's, es sei genug negirt, man müsse zum Affirmativen zurückkehren. Ich glaube schwerlich; es gibt noch gar Manches zu negiren. Hier ist nun für unsere gegenwärtige Frage vor Allem das Verhalten des Subjects zu den sittlichen Lebensmächten zu betrachten. Es ist ein schöner, poetischer Anblick, wo das Herz noch ohne zu grübeln mit der bestehenden guten Sitte verwachsen ist und durch keine Lostrennung des Selbstbewußtseins seine sittlichen Zustände schon aus der Vogelperspective betrachtet, wo Freundschaft, Treue, Ehe als unantastbare heilige Mächte geachtet werden, ohne daß man fragt warum. Wenn es aber dennoch wahr ist, daß der Geist nur in dem Grade Geist ist, in welchem er weiß, was er thut, so muß auch diese Gestalt des Bewußtseins sich nothwendig verändern, alle Blindheit auch in diesen Dingen muß sich zum Sehen erheben. Dieses Sehen beginnt mit dem Zweifel. Fängt man an, das, was man früher heilig hielt, nur weil es die Väter dafür hielten, zu prüfen, ob es wohl auch an

sich wirklich heilig sei, so nimmt dies natürlich für denjenigen den Schein der Frivolität an, der übersieht, daß der Zweifel nur ein Durchgangspunkt, daß der Endzweck dieses zersetzenden dialektischen Vorganges nicht Zerstörung, sondern nur festeres Aufbauen sein kann. Der ganze Schritt ist auch wirklich gefährlich, ebenso gefährlich als der uralte Satz des Paulus, daß der Christ frei sei vom Gesetze, welchen, würde er jetzt leben und seinen Satz erst aufstellen, W. Menzel sicherlich in den Verdacht einer geheimen Krankheit würde zu bringen suchen. Macht sich an jenes Geschäft der fortschreitenden Freiheit ein unreiner Geist, dieser bleibt freilich bei der zerstörenden Hälfte stehen und reißt die Grundsäulen der Sittlichkeit, statt sie fester und dauernder zu gründen, nieder, oder richtiger, er läßt sie liegen, während der Gesunde sie nur herausnimmt, um das Fundament zu untersuchen, und sie dann tiefer einzusenken, als vorher. Bei jenem zerstörenden Thun stehen zu bleiben, war nun offenbar keineswegs die Absicht der Mehrheit jener neuerungslustigen Schriftsteller. Die Meinung war gut, aber sie waren in ihrem Denken viel zu unreif, um sich die Aufgabe klar machen zu können, und mußten daher nicht durch eine falsche, sondern durch eine verkehrt begonnene gute Sache scheitern. Luther meinte auch einmal, wo innige Liebe zwei Gemüther verbunden habe, bedürfe es keiner kirchlichen Einweihung; es war wohl ein Jugendirrthum, aber wir sehen doch, daß auch gute Menschen in aller Redlichkeit auf solche Ideen kommen können, und es ist gut, wenn man darauf kommt, denn indem man sie widerlegt oder, richtiger zu reden, ergänzt, lernt man erst mit klarem Bewußtsein achten, was man sonst

blind achtete. Heine nehme ich von den redlich Strebenden aus, denn er hat seine innere Verwesung zu offenkundig an den Tag gelegt. Auch Gutzkow fehlt es sichtbar an Harmonie des Gemüths und innerer Gesundheit, was ich keineswegs aus dem Stoffe, wohl aber aus der Behandlung in seiner Wally beweisen möchte. Darzustellen, wie der Geist des Zweifels in einer Zeit wie die unsrige selbst die weibliche Seele ergreift und sie aus dem Geleise der Naivität und schönen Nothwendigkeit herausreißt, ist eine der Poesie ganz würdige Aufgabe, und daß der Mensch in seiner Freiheit sich den unverhüllten Anblick der Schönheit gönnen dürfe, kann nur die Frivolität und Unsittlichkeit bestreiten. Unbedingt aber ist die Vorliebe für das Peinliche, Gräßliche, für einen Schluß in schrillendem Mißklange, wie sie Gutzkow in der Wally und in der Seraphine an den Tag legt, und worin er ganz der neueren französischen Romantik mit ihrer Schinderphantasie folgt, der frivole Ton, in welchem die Religionszweifel in der Wally vorgetragen sind, ferner das Zerfahrene, Haltungs- und Einheitslose, Zerhackte, was in seinen Productionen durchaus sich findet, ein Beweis, daß diese Persönlichkeit keinen Beruf hat, etwas in der Litteratur umzugestalten.

Daß aber diese ganze moderne Tendenz an sich, weit entfernt, das Unsittliche zu wollen, vielmehr, wenn sie nur sich recht klar ist, eine haltbarere Gestalt des Sittlichen an die Stelle einer wankenden zu setzen die Absicht hat, läßt sich z. B. an der Frage nachweisen, ob Treue gegen das der Geliebten gegebene Wort unbedingt Pflicht sei. Ist es Frivolität, dies in Zweifel zu ziehen, wenn man sich auf den tausendfach möglichen

Conflict dieser Pflicht mit anderen höheren beruft? Wenn man sagt, es gebe Fälle, und zwar mehr, als es scheint, wo in diesem Verhältnisse, was sonst sittlich wäre, unsittlich wird, weil andere Forderungen der Sittlichkeit verletzt werden, Fälle, wo die Treue vielmehr Untreue wäre? Hätte nämlich die Treue zur Folge, daß ein Geist in seiner Entwickelung unterbrochen, seine Thätigkeit auf ein Gebiet hingenöthigt würde, wohin sein Talent nicht geht, so wäre dies Untreue dieses Geistes nicht nur gegen sich, sondern gegen ein größeres Ganze, den Staat, die Welt, welche fordern und erwarten können, daß jeder das Vollkommenste möglicher Ausbildung der ihm eigenthümlichen Kräfte erstrebe und dem Ganzen auf dem Punkte diene, wo er ihm am besten dient. Eine solche Unterordnung der genannten Pflicht werden aber Charaktere, die einfach und unkritisch mit der alten Sitte verwachsen sind, nicht zugeben, außer in extremen Fällen, wie Krieg fürs Vaterland u. dergl., wobei aber die Inconsequenz sogleich hervortritt, denn dann ist zugegeben, die in Frage stehende Pflicht sei collisionsfähig, und doch wird sie zugleich als absolut behauptet. Daß jede bestimmte sittliche Macht, indem sie auf Einem Boden mit allen anderen sittlichen Mächten zusammen ist, einer Dialektik unterliegt, die ihr nur eine bedingte Geltung übrig läßt, diese Behauptung wird einem altdeutschen Charakter immer als ein Ausfluß von Frivolität und Perfidie erscheinen. Und doch, um bei unserem Beispiele zu bleiben, wie viele elende und wahrhaft unsittliche Ehen sind aus jener mißverstandenen Treue hervorgegangen! Wie überzeugend ließe sich nachweisen, daß gerade das abrupte Denken, das die bestimmten und durch ihre Bestimmtheit einer Dialektik unterliegenden sittlichen Potenzen, heute die eine, morgen

die andere — denn in einem Athemzuge kann man sie doch nicht alle — absolut nimmt, wenn die Welt sich nach ihm richten würde, unendliche Verstellung und Zerrüttung jeder Art in das Reich der Sittlichkeit einführen würde — gewiß ohne böse Absicht: aber es könnte an dieser Folge sehen, daß man dem Gegner wenigstens auch keine böse Absicht vorwerfen darf, wie denn überhaupt Ansichten als solche zu beurtheilen und nicht unmittelbar auf Absichten zu reduciren sind.

Es wurde von jenen feuerreitenden jungen Deutschen mit großem Gehetze und Halloh zugleich eine größere Befreiung der Sinnlichkeit verlangt im Leben wie in der Poesie, ohne daß ihre Confusion zu sagen wußte, ob die Emancipation in beiden Gebieten gleichweit gehen solle, oder wie denn das Ding überhaupt zu nehmen sei. Die negative Moral ist allerdings im Leben eben so verderblich, als in der Poesie prosaisch, und der sittliche Standpunkt soll in beiden Sphären ein Verhältniß zwischen Geist und Sinnlichkeit voraussetzen, das, an sich affirmativ, sich zur Negation, zu einem Kampfe beider Principien fortsetzt, der zum Tragischen und Komischen führt, aus welchem aber endlich die Versöhnung beider als sittliches Kunstwerk eines harmonischen Lebens sich herstellt. Die Poesie, die Kunst überhaupt, wird sich nun immer mit Vorliebe auf der ersten dieser drei Stationen aufhalten und die Sinnlichkeit als unschuldige Schwester des Geistes gewähren lassen, indem sie aus ihrem Umkreise alle Verhältnisse entfernt, wodurch der sinnliche Genuß zu einer Verletzung wesentlicher sittlicher Beziehungen führen würde —

„Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt".

Das Leben, weil ein solcher collisionsloser Raum in seinem Complex fast nirgends und nur vorübergehend gegeben ist, wird, strenger und mißtrauischer, immer nach der zweiten jener Stationen hindrängen, welche eine Ueberwindung der Sinnlichkeit fordert, um dann erst, wenn sie im Kampfe gebrochen ist, ihr wieder eine Stimme einzuräumen, wiewohl auch hier stets ein ursprünglich affirmatives Verhältniß vorauszusetzen ist, wenn man nicht z. B. in Beziehung auf die Liebe die blasphemische Meinung hegen will, Gott habe sie, da sie an sich einmal unbedingt verwerflich sei, also im Grunde auch durch keine Einsetzung und Weihe geheiligt werden könne, nur in einer schwachen Stunde den ehelich Verbundenen zugestanden und wir können nun ins Fäustchen lachen, daß er diese schwache Stunde gehabt: dann sind wir auf dem besten Wege, den Cölibat zu billigen, die bekannte Handlung des Origines zu bewundern u. s. w. u. s. w. Es ist nun, um uns auf die Poesie zu beschränken, nicht zu läugnen, daß, so viel Göthe gethan hat, jenen affirmativen Standpunkt geltend zu machen, dennoch die Schillersche Poesie, auf der negativen Kantischen Moral ruhend, auf den Geschmack der Masse bestimmender eingewirkt hat, als die Goethische, daß es daher recht gut ist, wenn von Zeit zu Zeit, wie dies in der Sturm- und Drangperiode geschah, ein neuer Ausfall gegen diesen Standpunkt gewagt und das Recht der Sinnlichkeit nachdrücklich reclamirt wird. Unter unsern Dichtern nun dürfte man einen unüberwundenen Rest negativer Moral vielleicht mit dem meisten Rechte an G. Pfizer tadeln; ich möchte es wenigstens nicht auf mich nehmen, ihn zu rechtfertigen, wenn er die verwegenschöne Kunst des Akrobaten besingt und sich am Schlusse entschuldigt, daß

er einen so niedrigen Gegenstand gewählt habe, wenn er in seinem Dolce far niente die Poesie des Müssigganges mit gewohnter herrlicher Farbenpracht der Bilder entfaltet und zuletzt meint, moralischen Einwendungen Rede stehen zu müssen. Bei Uhland wüßte ich von dieser moralischen Befangenheit nichts zu finden; sein Gemüth erscheint, nachdem man die sentimental elegischen Gedichte des Anfangs hinter sich hat, harmlos heiter und einem weltlichen Behagen, freilich mit Beschränkung auf alterthümlich einfache Verhältnisse, keineswegs verschlossen; wer es von Kerner nicht gelten läßt, hat die Reiseschatten nicht gelesen, und bei E. Mörike sprudelt und sprüht auf tragischem Hintergrunde ein ebenso heiterer als tiefer Humor.

Dies aber ist richtig, daß jene Kämpfe der nach höchster Freiheit des Selbstbewußtseins ringenden, durch Zweifel gespaltenen Subjectivität auf der Seite unserer naiven Dichter nicht zu treffen sind, am ehesten bei Mörike (Maler Nolten). Pfizer aber hat entschieden etwas von Byron's Geiste und ist von dieser Seite eine ganz moderne Erscheinung. Hier entsteht nun freilich vorerst die Frage, ob diese Zustände, diese Kämpfe des durch die Qualen der Zerrissenheit zu höherer Harmonie aufstrebenden Geistes überhaupt ein poetischer Stoff, oder nicht besser allein der philosophischen Debatte zu überlassen seien. Gewiß das Erstere; oder ist es nicht ein erhabenes Schauspiel, dem Selbstbewußtsein zuzusehen, wie es beginnt, sich als den Angel der Welt zu fühlen, dem nichts Fremdes von außen aufgedrungen werden kann, wie es alles scheinbar Feste und Dingliche flüssig macht und in das Ich resorbirt, und in dieser innersten Revolution bald den festen Grund verliert, der Ver-

zweiflung in die Arme stürzt, bald im Gefühle seiner Kraft muthig den Kampf fortsetzt und auf die ferne Friedensinsel hinblickt? Ist Goethe's Faust nicht erhaben? Eröffnet sich nicht der Brust des lyrischen Dichters eine neue Welt unendlicher Gefühle, wenn dieser Kampf tausendsaitig in ihr anklingt, sieht der erzählende nicht neue reiche Bahnen vor sich, auf denen er seinen Helden diesen Bildungskampf im modernen Sinne kann kämpfen lassen, und gewinnt nicht der dramatische einen neuen Boden der bedeutendsten Entwickelungen, sei es, daß er diesen Kampf unmittelbar zu seinem Stoffe wählt und Hamlet in neuen Gestalten vorführt, sei es, daß er ein Thema aus einfacher alter Zeit mit der klaren Einsicht des modernen Geistes in die dialektische Collisionsfähigkeit alles Sittlichen behandelt? So gewiß nun diese Fragen zu bejahen sind, so ist doch bis jetzt die Assimilation dieser modernen Ideen in die Poesie noch nicht vor sich gegangen, und wir besitz.n außer dem — nach anderer Seite doch selbst auch poetisch mangelhaften — Faust und Clavigo von Goethe noch nichts ächt Poetisches in dieser Richtung. Unter Heine's Liedern sind die schönen eben diejenigen, wo seine Ironie und Zerrissenheit nicht zum Vorschein kommt. Ironie und Zerrissenheit können ganz wohl einen poetischen Anblick gewähren, aber die seinige nicht, weil es eine coquette und bübische ist. Mundt's Madonna, Laube's junges Europa, Kühne's Quarantaine, Gutzkow's Wally: man mag an diesen Producten dies und jenes loben, aber poetisch sind sie wahrlich nicht; es sind geistreiche Reflexionen, es sind Debatten mit lose angehängtem poetischem Kleide, oberflächlich personificirte Begriffe, es sind didaktische Poesieen. Es ist auch gar nicht zu verwundern;

jede neue Idee, wie sie zunächst als Gedanke aufgefunden und aufgestellt wird, ist eben insofern prosaisch. Soll sie poetisch werden, so muß sie erst in die Gemüther übergegangen, in succum et sanguinem vertirt sein, sie muß gezündet, Leidenschaften erregt haben, dann erst wird sie poetischer Stoff. Dazu muß sie sich aber Zeit nehmen. Haben wir nun in dieser Richtung noch keine Poesie, so sollten wir vor der Hand froh sein, wenn wir in Tieck noch einen schönen Nachklang der Romantik, in unsern schwäbischen Lyrikern noch naive Liederdichter haben, und es ist eines der Merkzeichen der verkehrten Art, womit jene Propheten ihre Sache begonnen haben, daß sie mit einem Bildersturme dieser in unsere Zeit hereindauernden guten alten Klänge begannen. „Feuerjo! Es giebt etwas Neues, Alles, Alles wird anders"! Nun was denn? Wo denn? Mach erst etwas Neues, so giebt es etwas Neues: wenn du nur immer schreist, es sei etwas Neues da, soll denn dies Geschrei eben es sein, worin dies Neue da ist? Das ist ein Laufen, ein Hetzen, ein unmüßiges Wesen, wovon man das Gefühl hat, daß einem zwanzig Stimmen, jede etwas Anderes, beständig ins Ohr schreien; ginge es nach den vielen Artikeln, die in norddeutschen Unterhaltungsblättern alle Augenblicke irgend einen Kaufmannsdiener oder Studenten, der von Börne und Judenemancipation, von dem großen Weltschmerze, der auch ihm mitten durchs Herz gegangen sei u. dgl., ein aufgedunsenes Kraft- und Saftgedicht producirt, für einen Messias der modernen Poesie ausschreien, so könnten Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller nur hübsch ordentlich abziehen, ihr Stündchen wäre gekommen. Du schimpfst auf Uhland; mach einmal ein ächtes Volkslied, wie sein unvergleichliches: Ich

hatt' einen Kameraden ꝛc., mach einmal ein patriotisches, wie sein: Wenn heut ein Geist ꝛc., mach eine Ballade, wie der Waller! Du sagst, er sei eintönig, in einem armen Ideenkreise drehe er sich herum; es ist wahr, Uhland ist nicht so beweglich, vielseitig, tausendfältig, wie Rückert, seine Leier hat weniger Saiten, aber diese geben einen vollen, runden, urkräftigen Metallklang, oder ich möchte seine Poesie dem Glockentone vergleichen, und Rückert's dem vieltastigen Clavier. Ich begreife nicht, wie G. Pfizer in seiner Schrift über Uhland und Rückert unentschieden lassen konnte, welcher von beiden der größere Dichter sei. Entweder man giebt zu, daß das Specifische der Poesie in einer durch die Phantasie erzeugten unmittelbaren Einheit von Bild und Gedanken liegt, und dann ist Uhland's Poesie intensiv die ächtere, unvermischtere, obwohl im Umfange die ärmere, wozu man Rückert noch hundert weitere Vorzüge zugestehen kann; oder man giebt es nicht zu, und stellt Rückert, dessen Dichten nachweisbar vom Gedanken ausgeht, um diesem erst nachträglich durch die Phantasie als Dienerin köstliche orientalische Gewänder überzuwerfen, neben oder über Uhland, aber dann ist auch der specifische Unterschied der Poesie und Prosa verwischt. Uhland's Muse lebt im Mittelalter, er ist Romantiker; aber interessant ist es, wie er und Schwab von der romantischen Schule sich wieder wesentlich unterscheiden. Sie nahmen das phantastisch Mystische, die brennende Farbengluth der Sinnlichkeit und die Ironie nicht auf, welche sonst die romantische Schule bezeichnen, sondern holten sich nur das markig Feste, menschlich Wahre und Biedere aus dem Mittelalter heraus. Dies charakterisirt sie als Schwaben,

wiewohl ich das Glänzende und Berauschende jener anderen Ingredienzien der Romantik auch nicht hergeben möchte. Nun — wir sind freilich der Madonnen, Ritter, Edelfräulein, Burgen etwas müde; andere Zeiten, andere Weisen, die Poesie muß wie Alles ihre Phasen ändern, aber die neue Phase ist noch nicht da, und die Jugend soll nicht die Pietät gegen edle Vertreter eines älteren Princips abwerfen.

Wenn ich nun zu den höchsten Sphären, Religion und Wissenschaft, übergehe, und zuerst von jener rede, so muß ich sogleich einer höchst betrübenden Erscheinung gedenken. Der Pietismus, diese Krätze, welche die edelsten Säfte des Geistes in Eiterung setzt, ist von Alters her bei uns einheimisch, und verbreitet sich in immer weiteren Kreisen. Hier ist sogleich ein Unterschied zu ziehen zwischen den niederen und höheren Ständen, da die Ursachen der Verbreitung der Endemie in beiden verschieden sind. In den unteren Ständen mögen zwei auf den ersten Anblick sehr heterogene Ursachen diese Krankheit erzeugen. Einerseits mag dasselbe Freiheitsstreben, das in der Politik unter der edleren Gestalt des Liberalismus auftritt, im gemeinen Manne die Lust erzeugen, sich außer dem öffentlichen Gottesdienste und dem gewöhnlichen häuslichen noch seine aparte Religion zu halten. Zugleich mit der Reformation nahm das Sektenwesen in Wirtemberg sehr stark überhand; der Separatismus, der vor einiger Zeit fanatische Anhänger bei uns hatte, ist insofern mit dem Pietismus verwandt, als auch diesem die kirchlichen Formen nicht genügen und er sich seine besondere religiöse Suppe kochen will. Andererseits aber ist es der Hang zur Innerlichkeit, zum schwermüthigen Tief-

sinn, der, den Schwaben überhaupt eigenthümlich, hier wieder zum Vorschein kommt. Der Pietismus ist gerade dadurch eine so tief krankhafte Erscheinung, daß er nicht eine einfache Unwahrheit, sondern eine verdrehte Wahrheit zur Grundlage hat. Er geht von dem Principe aus, das äußerlich gegebene Dogma dem Inneren tiefer zu assimiliren, als die öffentliche Religion dies zu bewirken scheint; insofern ist er mit dem Mysticismus, der den Inhalt des Dogma zur Intuition und reellen Vermählung mit seinem Innern zu erheben sucht, verwandt. Aber unendlich geistloser als dieser bleibt er auf halbem Wege stehen und klebt starrer als der verhärtetste Buchstabendienst an der bloß äußerlichen, grobsinnlichen Auffassung der religiösen Wahrheiten, um jeden, der nicht eben so thut, mit dem triefenden Geifer seiner Verdammungswuth zu bespritzen. Blasphemisch vindicirt er die Wirklichkeit dem Teufel, statt Gott, und indem er die Sinnlichkeit, dieses edle Werkzeug, diesen geflügelten Boten des Geistes, verdammt, statt sie im vernünftigen Genusse der Weltfreuden zu bilden, stößt er sie in einen Winkel zurück, von wo sie, verläugnet, unbewacht, nur um so bestialischer als Hochmuth, Rachsucht, wilde Wollust ausbricht. Gewissenlose Geistliche, uneingedenk, daß zu erbauen, nicht durch Aergerniß zu verwirren ihre beschworene Pflicht ist, zerren Fragen wie die Straußische vor ein Publikum, vor das sie nicht gehören und schüren durch ihr Geschrei den Fanatismus bis zur Hundswuth an. Das Widrigste aber am Pietismus ist die Schamlosigkeit der Enthüllung des geheimsten Innern, das Reden von den zartesten inneren Erfahrungen in Gesellschaft, das Einmischen heiliger Namen in jedes Bagatell, das gemeinschaft-

liche Beten mit Geberden der Zerknirschung, wobei von dem schönen Spruche: wenn du beten willst u. s. w. keine Ahnung mehr zurück ist; von dieser Seite äußert er eine ebenso große Abstumpfung des Schamgefühls, als jede unzarteste Bloslegung der heiligsten Gefühle.

Eine tröstliche Aussicht eröffnet sich hier nur durch den so eben berührten Umstand, daß gegenwärtig die Notiznahme von wissenschaftlichen Erscheinungen durch die Vermittelung von Geistlichen auch bei den niederen Ständen den Pietismus anschürt. Denn so ist die wachsende Wuth des Pietismus zugleich die Probe der wachsenden Freiheit des Geistes auf der andern Seite. Hierin ist nun die Hauptursache zu suchen, warum der Pietismus auch am Heerde der Intelligenz, auf unserer Universität, wo er früher nur sporadisch vorkam, in geschlossenen Massen bei den Studirenden der Theologie sich immer mehr ausbreitet. Zwar ist die Erscheinung der Krankheit auf dieser Stelle nicht unabhängig von ihrer Herrschaft in den niederen Ständen und hiernach die obige Distinction nicht absolut zu nehmen. Jünglinge aus gebildeten Ständen, wo doch gewöhnlich das Kind zur vernünftigen Freiheit und zum Menschlichen erzogen wird, gehen nicht leicht zu dieser Heerde über, die meisten bringen den Stoff von Hause aus eingeengten, unfreien Verhältnissen mit. Daß er aber gerade gegenwärtig so sichtbar um sich greift, ist doch wesentlich aus der Opposition zu erklären, die sich theils gegen die Fortschritte der Wissenschaft theils gegen die religiöse Indifferenz der Honoratiorenstände mit besonderer Schärfe da erzeugen muß, wo Theologie studirt wird. Was den letzteren Punkt betrifft, so ist die Klage

über Mangel an kirchlichem Sinne bei unseren gebildeten Ständen im Allgemeinen nicht ungegründet. Stuttgart macht noch am ehesten eine Ausnahme; hier hat ein gewisser kirchlicher Sinn sich mehr erhalten, als anderswo; sonst aber frägt der wirtembergische Beamte nicht viel nach Dogma und Gottesdienst, nur am Geburtstage seines Königs zieht er die Uniform aus dem Schranke, sitzt pflichtmäßig in seinem Kirchenstuhle und macht ein Gesicht, als wollte er mit Falstaff sagen: „wenn ich nicht vergessen habe, wie das Inwendige einer Kirche aussieht, so bin ich ein Brauerpferd". Dies ist eine Nachwirkung des in diesen Sphären noch nicht überwundenen Princips der Aufklärung, wie es in Frankreich als Revolution und Atheismus, bei uns als platter Rationalismus und als Auflösung der Religion in Kantische Moral zum Vorschein kam. Man weiß, daß der Kantische Subjectivismus überhaupt im Allgemeinen noch die Weltansicht der Juristen und Regiminalisten ist, während die der Naturforscher stark zum Materialismus hinneigt; mit diesen Ansichten werden fortdauernd die Studirenden dieser Facultäten auf der Universität influirt, und so kann sich natürlich in diesen Ständen kein kirchlicher Sinn erzeugen. Das Uebel ist im Grunde so groß nicht; man muß zugeben, daß die Wahrheit auf verschiedenen Wegen gesucht werden kann, der Materialismus des Mediciners ist glücklicher Weise gewöhnlich inconsequent, und derjenige, der das Religiöse in der freilich unvollkommenen Form des Moralischen aufgefaßt hat, darf doch wohl auch getrost vor seinen Gott treten. Unsere Prediger sind über diesen Zustand sehr böse und theilen bei Gelegenheit einen tüchtigen Treff aus; predigen sie

erst besser, so wird es schon anders werden. Die Kanzelberedtsamkeit ist bei uns, wie die Beredtsamkeit überhaupt, wirklich in kläglichem Zustande. Die schwäbische Schüchternheit verklebt dem Candidaten schon beim ersten Auftreten den Mund und nagelt ihm die Arme an die Hüfte oder an's Kanzelbret, nachher kommt der schwäbische Eigensinn dazu und macht ihm weiß, der Prediger dürfte nur so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und so hie und da mit der Hand hervorwischen, so sei Vortrag und Action in der besten Ordnung: er will nicht begreifen, daß das Predigen eine Kunst ist. Dann die Form der Darstellung: was kann ein Prediger wirken! Wie ungeheuer ist die Macht der Rede! Wie kann sie die Gemüther bis auf den untersten Grund aufwühlen und im Sturme mit sich fortreißen! Aber hier hört man unter zehn Predigten gewiß immer neun, welche ganz demonstrativ, als sollte ein dogmatischer Locus ausgeführt werden, ihren Stoff abhaspeln. Endlich das Verhalten zu den verschiedenen Bildungsstufen der Zuhörer: hier eröffnet sich freilich die größte Schwierigkeit für den Prediger. Er soll und muß am Dogma festhalten, der größere Theil seiner Zuhörer, dem schlichten Volke angehörig, erwartet es mit Recht. Nun besteht aber der andere Theil meist aus aufgeklärten, Kantisch redigirten Köpfen, die für die positiven Lehren des Christenthums allen Magen verloren haben. Ignoriren darf er, will er gewissenhaft sein, den Standpunkt der Letzteren auch nicht, sondern die Aufgabe ist offenbar, an ihn anzuknüpfen und ihn unvermerkt in die höhere Betrachtung der Dinge hinüberzuleiten, welche im kirchlichen Dogma bildlich enthalten ist. Soll ihm dies gelingen, so muß er den Buchstaben und Körper des Dogma so

viel möglich verstecken und desto mehr seinen flüssig gemachten Geist in die Tiefe des Bewußtseins hineinleiten. Er soll bestimmte Sphären der Wirklichkeit, sittliche Lebensverhältnisse, concrete Fragen, wie Erziehung, Familienleben u. s. w. zu seinem Thema wählen und den Zuhörer so stimmen, daß er Lust und Liebe bekommt, diese Verhältnisse im Geiste des Evangeliums zu behandeln. Dies ist offenbar die höchste und schönste Aufgabe des Kanzelredners. Er braucht nicht viel heilige Namen zu nennen, heilige Geschichten zu erzählen, er soll wirken, daß der Sohn Gottes in Jedem neu geboren werde, in Jedem neu sein Erlösungswerk beginne, dann braucht er von ihm als dieser bestimmten einzelnen Person, an welche unsere Honoratioren einmal im kirchlichen Sinne nicht mehr glauben, eben nicht immer zu reden. Der gemeine Mann freilich möchte nur immer mit recht dickem dogmatischem Stoffe die Taschen voll bekommen, aber diesem Gelüste ist nicht nachzugeben, und er wird es endlich auch zufrieden sein, wenn einmal statt dieser stoffartigen Masse der aus dem Körper des Dogma befreite, flüssig gemachte, ins Bewußtsein hineingeleitete Geist des Christenthums sein Herz erquickt; nur in diesem Sinne war es gemeint, wenn ich oben sagte, die Predigt müsse für ihn am Dogma festhalten. Statt dessen premirt nun aber die Mehrzahl unserer Prediger im Sinne des Supranaturalismus den Köper des Dogma und macht dem recht tüchtig die Hölle heiß, der an diesen nicht glaubt: was Wunder, wenn unser Kantianer zu Hause bleibt und seine Pfeife raucht? Der Supranaturalismus, wie er dem Rationalismus gegenüber sich gebildet hat, ist bekanntlich etwas ganz Anderes, als die altkirchliche Orthodoxie. Er vereinigt

das Schlimme sowohl von dieser, als von seinem Gegner, dem Rationalismus, in sich und das Gute von beiden fehlt ihm. Von jener hat er das alte Dogma, von diesem die kahle Verstandesmetaphysik und den verstockten Pelagianismus aufgenommen, die ihm den tieferen Sinn jenes Dogma verhüllen und nun dazu dienen müssen, den dennoch geglaubten Buchstaben desselben mit Verstandesgründen zu stützen, d. h. mit Mitteln, welche vielmehr gegen den Zweck sind. Dieses Stützen und Begründen hat seinen Ursprung in dem Bedürfnisse des modernen Bewußtseins, nicht als wahr anzunehmen, was sich nicht ausweisen kann als ein solches, worin dasselbe bei sich ist: das große Recht des Rationalismus. Von dieser Seite ist der Supranaturalismus so rationalistisch, als der dürrste Rationalismus, er ist von dem Princip der Aufklärung ganz inficirt, genießt aber seine Früchte nicht, sondern da er nun dennoch an der ausgeweideten Haut des alten Dogma hält, so ist er eine in dunkler Bewußtlosigkeit sich selbst durch und durch widersprechende Erscheinung wie die Lutherische Abendmahlslehre, welche die katholische und die Zwinglische zu einem Nest von Widersprüchen vereinigt. Dieser Verstandessupranaturalismus hat unser wirtembergisches Gesangbuch in den neunziger Jahren „dem heutigen verfeinerten Geschmacke näher gebracht" und unsere Liturgie geschrieben: dort die edelsten alten Lieder unverantwortlich entstellt und neue aufgenommen, wie das:

Ich sterb' im Tode nicht!
Mich überzeugen Gründe,
Die ich, je mehr ich forsch',
In meinem Wesen finde. u. s. w.,

hier hat er Gebete und Formulare eingesetzt, bei deren Mattigkeit und trostloser Irreligiosität man sich ernstlich nach der scharlachrothen Sprache des Fanatismus sehnen könnte. Den ganzen Inhalt dieser Liturgie kann man auf die Worte reduciren: Lieber Gott, du hast uns durch außerordentliche Veranstaltungen, worunter sogar Wunder vorkamen, belehrt, daß uns jenseits, wenn wir nur recht moralisch sind, die gebratenen Tauben bei übrigens wachsender Vervollkommung in den Mund fliegen werden: zu dir, zu dir schwingt unser Geist sich empor!

Diesem religiösen Zustande gegenüber ist es kein Wunder, wenn das tiefere religiöse Bedürfniß, das in der Innerlichkeit des schwäbischen Naturells begründet ist und im öffentlichen Gottesdienste zu wenig Nahrung findet, in der kranken Form des Pietismus zum Vorschein kommt, der übrigens seiner gefährlichsten Feindin, der Speculation, gegenüber freilich den geschilderten Supranaturalismus auch wieder dankbar als Streitgenossen aufnimmt. Wo ein irreligiöser Verstand sich in der Religion breit macht, muß es nothwendig auch eine unverständige Religiosität geben. Könnte man aber von diesem Standpunkte aus geneigt sein, den Pietismus zu entschuldigen, so muß er um so verwerflicher erscheinen, wenn man erwägt, daß die speculative Theologie, welche sich bei unserer Jugend immer mehr Freunde erwirbt und dem Bedürfniß einer vertieften Auffassung der religiösen Wahrheiten die vollste Befriedigung verspricht, daß gerade diese der Gegenstand des wildesten Hasses der Parteien ist und seine Lager mit immer neuen Rekruten füllt. Ihr steigendes Wachsthum ist es, woraus allein hinlänglich zu erklären ist, warum gerade jetzt und gerade unter unserer studirenden Jugend der Pietismus so

sehr um sich greift. Denn gerade bei uns hat sie einen entscheidenden neuen Schritt zur tieferen und freieren Entfaltung ihres Princips gethan, welcher allen denjenigen, die unfähig oder zu träg sind, im Zusammenhange zu denken — und nur ein solcher kann Pietist werden —, die Religion vielmehr zu zerstören, als zu vertiefen scheint.

Ein eigenthümliches Gewand hat unser Pietismus durch A. Knapp angethan; er wurde modern, sentimental, er bequemte sich so weit den Kindern der Welt, daß er Almanachsform umnahm und seinen Christus im Frack einführte. A. Knapp hat ein ansehnliches Talent zur Poesie durch seine pietistische Umwendung schimmlicht gemacht. Er läßt Leonidas mit seinen gefallenen Tapfern, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie aber auf Abraham und Sara und müssen sie küssen. Seine poetische Theorie ist: alles Große und Schöne auch aus der profanen Welt soll Stoff der Poesie sein, aber nur, sofern es durch eine ausdrückliche Beziehung auf das Christliche geheiligt ist, er sagt zu dem Dichter: preise immerhin Griechenland in seiner Herrlichkeit, aber bedaure am Schlusse des Gedichtes lebhaft, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Confirmationsunterricht genoß! Nichts soll in sich, in der Grenze und Bestimmtheit seines Wesens Theil haben an Gott, es soll erst dieser Thran priesterlicher Salbung, dieses Christoterpentinöl darüber gegossen werden. Doch verlassen wir diese feuchten, dumpfen Höhlen und steigen in das Licht der

Wissenschaft auf. Um die eigenthümliche Weise, in welcher die neuesten Fragen der Speculation von Strauß be-

handelt worden sind, aus dem schwäbischen Naturell begreiflich zu machen, werfe ich zuerst einen Blick auf das Gebiet der nicht streng wissenschaftlichen Debatte, auf die Art, wie sich der Schwabe im gewöhnlichen Leben zu gewissen literarischen Zeitfragen von allgemeinem Interesse zu verhalten pflegt.

„Wer da? Rahelist oder Bettinist? Göschel oder Richter? Diesterweg oder Leo"? Erlauben Sie gütigst, daß ich erst dieses Schöppchen Wein in Ruhe austrinke, dann will ich mich entscheiden, vielleicht aber auch nicht. Spaß bei Seite! Der Schwabe verhält sich, mit dem Norddeutschen verglichen, sehr indolent zu solchen Modefragen, mögen sie auch von wirklichem Interesse sein und es ihm an einem solchen im Hintergrunde gar nicht fehlen. Wie eifrig ventilirt man solche Dinge in norddeutschen Cirkeln! Wie schnell machen entgegengesetzte Meinungen Partei! Der norddeutsche Geist hat eine große Neigung zur Disjunction, zu einem Entweder Oder, zu eifrigem Erfassen des einen von zwei entgegengesetzten Principien, und hängt dann mit einer — dies Resultat haben mir wenigstens meine Beobachtungen gegeben, — häufig etwas unfreien und unkritischen Begeisterung an der Autorität, für die er sich entschieden hat, wiewohl gerade durch die Friction der hieraus entstehenden Polemik sein Interesse immer frisch, beweglich und universell erhalten wird. Unter den Studirenden in Berlin bemerkte ich eine Sektirerei, die in Tübingen unmöglich wäre. Der Schleiermacherianer hielt es für Frevel, bei einem Anhänger Hegel's eine theologische Vorlesung zu hören, dem Jünger Neander's durfte man seinen Neander, dem Schüler Marheineke's seinen Marheineke nicht antasten. Ich hörte einmal Schleiermacher mit eigenen Ohren in der Aesthetik

die aberwitzige Bemerkung vortragen: das Relief bilde von der Malerei den Uebergang zur Plastik schon deswegen, weil auch bei einem Gemälde, wenn man über dessen Fläche hinsehe, an Stellen, wo die Farbe dicker aufgetragen sei, kleine Erhabenheiten bemerkt werden. Dies erzählte ich nachher zwei Anbetern Schleiermacher's, Männern von gesetztem Alter, um ihnen einen Spaß zu bereiten. Wie schlecht kam ich an! Man begriff gar nicht, wie ich an Schleiermacher etwas lächerlich finden könne! Auch im Hörsale hatte ich niemand lachen sehen; in Tübingen hätte Schleiermacher auch unter einer Schar der glühendsten Anbeter so etwas nicht sagen können, ohne eine große Heiterkeit zu erregen. Wäre in Norddeutschland nicht wirklich eine solche Neigung zu unkritischer Entschiedenheit für Principien, Autoritäten, wie wäre es möglich, daß unter so vielen Andern selbst der bewegungsreiche, sinnige Rosenkranz dem zweiten Theile von Goethe's Faust, diesem frostigen, allegorischen, didaktischen, todtgeborenen Kinde einer welken Phantasie, diesem Producte, das Goethe der Jüngling und Mann, hätte man es ihm vorweisen und sagen können: dieses wirst du einst in deinem Alter machen, in unglaubigem Zorne an die Wand geschleudert hätte, solche Wichtigkeit beilegte und mit einem Ernste zu entziffern suchte, als könnten wir uns nicht ruhig in's Grab legen, ehe wir wissen, was die Mütter und der Homunculus sind? Ist denn die Poesie dazu da, daß sie uns harte Nüsse zu knacken giebt? Ich sage: Stiefelwichse, denke mir dabei die Flüssigkeit der dialektischen Methode, und schreibe dann meinem Freunde: „Ich habe ein Tüchtiges hineingeheimnisset; sie werden etwas aufzurathen bekommen“.

In solchen Dingen verhält sich das schwäbische Urtheil total verschieden. Der Schwabe nimmt wohl Notiz, aber er suspendirt sein Urtheil und eilt nicht, sich in's Feuer der Debatte zu begeben. Ich will ihm dies gar nicht unmittelbar als Verdienst anrechnen, es ist zunächst die süddeutsche Bequemlichkeit, welche sich nicht beeilen will, aus dem Behagen der Unentschiedenheit herauszutreten. Doch ist dieses behagliche Element der süddeutschen Natur, zwar nicht die Wirklichkeit, wohl aber die Möglichkeit der höheren, speculativen Kritik: es schlummert darin der noch stille und unbewußte Gedanke, daß jede bedeutendste geistige Erscheinung auch ihre Mängel hat und daß entgegengesetzte Principien erst in einer höheren Einheit ihre Lösung finden. Die Schwaben haben einen guten Schatz von Humor; einer Erscheinung, die sich als unbedingt erhaben ankündigt, ihre Grenze aufzuweisen ist ihr Witz jederzeit aufgelegt. Gesuchte Sprache, Bombast, forcirte Kraft, jede Renommage wird sehr schnell gefühlt und in das edle Naß des Humors untergetaucht. Einen Dichter wie Grabbe können wir nicht als eine schauderhaft erhabene Erscheinung ansehen und wegen seiner bekannten moralischen Versunkenheit, als hätte er den fürchterlichen Riß seiner Seele nothwendig mit Crambambuli ausfüllen müssen, gar noch bedauern; er ist uns einfacher Schnapslump, der einiges Dichtertalent dadurch verderbte, daß er sich durchaus zu einem Kraft- und Saftgenie aufblähen wollte. Was ist doch z. B. sein Don Juan und Faust für ein rohes Product! In der bekannten Scene, wo Don Juan die Polizei in der Oper so zierlichwitzig neckt, giebt er bei Grabbe dem Polizeibeamten einen Faustschlag und prügelt ihn dann zur Thür hinaus: kann ein Mensch, der dieses

Einfalls fähig ist, eine Ader reinen poetischen Gefühls haben? Die perfide Ironie eines Heine ist uns zwar eine zeitgeschichtlich merkwürdige, aber nicht die unheimlich große Erscheinung eines energischen Abfalls, sondern die leere Aufspreizung eines ungezogenen Subjects. (Unter perfider Ironie verstehe ich nicht, was Heine z. B. im zweiten Theile seines Salon über die Tendenz des modernen Geistes, insbesondere der deutschen Philosophie, Tiefblickendes gesagt hat, sondern seinen häßlichen Selbstgenuß in den häßlichen Mißklängen seiner Lieder, das charakterlos böswillige Ineinanderschillern halben Lobes und halben Tadels in seiner Darstellung der deutschen Romantik, überhaupt jenes Ich, dem es mit nichts Ernst ist, als mit sich). So sehr Heine's Manier durch das große Talent, das sich von der andern Seite in ihr offenbart, zur Nachahmung reizt, so hat er doch in Schwaben meines Wissens keinen Nachahmer gefunden, während sie an andern Orten wie die Pilze aufschossen. Auch Freiligrath — so wenig er übrigens in diese Gesellschaft gehört — stößt durch ein überall sichtbares Haschen nach Kraft und gedrängter Erhabenheit in hohem Grade ab. Wenn jenes Gedicht, worin er den tragischen Vorgang zu Rathcormac in Irland erzählt *), in feierlicher Grandezza beginnt: „Ich lese jetzo wenig Zeitungsblätter", so ist es ihm bereits gelungen, uns in vollkommene Heiterkeit zu versetzen, wenn er dann seine Erzählung mit den Worten schließt: „Ich bog mich schweigend vor in das Kamin, und eine Thräne zischte in die Kohlen", so wird es uns noch vergnüglicher zu

*) Das Gedicht stand im Morgenblatte, ich citire aus dem Gedächtniß einzelne Worte vielleicht ungenau, ich stehe aber für das Wesentliche.

Muthe, da ja einer Wendung, welche die Thräne darstellt wie gemeines Wasser, nämlich mit einer akustischen Wirkung desselben, nichts fehlt, um das ganze Wesen des Komischen daran zu deduciren.

Man kann die ächte philosophische Methode humoristisch nennen, da sie von keiner Wahrheit duldet, daß sie sich insolire und der Ergänzung durch alle andern entziehe; der Humor ist dialektischer Natur. Ich glaube daher behaupten zu dürfen, daß der schwäbische Humor bereits die speculative Anlage verräth. Der schwäbische Genius hat es aber an Ort und Stelle bewiesen, daß er speculativ ist. Wer es zufällig nennen will, daß der Reflexionsdualismus Kant's und Fichte's von Norddeutschen, die poetisirende Identitätsphilosophie Schellings und die durch das skeptische Moment, das sie in ihre Methode aufnahm, um es zu überwinden, auch gegen den Verstand gewaffnete dialektische Philosophie Hegels von Schwaben ausging, der mag es; er sehe aber zu, daß ihm dann nicht die Geschichte überhaupt, wie sie die Völker und Stämme zu Werkzeugen ihrer Fortschritte gebraucht, zu einer losen Schnur von Zufällen werde.

Hier wird man mich sogleich fragen: wie kommt es denn, daß um die Philosophie so hochverdiente Geister ihr System nicht in der Heimath ausbildeten und in dieser die gesuchte Stätte — Schelling und Hegel bewarben sich um eine Lehrstelle in Tübingen und wurden um ihrer Ansichten willen abgewiesen — nicht fanden? Wenn die Schwaben speculativ sind, warum haben sie denn ihre speculativen Köpfe ausgestoßen? Dieser Widerspruch wurde schon oben zugegeben. Der speculative Geist Schwabens wanderte in das Ausland; ob er Schwaben ursprünglich ange-

hörte, muß sich dadurch bewähren, daß er zurückwandernd wieder daselbst ein Obdach fand. Wo fand er es aber? Bei unsern Staatsdienern nicht; bei unsern Gelehrten nicht; bei unsern Universitätslehrern — Einen kräftig freien Geist ausgenommen *) — nicht; er fand es bei einem kleinen Häuflein Studirender, das sich allmälig mehr und mehr ausbreitete, von älteren zu jüngeren Promotionen fortsetzte, aber noch immer isolirt und mit der herrschenden Denkweise des Vaterlandes im Widerspruche steht. Hier kommt es darauf an, wo man die Intelligenz eines Landes repräsentirt, seine geistige Quintessenz findet. Deutschland darf auf seine Universitäten hinweisen und sagen: hier ist mein Mark und mein Stolz. Die Deutschen sind das denkende Volk durch ihre Universitäten, ihnen hat die Weltgeschichte die Reformation zu danken und der Geist jeden bedeutendsten seiner Fortschritte. Das deutsche Philisterium übertrifft in ihnen sich selbst und erkennt sich in diesem besten Auszuge seiner Kräfte staunend selbst nicht wieder. Wenn in einem deutschen Lande das edelste Product der heimischen Intelligenz zuerst ausgestoßen, und nachdem es zurückkehrend bei jüngeren Generationen Anerkennung gefunden hat, auch dann noch von der Mehrzahl perhorrescirt wird, so ist dies derselbe Fall, wie wenn der Fuß oder Bauch nach dem Kopfe hinaufsähen und fragten: der Tausend! was sitzt denn da oben für ein Ding?

Es ist bekannt, daß das Mittel, wodurch Schwaben von Alters-her sich auf der Höhe deutscher Geistesbildung gehalten hat, namentlich in seinen Schulen zu suchen ist und in deren Mittelpunkte, den klösterlichen Erziehungs- und Unterrichtsan-

*) S. hierüber, so wie über Manches, was sich seither verändert hat, das berichtigende Vorwort.

stalten, welche wieder rückwärts auf die unteren Gymnasien wirken, namentlich indem sie die Lehrer an denselben anspornen, ihre Schüler dahin zu bringen, daß sie die Prüfungen zur Aufnahme in die Seminarien bestehen, was dann auch den übrigen Schülern zu gute kömmt, die nicht Theologen sind, und auf die höheren Anstalten, indem sie ihnen ihre besten Lehrer zu liefern pflegen. Diese Seminarien sind — ein neuer Beweis, daß in dieser die Springfeder unserer Bildung zu suchen ist — mit der Reformation gegründet und seit einiger Zeit auch von der katholischen Kirche nachgeahmt worden. Ihre Einrichtung setze ich hier als bekannt voraus. Die niederen Seminarien, worin die Zöglinge vier Jahre zubringen, um für die Hochschule herangebildet zu werden, haben ihren vorzüglichsten Werth in den gründlichen klassischen Kenntnissen, welche hier der Zögling als einen Schatz der Humanität für sein ganzes Leben erwirbt, und wozu schon vorher durch den guten Schulsack, der seit alter Zeit ein Ruhm der Wirtemberger ist, ein tüchtiger Boden gelegt ist. Es ging ein Sprichwort: aus einem wirtembergischen Magister kann alles werden, das in Graf Reinhard, Pair von Frankreich, eine glänzende Bestätigung fand, und sich namentlich auf diese Humanitätsstudien berief, welche den Geist zu einem allseitig menschlichen Interesse für jede Gestalt des Wissens und Wirkens ausweiten. Uebrigens ist der Wirtemberger als eigentlicher Philologe nicht mehr so gesucht und berühmt wie früher; solche Erzlateiner und Griechen wie sonst, liefern unsere Seminarien nicht mehr. Freilich haben sich in neuer Zeit im übrigen Deutschland die Schulen außerordentlich gehoben und die Einzigkeit Wirtembergs in dieser Beziehung kann schon deßwegen nicht mehr behauptet werden; es kommt aber noch ein wichtiger Grund hinzu. Die Philologie wurde frü-

her zwar sehr gründlich, aber auch großentheils geistlos mechanisch und sehr auf Kosten anderer, namentlich philosophischer, Studien getrieben. Nur daraus, daß der gründlich eingeprägte Stoff vielfach auf vortreffliches Land fiel, sind die edlen Früchte zu erklären, welche oben als Erzeugniß jener classischen Studien gerühmt wurden: dies kommt aber selbst wieder auf Rechnung unserer Anstalten, indem diesen durch die Concursprüfungen stets eine Auswahl besserer Köpfe zugeführt wird. Der wissenschaftliche Geist hat sich nun aber seit mehreren Decennien hierin wesentlich verändert; er dringt nicht mehr auf bloße Kenntnisse, sondern auf Erkenntniß, und so hat auch Wirtemberg, seit es der Welt einen großen Dichter und zwei große Philosophen gegeben, seinen alten philologischen Ruhm diesem höheren geopfert. Ein Schulmann vom alten Schlage sagte, er begreife nicht, wie dieser Schelling so berühmt geworden, er habe doch immer ein besseres „Argumentle" gemacht, als dieser: noch gibt es — es ist unglaublich, aber ich garantire — bei uns Philologen, welche meinen, die neue Philosophie könne schon darum nichts taugen, weil man sie nicht in's Lateinische übersetzen könne. Daran läßt sich recht erkennen, welch' ein zweideutiges Ding die frühere Höhe unserer philologischen Bildung war. Die Zöglinge unserer Seminarien, wenn sie von dem niederen in das höhere zu Tübingen übertreten, werfen sich gewöhnlich mit Beiseitlegung der Philologie auf Philosophie und Theologie, und dies ist wenigstens gewiß besser, als wenn sie die Philologie in der alten Manier forttreiben würden.

Die großen Mängel unserer Seminar-Erziehung überhaupt aber, um diese der Betrachtung ihrer höheren Vorzüge voranzuschicken,

haben ihre Quelle darin, daß diese Anstalten zu einer Zeit gegründet wurden, als man sich vom Katholicismus zwar im Principe losgesagt hatte, aber der wesentliche Unterschied zwischen den protestantischen und katholischen Geistlichen noch nicht klar war. Der Geistliche sollte ein Mensch sein, wie andere, dies hatte man eingesehen und den Cölibat aufgehoben, aber bis er zu öffentlicher Wirksamkeit hervortrete, müsse er, meinte man dennoch, ein Mönch bleiben. Man sprach dies, obwohl äußere Gründe zur Wahl dieses Locals die nächsten waren, schon dadurch aus, daß man die Seminarien in eben ausgeleerte Klöster verlegte und die Clausur, ja die Kutte einführte. Noch unsere Väter gingen als vierzehnjährige Knaben in langen rauhhärigen Kutten, in Tübingen saßen noch vor etwa fünfzehn Jahren die Seminaristen mit Ueberschlägchen, welche jederzeit scharfe Ordonnanz waren, hinter dem Bierspiele und befeuchteten die heiligen Läppchen mit profanem Naß. — So war denn der vierzehnjährige Knabe der Familie entrissen, hinter Schloß und Riegel mit zwei bis drei Dutzend Kameraden eingepfercht und von der argen Welt mit ihrer Lust abgeschlossen. Eben in diesem Alter soll in dem bildsamen Gemüthe der erste Grund nicht nur zur höheren geistigen, sondern auch zur Weltbildung gelegt, namentlich der Körper zu einem beweglichen, formgewandten Werkzeuge der Seele herangezogen werden, diese soll sich in den Besitz ihres Leibes setzen, damit derselbe nicht störrisch sich weigere, ihr als Ausdruck ihrer Empfindungen, als Hand ihrer Entschlüsse zu dienen. Die Mutter namentlich ist gerade jetzt unentbehrlich, sie soll dem Knaben sagen: das und jenes ist schicklich oder unschicklich, so und so verbeugt man sich, damit man keine lächerliche, holperichte

Figur macht; der werdende Jüngling soll in Gesellschaften gebracht werden, soll die Bildungsschule im Umgange mit dem anderen Geschlechte beginnen; soll lernen die Zerstreuungen und Vergnügungen der Welt mit vernünftiger Freiheit genießen, soll durch eigene Erfahrung frühe einsehen, daß in diesen Genüssen der unendliche Reiz nicht zu finden sei, den die unerfahrene Phantasie hinter ihnen sucht, damit nicht spät der reife Mann diese Erfahrung unendlich mühsamer nachzuholen habe. Dabei bedarf er Aufsicht und Anleitung, diese wird ihm eben im Schooße der Familie. Was thut nicht allein der Umgang mit einer Schwester, um einen Menschen zu bilden! Wird er aber auch der eigenen Familie oder sie ihm entrissen, die Form der Erziehung, die er auswärts findet, muß nothwendig derjenigen so nahe als möglich kommen, die in der Famile Statt findet, er muß wo möglich wieder einer Familie übergeben werden. Die Aufsicht im Seminar kann den Verlust dieser Form der Erziehung keineswegs ersetzen. Mögen die Vorsteher ihre Zöglinge so scharf als möglich bewachen, so oft als möglich ermahnen, hier und da in ihre Familie ziehen, wie wenig ist damit gethan, da den größeren Theil der Zeit über der Rohere mit dem Besseren, derjenige, der edlere und feinere Sitten hat, mit dem Unbeholfenen und Rüpelhaften zusammengesperrt ist und so diese unreifen Menschen ihrer gegenseitigen Erziehung überlassen sind. Wenn sie hier und da in's Städtchen zu einer Familie kommen, wenn sie in den Ferien alle Halbjahre die Ihrigen wiedersehen, wie unzureichende Mittel gegen die aus dieser Zusammensperrung entspringende Verwilderung wenigstens im Formellen, Verschüchterung und Verdumpfung! D. Steudel sagte zur Verthei-

digung unserer Seminarien in dieser Beziehung: haben wir erst einen Edelstein, zum Schleifen ist immer noch Zeit! Hier liegt eine falsche Trennung des Inneren und des Aeußeren zu Grunde. Zu einem Edelsteine gehört vorneherein Menschenkenntniß, Weltbildung, Sicherheit in der Form, Ablegung knabenhafter Schüchternheit, Humanität. Dieses scheinbar bloß Aeußere ist gar nichts Unwesentliches, das so nachträglich auch noch könnte mitgenommen werden. Oder, wenn man will: weil es unwesentlich ist, ist es wesentlich, das heißt: weil es nicht der Mühe werth ist, lange Zeit auf die Form zu verwenden, soll man die Sache frühe abmachen, um nicht als alter Mann mit Verlegenheiten und Aengsten sich herumzuquälen, worüber der sechzehnjährige junge Mensch hinaus sein sollte. Weil der Körper bloßer Körper ist, weil er zum Mittel des Geistes herabgesetzt werden soll, muß man ihm seinen Eigensinn sobald als möglich nehmen, damit es nicht zu spät werde und er so verknöchere und verknorre, daß nichts mehr mit dem steifen alten Knechte anzufangen ist. Ist die rechte Zeit, wo das Wachs noch weich ist, versäumt, so nützen nachher Reisen, Umgang mit der Welt nichts mehr, man bleibt Zeitlebens ein halber, ungelenker, blöder, unfreier, gebannter Mensch. Ich habe hier nur vom Körper gesprochen, aber man vergesse nicht, daß unvollendete Bildung dieses Organs, wie sie im Innern ihren Sitz hat, von außen wieder nach innen schleicht, um ein Gefühl der Unsicherheit und Zweckwidrigkeit in der Seele selbst zu erzeugen. Einer, der da sitzt und nicht weiß, wohin mit den Händen, ist nicht bloß mit den Händen, sondern mit der ganzen Seele in Verlegenheit, und diese Verlegenheit hindert ihn vielleicht, seine besten Gedanken herauszusagen, er hat also,

indem er das Aeußere versäumte, auch das Innere versäumt —: kurz die Versäumniß formeller Bildung ist ein sittliches Uebel, und es gehört dieser Punkt, wie die Pflicht der Reinlichkeit und manche von manchem Tugendhelden oder Gottesmanne verachtete ähnliche Pflicht in das System der Moral.

Im Seminar zu Tübingen haben die Zöglinge etwas mehr Luft, aber das Uebel ist doch nicht gehoben, und man kennt den Seminaristen leicht an einem blöden und unfreien Zuge, der ihm bleibt. Seine innere Bildung steht in einem großen Mißverhältnisse zu seiner äußeren; im Gefühle dieses Mangels zieht er sich auf den Werth seiner geistigen Bildung zurück, und hieraus entsteht nun ein ganz eigenes Geschmäckchen gegenüber dem Studirenden in der Stadt. Er ist sich bewußt, daß dieser den abgesperrten, strenge bewachten, immer noch in mehreren Beziehungen mönchisch gehaltenen Commilitonen etwas über die Achsel ansieht, er sucht dafür eine Satisfaction darin, daß er ihn seine, durch die viele wissenschaftliche Anleitung, die er genießt, meist gediegenere und umfassendere geistige Bildung fühlen läßt, und so entsteht eine eigene Mischung von Barbarei, von einem Gefühle des Gedrücktseins und von Bildungsstolz, wohlweisem Wesen, welche den Seminaristen seinen Kammeraden außer dem Seminar schwer umgänglich macht. Zu Allem kommt noch die angeborne Schwerfälligkeit schwäbischer Natur, und so bleibt von dieser Erziehung lebenslang ein Rest von Verschüchterung, der Geist ist bei allem Reichthume wie mit eisernen Reifen gebunden, er kann, wo es sich nicht um wissenschaftliche Mittheilung handelt, nicht heraus, nicht über die Schwelle, er stottert und stolpert. Ich weiß dies Alles aus

eigener Erfahrung, denn ich bin selbst durch diese Anstalten gegangen, und man mag aus diesem Geständnisse sehen, daß ich auch hier Niemand verletzen will.

Inzwischen es ist freilich leicht, diese Mängel unserer Anstalten zu bemerken, aber schwer zu sagen, wie die unverkennbaren Vorzüge derselben ohne diese Mängel bestehen könnten. Die Einrichtung derselben, nachdem sie Vieles von ihrer früheren Härte nachgelassen, nachdem sie sogar bunte Kleider gestattet hat, verharrt im Uebrigen bei ihrer Strenge aus dem Grundsatze, daß der Jüngling auch in den Jahren, die er auf der Universität zubringt, noch keineswegs selbstständig genug ist, um sich ganz überlassen zu sein, sondern einer Leitung und Aufsicht bedarf. Wie dieses ohne einige Clausur und andere Legalitätsgesetze durchzuführen wäre, ist schwer zu bestimmen, aber es wäre sehr der Mühe werth, daß unsere Universitäten sich mit einer gründlichen Erörterung der Frage beschäftigten: wie können wir die Studirenden einer näheren Aufsicht und Anleitung unterwerfen, ohne doch ihre Freiheit zu sehr einzuengen? Die Seminareinrichtungen haben Manchen vor Trägheit und Leichtsinn bewahrt, aber auch manchen aufgeweckten Kopf zu Grunde gerichtet, dessen Freiheitsgefühl den Käfig nicht ertragen konnte, der aus Trotz die Gesetze zu Boden trat und in wildem Uebermaße die lange vorenthaltenen Genüsse des Lebens nachholte. Freilich hängt die ganze Einrichtung mit den ursprünglichen Stiftungen zusammen, welche ein Zusammenleben der Zöglinge fordern und nur unter dieser Bedingung ihre Wohlthaten reichen können, übrigens durch die reelle Un-

terstützung, die hier so mancher Unbemittelter genießt, zu den schönsten und ruhmvollsten Erscheinungen in Schwaben gehören.

Es war bisher von den mangelhaften Seiten dieser Anstalten die Rede; ihre großen Vorzüge und Wirkungen sollen nicht verkannt werden. Noch abgesehen von den schönen Früchten der wissenschaftlichen Anleitung, welche hier der Studirende genießt, müssen wir auch das Schöne anerkennen, was die Strenge der Aufsicht, die Enge des Zusammenlebens in dem geistigen Leben der Zöglinge, freilich ohne das Verdienst ihrer Absicht zuschreiben zu dürfen, bewirkt. Das enggemeinschaftliche Heranwachsen jugendlicher Naturen bildet Freundschaften für das Leben, gestützt auf den festen Grund gemeinsam durchwanderter Bildungswege des Geistes; man sieht sich gegenseitig werden, man theilt sich die Ansichten frisch, wie sie gewonnen sind, mit, bekämpft sich, spornt sich an, tauscht sich aus, und alles dies so innig, wie es nur zwischen Zimmer-, Schlaf- und Tischgenossen möglich ist. Ich möchte die Erinnerung an dies Zusammenleben, ich möchte die geistige Verbindung mit einer enggeschlossenen Zahl von Freunden, die eine gemeinschaftliche Ueberzeugung zusammenhält, worunter ich sogleich Strauß nenne, ich möchte diesen für's Leben gewonnenen Schatz des Geistes um keinen Preis der Welt hergeben. Einer größeren Anzahl junger Leute, die sich in diesen Anstalten zusammenfinden, fehlt es nie an originellen Individualitäten, die entweder selbst witzig oder Ursache sind, daß Andere witzig werden; ein eigenthümlicher Localhumor, ein komischer Sagenkreis, ein Lexikon von Spitznamen, eine Reibung erfinderischer Neckereien bildet sich, eine Jugendlust, die mancher hinter den grauen Klo-

stermauern nicht gesucht hätte. Hier wirkt die Friction mit dem bitter empfundenen Zwange als mächtiger Hebel mit, die List umgeht in heiteren Maskeraden das Gesetz und parodirt den bittern Ernst grämlicher Vorgesetzter durch joviale Satyre.

Das Wichtigste ist jedoch die Anleitung in den Studien, die der Seminarist genießt. Die niederen Seminarien sind Schulen, der Zögling empfängt allen Unterricht von seinen Vorgesetzten; der Seminarist in Tübingen hört Vorlesungen der Universitäts-Lehrer, wie die andern Studirenden, aber die Folge der Vorlesungen, die Zweige der Wissenschaft, die er je in einem Semester vorzunehmen hat, sind durch einen Studienplan gesetzmäßig bestimmt und er ist der Frage, wie er seine Studien successiv ordnen soll, überhoben, ohne daß jedoch der Einzelne, der ein Lieblingsfach hat, allzu sehr beschränkt würde. Außerdem aber wird sein Studium durch Repetitionen, loci, Aufsätze und Examina aufs wirksamste gefördert. Die Repetitionen und loci über Philosophie und Dogmatik, werden von den Repetenten in examinatorischer Form gehalten; hier zeigt sich, ob der Zögling seine Vorlesungen repetirt und durch selbstständiges Privatstudium ergänzt, hier lernt er fühlen, in welchem Punkte er noch schwach und unsicher ist, hier wird ihm im Dialog mit dem Repetenten vieles licht, was ihm unklar war, die Pointe in einer Sache, in einer philosophischen, dogmengeschichtlichen Streitigkeit u. s. w. kommt ihm zum Bewußtsein. Das Wichtigste sind die Aufsätze. Jeder Zögling muß halbjährlich einen größeren Aufsatz über eine durchgreifende Hauptfrage in der Wissenschaft, der das jeweilige Semester gewidmet ist, abliefern; dieser wird vom Repetenten corrigirt, genau mit ihm durchgesprochen und dann ein Zeugniß darüber ausgestellt; am

Ende des Semesters wird ein kleinerer Aufsatz über einen Nebenzweig, wobei freiere Wahl ist, eingegeben und ebenso behandelt. Man wende gegen diese Arbeiten nicht ein, daß sie gezwungen sind. Mancher beginnt vielleicht die Arbeit nur aus Zwang, der Gegenstand hat ihm noch kein Interesse abgewonnen, weil er den Zusammenhang, das Moment in demselben noch nicht kennt; aber er arbeitet sich in den Stoff hinein, es setzt sich ein Interesse in ihm an, es wächst, und er vollendet mit Eifer und Lust die ungern begonnene Arbeit. Nun hat ihm das tiefeingreifende Thema in die ganze Wissenschaft einen Blick eröffnet, er hat für das Ganze ein Interesse gewonnen und arbeitet mit frischem Muthe weiter. Man mag an den Seminarien tadeln, was man will, der Werth dieser Einrichtung ist unbestreitbar und hat Hunderte für die Wissenschaft gewonnen. Unbegreiflicher Weise ist ganz neuerdings hierein eine Aenderung getroffen, nach welcher statt des umfassenderen Aufsatzes neben dem kleineren drei kurze in jedem Semester eingeliefert werden sollen, zu deren Ausarbeitung nur ganz wenig Zeit gegeben ist; hoffentlich wird diese Maßregel, die das Beste an der ganzen Anstalt zerstört, nicht von Dauer sein. — Erwägt man nun, daß in der neueren Zeit in fast alle positiven Wissenschaften, in der Theologie namentlich, der Geist der Philosophie eingedrungen, daß dadurch jede einzelne in das Licht eines neuen Zusammenhanges mit allem Wissenswerthen getreten ist, nimmt man dazu, wie durch das enge Zusammenleben ein beständiger lebendiger Ideenaustausch zwischen den Zöglingen besteht, bedenkt man endlich, daß diese vorneherein eine durch Prüfungen gewonnene Auswahl der fähigeren Köpfe sind, so wird man sich nicht wundern, wenn man unter den Semina-

risten das universellste Interesse für allgemeine Bildung, wenn man sie am häufigsten in solchen Vorlesungen trifft, die man nicht gehört haben muß, um ein Facultätsexamen zu machen. Bei den übrigen Studirenden findet sich im Durchschnitt mehr bloßes Brodstudium, doch kann gerade neuerlich über Mangel an allgemeinerem Interesse weniger geklagt werden als je, und man findet in Tübingen vielleicht mehr als auf irgend einer andern kleineren Universität Studirende aller Facultäten in Vorlesungen allgemeineren Inhaltes; so daß auch von dieser Seite her der Zweifel sich begründet, ob eine so abgeschlossene Anstalt, wie dieses Seminar, ein unentbehrliches Mittel geistiger Erziehung sei, ob nicht die fortgeschrittene Zeit wünschen müsse, jene Vortheile, die der Seminarist in der systematischen Leitung seiner Studien besitzt, ohne den Mechanismus der übrigen Einrichtungen realisirt zu sehen. — Auch im katholischen Seminar, das in seiner Einrichtung ganz das protestantische zum Muster genommen, nur die Strenge der Gesetze gemäß der confessionellen Differenz verstärkt hat, regt sich auf erfreuliche Weise der Sinn für Philosophie und allgemeine Wissenschaften, der aber von den Oberen so viel möglich eingegrenzt wird, da namentlich der Geist des Möhler'schen Wirkens, der sehr markirte Spuren zurückgelassen hat, eben nicht geeignet war, hierin einen liberalen Sinn aufkommen zu lassen.

Ein weiterer Vortheil, den der Seminarist genießt, sind die halbjährigen Examina, welche die Anstalt mit ihm vornimmt. Außer dem Gewinne an Stoff des Wissens, den diese mittelbar durch die Nothwendigkeit der Vorbereitung zuführen, zieht er aus ihnen den weiteren, daß er eine Fertigkeit in schneller,

durch eine vorgeschriebene Zeit gedrängter Darstellung seines Wissens bekommt und die Examinandenangst ablegt, wodurch er in der Facultäts- und Dienstprüfung einen wesentlichen Vorsprung gewinnt. — Ob die, auf die Resultate der Aufsätze, loci, Semestralprüfungen gegründete Location, welche von Alters her ein bedeutendes Moment im wirtembergischen Erziehungswesen bildet, mehr Gutes oder mehr Uebles stifte, greift in eine Streitfrage ein, die hier nicht untersucht werden kann.

Ich hätte nun den Zustand unserer Universität im Großen zu schildern und von dem Geiste der Studirenden auf den der Lehrer überzugehen. Da ich jedoch durch die Natur meines Gegenstandes angewiesen bin, hier nur vom Zustande der höchsten Wissenschaften, der Philosophie und Theologie zu reden, dieser aber zur Sprache kommen muß, wenn wir der geistigen Entwickelung der Persönlichkeit folgen, welche das letzte Augenmerk dieser Charakteristik ist, so breche ich hier ab, um Wiederholungen zu vermeiden. Was wir im Gebiete der übrigen Wissenschaften an vertrefflichen Lehrern besitzen, müßte eine Darstellung unserer Universität, die nicht an sich mein Zweck ist, aufzeigen. Meine Aufgabe ist, darzuthun, wie sich das schwäbische Naturell zu den wesentlichsten Fortschritten in denjenigen Gebieten der Wissenschaft verhielt, in welchen das Mark aller Intelligenz zu Tage kommt, und welche durch die Art, wie sie behandelt werden, unmittelbar einen Maßstab für den innersten Geist des Behandelnden abgeben. — Daß der Lebensgeist der neueren Philosophie auf unserer Universität geringen oder keinen Einfluß auf die Behandlung der Natur-, der Staats- und der Rechtswissenschaft gewonnen hat, darüber mag man sich immerhin mit dem

Gedanken beruhigen, daß diese vorherrschend positiven Gebiete noch am ehesten ihren Weg für sich fortgehen können, bis endlich Empirie und Philosophie bis dahin vorgeschritten sein werden, wo sie sich durchdringen müssen.

Gehen wir nun zu der Persönlichkeit über, die wir mit beständigem Rückblick auf dem bisher geschilderten provinciellen Boden, in dem sie wurzelt, zu charakterisiren gedenken, so ist freilich sogleich auszusprechen, daß diese Charakteristik nicht für Leser ist, welche zum Voraus beschlossen haben, Zweierlei nicht zuzugeben und anzuerkennen.

Das Eine: daß der Schritt, welchen nicht nur die Theologie, sondern der Geist überhaupt durch Strauß gethan hat, von universell historischer Bedeutung sei. Ich weiß recht wohl, daß Strauß kein Hegel, kein Kant, kein Luther, noch viel weniger gar ein Christus ist. Das Wirken dieser sämmtlichen Heroen des Geistes hatte eine doppelte Seite, eine positive oder productive, und eine negative oder zerstörende; die productive aber überwog und die negative war nur eine Kehrseite derselben. Die religiösen Heroen, die ich hier nannte, unterscheiden sich von den philosophischen dadurch, daß jene ein zwar im Keime vorbereitetes, aber eben so sehr dennoch specifisch neues Princip in die Welt einführten, ohne es systematisch zu entwickeln, sondern so, daß es als unmittelbare Macht in die Gemüther eindrang; wobei wir zunächst davon absehen können, daß der Eine eine neue Religion, der Andere nur innerhalb dieser eine specifisch neue Vertiefung ihres Princips realisirte. Die Philosophen dagegen systematisirten ein in den Geistern ihrer Zeit bereits objectiv ausgebildetes Princip zu einem Gebäude des

begreifenden Gedankens. Strauß hat das seiner Kritik zu Grunde liegende Princip, welches allerdings sehr positiver Natur ist, das der Immanenz Gottes in der Welt, weder auf die erste, noch auf die zweite der genannten Weisen producirt, sondern er hat es ausgebildet vorgefunden, und das Neue, was er that, bestand darin, daß er es nach einer Seite hin, nach welcher es noch nicht seine ganze Entwickelung und Vertiefung erreicht hatte, flüssig machte, so daß, was in diesem Gebiete noch geistig unverarbeitet, unvermittelt lag, von diesem flüssigen Geiste absorbirt wurde. So verhielt er sich also zum Positiven aufnehmend und die negative Thätigkeit überwog. Strauß ist kein schöpferischer, sondern ein kritischer Geist. Aber darum darf man das Gemeinsame, was er mit jenen Heroen hat, nicht verkennen, denn weder tritt bei ihm die positive, noch bei jenen die negative Seite so weit zurück, als es scheint. Oder was war denn der Stifter unserer Religion anders, als der erste große und durchdringende Rationalist, der erste große, von Sokrates vorgebildete Ketzer, den die Orthodoxen seiner Zeit ans Kreuz schlugen? Die damaligen Schriftgelehrten meinten gerade eben so ohne das Positive in ihrer Religion nicht bestehen zu können, wie die jetzigen. Die Katholiken hielten Luther gerade ebenso für einen reinen Zerstörer, wie die jetzigen katholischen Protestanten die neue Kritik für rein demolirend halten. Man sagt gegen Strauß, was Jahrhunderte und Jahrtausende heilig gehalten, solle nicht mit frevelhafter Hand eingerissen werden; ganz ebendasselbe wurde gegen Jesus und Luther vorgebracht, ganz ebendasselbe gegen jeden Fortschritt des menschlichen Geistes nicht nur in den höheren, sondern auch in

den niederen die äußere Culturgeschichte betreffenden Sphären; so hat man die Entdeckung des Copernicus, so die Buchdruckerkunst als etwas Teuflisches bekämpft, und der Bauer urtheilt über einen neuen einfacheren Pflug ganz ebenso, wie der Supranaturalist über das Leben Jesu von Strauß. Von jeher hat sich die Menschheit gegen ihre Wohlthäter, am meisten gegen die Befreier des Geistes, mit Händen und Füßen gesträubt und ist mit Spießen und Stangen auf den Geist losgegangen; denn „aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme".

Umgekehrt ist in einem Unternehmen, wie das Straußische, weit mehr Positives, als es scheint. Die zu Grunde liegende Metaphysik ist zwar nicht von Strauß aufgebaut, aber mehr als in irgend einer Sphäre ist in der Philosophie die Aneignung des Fremden ein eigenes Produciren, und wenn ich das Beste, was deutsche Philosophie erzeugt hat, frei in mich aufnehme, so darf ich sagen, ich habe es miterzeugt. Strauß hat den Stoff seiner neutestamentlichen Kritik zum Theile aus den früheren Leistungen dieser Wissenschaft aufgenommen; aber die Concentrirung des vereinzelten Stoffes in den Brennpunkt einer durchgreifenden Einheit ist wahrlich kein bloß formelles Verdienst, sondern war nur durch einen sehr positiven Act der Intelligenz möglich. Dies bestätigt sich schon dadurch, daß man es mit den Einwürfen der Kritik, so lange sie vereinzelt waren, leicht nahm, als sie aber in dieser geschlossenen Phalanx vordrangen, ihr Gewicht einen so erschütternden Eindruck machte. Dieser Eindruck ist eine Thatsache, an welcher gemessen die erkünstelt vornehme Geringschätzung einiger kleinen Geister, welche

in bettelhafter Armuth an besseren Mitteln die ganze Erscheinung für unbedeutend erklären, eine mehr als lächerliche Rolle spielt. Die Hauptsache aber ist, daß jenes erste und dieses zweite Moment in Strauß ihre Wirkung vereinigen. Die Macht seiner negativen Kritik ruht auf der Macht seiner positiven Metaphysik. Mit der Kritik eines platten Rationalisten oder eines Frivolen kann man leicht fertig werden, weil sie keine Basis hat, aber wenn eine Kritik anrückt, die auf dem festen Boden einer ächt religiösen Weltanschauung ruht, dann wird es Ernst.

Ich möchte Strauß mit einem scharfen Winde vergleichen; die dicken Dünste, die dieser zerstreut, erscheinen dem äußerlichen Anblicke freilich concreter und reeller, als seine reinigende Kraft, aber in den Wirkungen fühlt man, daß die neue gesunde Luft das Reellere ist gegen den Qualm der Atmosphäre und die glänzenden Wolkengestalten.

Das Andere, was ich als anerkannt voraussetze, ist der richtige Begriff der Entwickelung. Wer diesen nicht kennt, wird große Augen machen, wenn es zunächst den Anschein haben wird, als erzähle ich die geistige Geschichte nicht eines Kritikers, sondern eines Dichters, eines Mystikers. Wenn er liest, daß Strauß einst ein enthusiastischer Freund der Romantik, Schelling's und J. Böhme's war, daß er für die Erscheinungen des Somnambulismus schwärmte, so wird er sagen: nun, da haben wir's: ein haltungsloses Subject, das unstät von einem Standpunkte auf den andern überspringt und wohl auch seinen jetzigen bälder oder später mit dem andern Extreme vertauschen wird! Einen solchen zu belehren, wie gerade der starke und gesunde Geist durch eine Stufenfolge einseitiger Richtungen sich so ent-

wickelt, daß je in der folgenden reiferen das Wahre aus der vorhergehenden unreiferen als verarbeiteter Nahrungsstoff enthalten bleibt, dazu ist hier nicht der Ort. Wenn ich ihn an Goethe's Biographie verweise, wird er mir den Rücken kehren, und wenn ich sage, eben jener frühere Mysticismus unseres Freundes, dessen gesunder Kern in seinem jetzigen klareren Standpunkte fortlebt, mache schon zum Voraus wahrscheinlich, daß auch seiner Kritik keine zerstörende Metaphysik zu Grunde liege, so wird er sich wieder umdrehen und mir ins Gesicht lachen.

Lassen wir ihn stehen und wandern nach der Stadt Ludwigsburg mit ihren breiten menschenleeren Straßen, ihrem verfallenden großartigen Parke, auf deren melancholischen Plätzen die Kinderwelt weiten Raum für ihre Spiele und für ihre Phantasie hat, um manche unheimliche Sage, die sich besonders an die Hallen des öden Schlosses knüpft, mit romantischem Schauder zu hegen. Hier wurde Strauß 1808 geboren, das Kind eines wohlhabenden Kaufmanns, in dessen Hause schlichte bürgerliche Sitte und altprotestantisch religiöser Sinn, doch ohne düstere Strenge, herrschte. Ob in einer Familie ein guter Geist, der Geist der Humanität lebt, will ich daran erkennen, wenn in ihr dasjenige Raum hat, was ich Familienhumor nennen möchte: ein Verhältniß, worin die Familienglieder, der gegenseitigen Achtung und Liebe sicher, sich nichts zu vergeben fürchten, wenn eins dem andern gestattet, seine unschädlichen Schwächen mit gutmüthiger Neckerei aufzuziehen. Dieser freundliche Geist ging hier besonders von der Mutter aus, einer einfachen, naiven Frau von kerngesundem Gemüthe und vielem Talente des Bildes und der Anschauung, streng zur rechten Zeit, aber

stets bereit, das Originelle an den Ihrigen, wo es sich komisch darbot, mit Heiterkeit zu dulden und umgekehrt selbst den Kindern den Scherz zu gönnen, den ihnen diese oder jene ihr selbst entschlüpfte Naivität bereitete, ohne die halbgelehrte Bildung, die jetzt Honoratiorentöchtern gegeben wird, mit ihrer ganzen Denkweise im volksthümlichen Elemente wurzelnd, voll Sinn für Naturschönheit, eine Freundin von Volkssagen, Volkswitz, Mährchen, aber wohlbegabt, um auch solche Erscheinungen, die aus dem Kreise einer reflectirteren Bildung hervorgehen, zu verstehen und zurecht zu legen, daher keineswegs ohne Ironie und ohne mancherlei skeptische Ansichten über orthodoxe Begriffe. Strauß hat von ihr sein Talent, wie denn gewöhnlich bedeutende Naturen dieses von der Mutter erben; sein Talent, d. h. zunächst namentlich die Gabe der klaren Anschauung, woraus sowohl die poetische Kraft, als auch nach Einer Seite hin, sofern sie nämlich durch den Versuch, eine Sache in ihrem Detail sich anschaulich zu machen, auf ihre Zweifel geführt wird, die Spürkraft der Kritik fließt.

Vom Vater, einem etwas herb auftretenden, zum Jähzorn geneigten, übrigens dem Zarten und Lieblichen, wo es sich in der Natur und Poesie darbeut, keineswegs verschlossenen Manne, hat er seine Schärfe, das muthige Eingreifen, das Eiferartige, was sich besonders in den Streitschriften hervorgethan hat, zugleich Bestimmtheit und practischen Sinn im Gebiete des Zweckmäßigen, welcher den Kaufmannssohn verräth und wodurch Strauß eine seinen Cameraden überlegene Sicherheit auch in äußerlichen Verhältnissen früh entwickelte. Doch auch unter seinen theoretischen Gaben verdankt er ihm eine gewisse Liebe für Bilder

des Stilllebens, wie denn der Vater, ein großer Bienenfreund, das Leben dieser Thiere mit wirklich poetischem Sinne belauschte, und Leichtigkeit in stylistischer Darstellung. In dem zartgebauten Kinde, dessen Schwächlichkeit Ursache einiger Verzärtelung war, ließ sich freilich die künftige Charakterschärfe noch nicht erkennen. In der Schule verrieth sich früh an der leichten Fassungskraft, dem soliden Gedächtnisse, dem gewissenhaften Fleiße die Bestimmung zum Gelehrten, im Spiele die Originalität. Von den gewöhnlichen Knabenspielen, worin sich ein kräftiger Muthwille kriegerisch austobt, war das Kind durch seinen schwächlichen Körperbau, dessen enge Brust und hinaufgezogene Schultern eine hektische Anlage befürchten ließen, ausgeschlossen; es bildete sich durch das Gefühl physischer Schwäche, durch diese Absonderung in dem zart organisirten Geiste jene Schüchternheit, Verschämtheit, Jungfräulichkeit, die wir häufig in der Kindheit solcher Naturen bemerken, welche mehr für die Geister- als für die Körperwelt bestimmt sind. Desto munterer übte sich der junge Geist im vertraulichen Scherze mit Eltern und Bruder, im sinnigen Spiele mit näher befreundeten Cameraden. Hier that sich früh ein poetisches Talent in bunter Erfindung, in Anordnung dramatischer Scenen, in komödischem Improvisiren kund, und ich weiß nicht leicht einen Knaben, der lieber und besser spielte. Wir jagten uns oft im Mondscheine auf der breiten Staffel vor dem Hause und spielten den geizigen Mann, den geprügelten Juden, um dann mit der Mutter oder Tante auf der Sitzbank auszuruhen und unter dem Säuseln, das von den nahen Linden heimlich herüberwehte, manche drollige Anekdote, manches Mährchen zu erzählen oder anzuhören.

Der Knabe hatte mit entschiedener Neigung den geistlichen Stand erwählt, die Prüfung zur Aufnahme ins niedere Kloster glänzend bestanden, und im Herbste 1821 reisten wir, er von seinem Vater, ich von meiner Mutter begleitet, nach Blaubeuren in der Nähe von Ulm, einem Städtchen, dessen eigenthümliche Landschaft mit ihren grotesken Felsen, Burgruinen, ihrem Flüßchen und seiner berühmten himmelblauen Quelle schon bei dem ersten Eintritt poetisch auf uns, einer solchen wildschönen Natur ungewohnte, Knaben wirkte. Ein eigenthümlicher Zufall hatte diesmal unter der Zahl der aufgenommenen Zöglinge eine Menge begabter, aufgeweckter, subjectiv und objectiv origineller Naturen in die grauen Mauern des ehemaligen Augustinerklosters zusammengeweht, und schon in den ersten Wochen zeigten sich die Wirkungen der bunten Mischung im muthwilligen Knabenscherze und unendlicher Ausgelassenheit kindischen Witzes. Hier war nun Strauß Anfangs in einer beklemmten Situation; das Toben, der Lärm, die Balgereien machten die ohnedies schüchterne Natur noch scheuer und ein heftiges Heimweh befiel ihn, wiewohl er an stilleren Scherzen und Witzspielen von Anfang an einen munteren und sehr productiven Antheil nahm. Der oberste Vorgesetzte, bei nicht unliberalen Ansichten über Jugenderziehung ein höchst wunderlicher Mann, gab der Lachlust und Parodie immer neuen Stoff, und so fehlte nichts, um jene heiteren Zustände, die ich oben als eine Folge des Zusammenlebens im Seminar schilderte, hier in der vollsten Lebendigkeit hervorzurufen. Von der andern Seite genossen wir im Unterrichte einen großen Vortheil vor andern Seminarien. Während an diesen großentheils noch Männer von altem Style, Freunde alter mönchischer Strenge

und philologischen Buchstabendienstes als Lehrer angestellt waren, wurden wir von zwei jugendlichen Professoren, Kern und Baur — beide jetzt Doctoren der Theologie zu Tübingen — früh zu höheren Anschauungen, zu idealer Auffassung der alten Geschichts- und Dichtwerke geführt und ein Schwung der Betrachtung in die jugendlichen Gemüther gepflanzt, der dieser Promotion, so lange sie zusammen war, einen prägnanten Charakter lieh. In den späteren Jahren, als Professor Kern den Sophokles, Baur den Thucydides und Plato mit uns las, reifte diese Richtung zu einer entschiedenen Idealität des Standpunktes, und es ließ sich voraussehen, daß die begabteren Zöglinge speculative und poetische Tendenzen zu ihrem Lebenszwecke erwählen würden. Strauß verband mit dem reichen Geiste, der sich frühzeitig durch tiefes Eindringen in die alten Sprachen und Geisteswerke kund that, den strengsten Fleiß und überflügelte die meisten seiner Cameraden. Zugleich regte sich ein Talent zur Poesie in ihm, das namentlich durch eine eigenthümliche Erscheinung in Thätigkeit gesetzt wurde, der ich hier gedenken muß. Es wird in unsern niederen Seminarien häufig bemerkt, daß unter den Zöglingen mit dem Eintritt in die Jünglingsjahre ein sentimentaler Freundschaftscultus mit entschieden verliebter Färbung, übrigens höchst unschuldiger Art, sich ausbildet. Es ist wohl das erste Keimen der Liebe, die ihren Gegenstand bei noch unreifem Schönheitssinne in dem Bilde der unentwickelten männlichen Gestalt sucht. Der Körper des werdenden Jünglings hat in den weichen Formen, der elastischen Bewegung, dem zarten Teint, dem duftigen Roth der Wangen und Lippen, dem hohen Klange der Stimme etwas Weibliches; da nun hier das Weibliche am Männ-

lichen ist, so ist sein Reiz stärker, als wenn es da begegnet, wo man es ohnedies erwartet, und erregt bei dem unreifen Jünglinge ein um so stärkeres Wohlgefallen, als er in seiner Unschuld das Geschlechtliche am Weibe als solches nicht bemerkt und nicht sucht. Zugleich quillt eben jetzt die erste Fülle höherer geistiger Gefühle und wirft sich nun in diese Strömung; so entsteht jene schwärmerische Knabenliebe, deren Erinnerung mir jetzt noch unendlich rührend ist. Es wurden völlige Romane abgespielt, man herzte, küßte sich, schrieb sich Billets, trennte und versöhnte sich, und ich erinnere mich, wie ich zur Zeit, da ich mit meinem Auserwählten schmollte, in der Abenddämmerung einen Baumknorren an der Quelle der Blau von Weitem für dessen Gestalt hielt und nichts Geringeres befürchtete, als der trauernde Jüngling sei eben im Begriffe, in der Verzweiflung über unsere Trennung sich in die himmelblaue Welle zu stürzen. Von einer anderen Promotion weiß ich, daß diese Knabenliebe vollkommen zu einem Systeme ausgebildet war, so daß in dem Kreise von Verehrern, der sich um die Schönheiten des Seminars gesammelt, Ober- und Unterfreunde mit streng logischer Distinction unterschieden wurden. Eine eifersüchtige Leidenschaft dieser Art war meines Wissens die Springwurzel, welche dem poetischen Talente unseres Freundes zuerst die Riegel löste, das sich nun aber nach verschiedenen Seiten hin, namentlich auch in humoristischer Richtung vielfach kund that. Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich einer Leichenrede von Strauß auf den Tod eines jungen Hundes, den unser Ephorus zufällig niedergeritten, mit dem Motto:

„Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“

Der Besitzer des Hundes spielte bei der Abhaltung dieser Rede eine vortreffliche Rolle, ein Zögling, der das Talent der Mimik mit solcher Leidenschaft ausbildete, daß sein Bettnachbar des Nachts, wenn das Licht gelöscht war, ihm mit der Hand über das Gesicht gleiten und auf dem Wege plastischer Prüfung errathen mußte, wen er eben nachahme. Eine ganz heitere Welt gestaltete sich innerhalb unserer Klostermauern, wir spielten Theater, hielten Maskeraden, mit glänzender Ausstattung, komische Umzüge u. dgl. Bei den Familien im Städtchen waren wir aufs Beste aufgenommen, man war allmälig älter geworden und lernte weibliche Schönheit schätzen, an hübschen Mädchen fehlte es nicht, die Sentimentalität erster Jugendliebe fand ein unendliches Feld, man spielte, tanzte, die Schreiber des Städtchens wurden mit übermüthiger Siegerkraft auf die Seite gedrängt, und die Abende, die ich mit Strauß in einem vertraulichen Familienzirkel zubrachte, sind mir durch die schäumende Fülle von Humor und Gemüth, die er hier entwickelte, unvergeßlich. Man hätte in der zwar hageren, aber stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit dem dunkeln großen Auge und den schönen altdeutschen Haaren den schüchternen, blöden Knaben kaum mehr erkannt, aber eben so wenig in diesem Johanneskopfe den künftigen Kritiker vermuthet. Inzwischen hatten sich in der Promotion andere Richtungen entwickelt, die er nicht theilte. Das Deutschthum feierte damals seine letzten Bacchanalien, man turnte eifrig und wir fühlten uns als künftige Vaterlandsbefreier. Ich correspondirte damals mit einem Gymnasiasten in Stuttgart, der sich nicht anders, als „Tyrannenmolch" unterschrieb, und lebhaft ist mir im Gedächt-

nisse, wie ich in meinen Briefen über die Zersprengung Deutschlands in viele Territorien lamentirte, ohne von dem politischen Zustande des Vaterlandes, oder auch nur vom Geographischen — denn hierin waren wir im Gymnasium zu Stuttgart grenzenlos vernachlässigt worden — den geringsten Begriff zu haben. Strauß nahm von dieser Erscheinung nichts an, als den altdeutschen Rock und das altdeutsche Haar, er verhielt sich im Uebrigen zu dieser Richtung, so wie zu unserer kindischen Nachahmung burschicoser Sitte ganz ironisch. Während wir Anderen uns unendlich groß fühlten, wenn wir mit der colossalen Tabakspfeife in der Hand nach den verbotenen Wirthshäusern stürzten und commercirten, so lachte er uns aus und zog einen einsamen Spaziergang vor.

Unsere vier Jahre waren um, wir zogen, von den Mädchen des Städchens mit Sträußchen bunt geschmückt, ab; manches Schnupftuch winkte aus den Fenstern, die gedrängt voll von Zuschauern standen, und an reichlichen Thränen von beiden Seiten fehlte es nicht. Wir traten 1825 in das Seminar zu Tübingen ein; unser Cursus war auf fünf Jahre festgesetzt, deren die zwei ersten für Philologie, Philosophie und was dazu gerechnet wird, bestimmt waren. Hier fand sich nun für die Bedürfnisse des jugendlichen Geistes auf eigentlich wissenschaftlichem Boden zunächst kein Bett, wohin er seine Strömung hätte nehmen können, und man mußte daher, so lange man nicht durch das Privatstudium an tiefere Quellen geführt wurde, sein Interesse an andere Dinge heften, um dem jugendlichen Geiste Luft zu machen. In der Philosophie waren Schott, Eschenmayer und

Sigwart unsere Lehrer; der Erste, eines jener akademischen Petrefacte, jener alten, abgängigen Universitätsexemplare, ließ uns vor seinen Vorlesungen zunächst bequeme Zeit, auf den Trottoirs vor seinem Hause zu schlendern, endlich öffnete sich die Thüre, und er fiel — denn anders war das Gehen des gebrechlichen Mannes nicht zu nennen — aus derselben heraus. Auf dem Katheder angelangt zog er vorerst eine große Brille hervor, die er mit Einer Hand emporhielt und mit der Nase auffing, wie man wohl im Spiele die beinerne Kugel im Becher auffaßt. Nun begann er zu lesen, aber was — das konnte jedermann besser erfahren, als seine Zuhörer, denn es war ebenso, wie bei seinem Collega Conz, rein unmöglich, von den Tönen, die sein schwaches, mit unendlichen Hindernissen im Schlunde kämpfendes Organ hervorbrachte, etwas zu verstehen. Einige nur, die durch glaubwürdige Quellen zu einer tieferen Kenntniß seiner vergilbten beschnupftabakten Manuscripte und dem Zustande seiner Philosophie gelangt waren, wollten wissen, daß es Berkeley, Leibnitz und Wolf seien, die den hauptsächlichsten Mittelpunkt seiner skeptischen Kleinkrämerei bildeten, daß er von Kant noch Notiz genommen, Fichte's Werke aber unaufgeschnitten in seiner Wohnung lägen. Eschenmayer hatte auf dem Katheder etwas Ehrwürdiges, der milde, ruhige Ton der Stimme wirkte wohlthuend auf das Gemüth; doch gab uns früh der gesunde Verstand ein, daß dieses äußerliche Schematisiren nach gewissen fixen Kategorieen, die nur immer anders gemischt werden wie ein Kartenspiel, nicht das Rechte sein könne, und wir wußten ihn täuschend nachzuahmen, wie er das Recht construirte: „Meine Herrn! Hier habe ich das Gute, hier das Wahre, hier das

Schöne: nun nehme ich das Gute und Wahre zusammen, so habe ich das Recht". Die sentimentalen Bilder, welche häufig die Stelle von Definitionen vertreten sollten, konnten unsere obwohl poetisch gestimmten Naturen nicht bestechen; kurz man fühlte, daß man einen guten, aber schwachen Mann vor sich habe, der von Schärfe des Denkens nie eine Ahnung gehabt. In dieser Schwäche hat er sich neuerdings nun auch einem finsteren Aberglauben hingegeben, dessen Fanatismus auch die ersteren der obigen Eigenschaften anbrüchig gemacht hat. Bei Sigwart lernten wir ungleich mehr, wir brachten namentlich von den Reflexionsphilosophieen eine klare Darstellung nach Hause. Die speculative Philosophie kam freilich sehr mager weg, und es war ganz nach dem Eindrucke geredet, den mir seine Vorlesung über Geschichte der Philosophie zurückgelassen hatte, als ich einmal, wie ich mich noch mit vieler Heiterkeit erinnere, zu einem Freunde sagte, es sey doch schön, wie vollständig und organisch die neuere Philosophie mit Jakobi sich abschließe. Doch war dies eigentlich nicht aus Herzensgrunde gesprochen; ich für meinen Theil war an der Erkenntniß der Wahrheit völlig verzweifelt und vollendeter Skeptiker mit all jener schwarzen Melancholie, die in jener Krisis um das zwanzigste Lebensjahr Jünglinge von innerlicher und contemplativer Natur häufig befällt, und beschäftigte mich angelegentlich mit dem Vorhaben des Selbstmords. Ich erwähne hier meine Person, weil solche Erscheinungen einer auf metaphysischen Kämpfen beruhenden Melancholie und Lust zum Selbstmorde nicht selten bei unsern jungen Leuten sind und einen neuen Beweis für den schwäbischen Hang zum Tiefsinn liefern. Daneben machte sich aber natürlich die Lebenslust dennoch in ihrer Frische geltend,

und wir warfen uns begierig in das rauschende Studentenleben mit seinen enthusiastischen und selbstgefälligen Illusionen. Strauß nahm auch jetzt an dieser Richtung durchaus keinen Antheil, ja er verfolgte unsere Täuschungen mit einer beißenden Ironie. Die charakteristischen Illusionen dieses Alters, die kriegerischen möchte ich sie nennen, hat er nie gehabt, er war in dieser Beziehung niemals jung und stets eine kritische Natur. Wenn wir von Duellen sprachen, von Burschenschaft, von Fechten und Reiten, so lachte er uns aus, wenn wir uns freuten, in der ersehnten Vacanz den verbotenen Schnurrbart stehen zu lassen und mit Sporen zu gehen, so begriff er es nicht. Die Jugendtäuschungen, an denen es auch ihm natürlich nicht fehlen konnte, waren theoretischer Art und zunächst durch den geselligen Kreis vermittelt, dem er sich anschloß. Es war dies ein geistreicher Klubb von eifrigen Verehrern der romantischen Schule, dessen genialstes Mitglied Ed. Mörike war. Auch Waiblinger zählte sich dazu, hatte aber im Grund eine andere, oder vielmehr keine Richtung, er war damals schon verkommen. Tieck wurde vergöttert, das Schöne im Mystischen und Wunderbaren, in dem musikalischen Verklingen unsagbarer, unendlicher Gefühle und der Auflösung der festen Gestalten der sichtbaren Welt in einem phantastischen Taumel gesucht, das Volksthümliche, die Volkssage, das Volksbuch unbedingt über alles Reflectirte erhoben. Wer erkennt nicht das Wahre in dieser Anschauungsweise, wie es gerade durch seine Vermischung mit dem Falschen für einen jugendlichen Geist zum wonneberauschenden Tranke wird? Nun hatte der Geist einen Anhaltpunkt gefunden, eine Weltansicht, man war entschieden. Es war ein erquicklicher Anblick, Strauß in diesem enthusiastischen Zu-

stande, in dieser unbedingten Ueberzeugung vor der alleinseligmachenden Kraft seines Glaubens zu sehen. Die Knospe war aufgebrochen, das eigene Talent äußerte sich unter andern poetischen Producten namentlich in einer Komödie, worein ein sprudelnder phantastischer Humor alle heiteren Reminiscenzen aus den schönen Jahren unseres Aufenthalts im niedern Kloster verwoben hatte. Mit dieser Krisis war nun auch der Charakter zum Durchbruch gekommen; an dem jugendlichen Grimme der Verachtung, womit von dem neuen Standpunkte der Contemplation auf Alles, was als Nachwuchs Nicolai's erscheinen konnte, herabgesehen wurde, schliff sich auch die Schärfe des Willens. Wo war nun der wehrlose, scheue Knabe? Ein zweischneidiger, überlegener, energisch durchgreifender, jähzornig aufbrausender und im Jähzorne oft harter und ungerechter Charakter stand in unserer Mitte und verbreitete von nun an in seinen Umgebungen jene eigenthümliche Scheu zugleich und Hingebung an ihn, jenen bannenden Zauber, welcher Naturen zu umgeben pflegt, die man im antiken Sinne dämonisch nennen kann.

Inzwischen waren wir in die Philosophie tiefer eingedrungen; die Aufsätze, die wir ausarbeiten mußten, führten uns zu selbstständigen Studien; und hier war es denn Schelling, der das von den Engen des Reflexionsdualismus abgestoßene Gemüth in eine neue Lebensluft versetzte und der Romantik unseres Freundes die philosophische Basis lieh. Nun wurde Jakob Böhme ergriffen, daneben ließ Franz v. Baader die mystischen Lichter seiner aphoristischen Confusion brennen, merkwürdige Erscheinungen des Magnetismus schienen einen unmittelbaren Blick durch den gelüfteten Vorhang hinunter in den dunkeln Urgrund, in

unendliche Geisterwelten zu eröffnen; man glaubte das alte Räthsel, von dem die Blumen träumen, die Wellen plaudern, die Bäume säuseln, am Tageslichte gelöst, man wandelte wach im hellen Traume. Ich traf Strauß, wie er vom ersten Besuche bei Kerner so eben zurück war, in seinem elterlichen Hause; er war wie elektrisirt, eine tiefe Sehnsucht nach dem Mohne der Geisterdämmerung durchdrang ihn; wo er in der Debatte nur die leiseste Spur von Rationalismus, der von der platten Aufklärung nicht unterschieden wurde, zu bemerken glaubte, war er heftig absprechend, und Alles hieß Heide und Türke, was ihm nicht in seine mondbeglänzten Zaubergärten folgte. Wir näher befreundeten Studiengenossen, von Schelling jugendlich begeistert, ließen uns von dieser Richtung gern mit hinreißen, ohne uns speciell für die Seherin von Prevorst ebenso sehr zu interessiren. Die verklärte Schönheit dieser Frau, mit dem feinen Lächeln der Ironie über das Alltagsleben und die Verstandeswelt um die zartgeschnittenen Lippen, machte auch auf mich einen Eindruck, den ich nicht vergesse, ich hatte aber nie Gelegenheit, sie im magnetischen Schlafe zu sehen.

Wir traten 1827 in die Theologie ein und trugen den gewonnenen poetisirend speculativen Standpunkt um so begeisterter auf dieses Feld über, als derselbe schon an sich mehr Theosophie als Speculation, mehr Theologie als Philosophie war. In dieser Richtung wurden wir natürlich durch den öffentlichen Unterricht, den wir genossen, nichts weniger als gefördert. Die Theologie stand damals bei den älteren Lehrern noch auf dem Standpunkte des alten Storrischen, mit rationalistischen Elementen versetzten, aber den Erbfeind, den er doch selbst im Busen trug, heftig

bekämpfenden Supranaturalismus. Noch vor Kurzem hatte man auf dem Katheder sich vornehmlich mit Eckermann und Wegscheider herumgestritten, Bretschneider's dünne Brühe galt den Studirenden als die vortrefflichste Grundsuppe für's Privatstudium. Erst allmälig erhob sich das Gespenst Schleiermacher's Grausen verbreitend, und wie eine dunkle Sage schwoll es auf, daß von einem gewissen Marheineke eine ganz sonderbar excentrische Dogmatik, in Hegelscher Philosophie geschrieben, existire. Es war bis dahin eine so gute Zeit gewesen; man hatte so bequem unterschieden zwischen Philosophie als dem Producte der natürlichen Vernunft und Theologie als der Wissenschaft des Geoffenbarten, und nun drängte sich auf einmal die Philosophie mit diesen neuen, unbescheidenen Ansprüchen auf das theologische Feld ein.

Zuerst galt es nun, sich in Schleiermacher zu orientiren und ihn zu bekämpfen — bei den Lehrern nämlich, denn wir steckten noch in unserem Schelling. Noch erinnere ich mich aus Steudels Vorlesung über Dogmatik, wie er eines Tages gegen Schleiermacher, den Freiheitsläugner, in solchen Eifer gerieth, daß es stark im Katheder rumpelte; der eifrige Mann hatte irgend eine Leiste oder ein Bretchen in Stücke getreten. Wie hätte man erst geeifert, wäre man dem listigen, hinter dem Berge haltenden Manne auf seine wahren Schliche gekommen! Aber dazu fehlten noch die Bedingungen und Mittel; der Gedanke, daß man bei Schleiermacher auf Spinozischem Grund und Boden sei, lag jener Zeit, wo der Theologe die Philosophie längst hinter sich zu haben meinte und von Spinoza nur noch die Reminiscenz hatte, daß er ein abjecter Ketzer gewesen, wo man daher für die heimliche Philosophie in der Theologie dieses Mannes das Witterungsor-

gan gar nicht ausgebildet hatte, viel zu fern; haben wir doch jetzt noch das komische Schauspiel vor uns, daß mancher recht-gläubige, biblische, pectorale Theolog, Lücke z. B., von der Gefühlsbasis, die Schleiermacher als die alleinige seiner Theologie vorgiebt, getäuscht, sich ernstlich für einen Anhänger dieses dialektischen, das Positive bis auf die Inconsequenz eines historischen Christus auflösenden Geistes halten kann! *) Bei Steudel hörten wir Einleitung in das A. Test. und Dogmatik. Es war aber wirklich in diesen Vorlesungen nicht auszuhalten. Steudel's schleppender, marternder und gemarterter Styl ist bekannt, und wir übten uns oft, ihm den Satz nachzusprechen: „o du, der du den die das Menschengeschlecht beglückende Religion verkündigenden Jesum in die Welt gesandt hast!"; nun denke man sich dazu eine geisterhohle, mit der Intention des innersten Gemüthes jede gleichgültigste Notiz, als hinge an ihr die Ewigkeit, herausquetschende Stimme, das immerwährende angstvoll fanatische Polemisiren, ein Hängen und Kleben bei jedem Schritte, so daß die Vorlesung gar nicht von der Stelle rückte: es war peinlich bis zum physischen Schmerze, ich hatte ein Gefühl, als heule ein Unglücklicher geknebelt mir in die Ohren und ich könne nicht helfen; ich hielt es über einen Monat aus, packte aber dann mein Manuscript zusammen und blieb weg. Steudel war auf rein menschlichen Gebieten ein vortrefflicher Charakter, aufrichtig, fest, zuverlässig, sogar in manchen Beziehungen liberal, gesellig und heiter. Jede Woche war eine Anzahl Studirender zu einem theologischen Kränz-

*) Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.
Mephistopheles.

chen in sein Haus geladen, wo wir zwar durch unsere theologischen Gespräche zu nichts Erklecklichem kamen, da der in einem bestimmten, gegensätzlichen Standpunkte festgerannte Lehrer die Freiheit des Geistes nicht haben konnte, die Debatte von überlegener Höhe zu leiten, und sich vergebens zerarbeitete, wir aber dem gastfreundlichen Manne um so mehr Thee wegtranken und Cigarren verrauchten. In diesen Kränzchen trug Strauß mit großer Parrhesie, mit lauter, herrischer Beredtsamkeit seine damaligen Ueberzeugungen vor, mit welchen Steudel, obwohl sie das Positive keineswegs umstoßen, sondern vielmehr neu begründen und vertiefen sollten, als verständiger Supranaturalist natürlich nicht zufrieden seyn konnte. Es ist mir eine recht kluge Bemerkung von ihm im Gedächtnisse; als Strauß bei dem Capitel der Wunder mit rhetorischem Feuer entwickelte, wie die Natur, da sie selbst nur starrer Geist sei, durch den Geist mehr und mehr erlöst werden müsse und diese Erlösung eben durch das christliche Princip und seine wunderthätige Kraft bewerkstelligt werde, so warf er ihm ganz trocken hin: da müßte ja aber, da das Christenthum schon so lange bestehe, die Natur schon ganz erstaunlich erlöst sein, wovon er nichts bemerke.

Strauß hat in der Charakteristik Just. Kerner's, die diese Jahrbb. enthielten, über die hier besprochene Phase seiner Geistes-Entwickelung selbst näheren Aufschluß gegeben, so daß wir dieselbe hier nicht sowohl ausführlicher zu schildern, als vielmehr nur den Faden nachzuweisen haben, wodurch sie mit dem später gewonnenen reiferen Standpunkte zusammenhängt.

Schon an sich, ohne näheren Hinblick auf den Inhalt wird jeder Kenner des menschlichen Geistes diese Entschiedenheit einer

jugendlich feurigen Natur im Irrthum als einen Beweis von Kraft und Gesundheit erkennen. „Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange damit Haus, und freut sich dessen als eines seltenen Glücks, aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist", sagt Goethe, der Mann, der immer den Muth hatte, das, was er eben war, ganz zu sein, dadurch seine Irrthümer vollständig durchkostete, durchprüfte, auslebte, und verjüngt dastand, wenn er die Schlangenhaut abgeworfen. „Eine katholische Preisaufgabe, schreibt mir Strauß, die ich im J. 1828 ausarbeitete, war vielleicht der erste Wendepunkt (zur kritischen Richtung). Ich bewies exegetisch und naturphilosophisch mit voller Ueberzeugung die Auferstehung der Todten, und als ich das letzte Punctum machte, war mir's klar, daß an der ganzen Sache nichts sei." Hieraus sieht man ganz die Heilmethode einer gesunden Natur, sie leert den Kelch des Irrthums und ist mit dem letzten Tropfen geheilt. Um aber auf den Inhalt zu kommen, so wird insbesondere in dem Entwickelungsgange eines für ideale Gebiete, namentlich für die Philosophie bestimmten Geistes die Phase des poetisirenden Mysticismus nicht leicht fehlen, selbst Goethe hatte einmal diese Weltansicht, und sie ergiebt sich von selbst, wenn ein jugendlicher Geist den Banden der Reflexions-Kategorieen sich entreißt und eine Einheit sucht, in der er Alles begreifen kann. Im Feuer der Empfindung und Phantasie wird er über der Einheit die festen Grenzen, Gegensätze und Gesetze des Mannigfaltigen aus den Augen verlieren und geneigt sein, diese Einheit, statt daß er sie in der Totalität des geordneten Weltzusammenhanges findet, sich so vorzustellen, als könne sie beliebig an einzelnen Stellen diesen Zusammenhang durch-

brechen und seine Gesetze aufheben. Dies führt uns unmittelbar zur näheren Lösung unserer oben gestellten Aufgabe.

Wie verhält sich denn jener Mysticismus zu der speculativen Weltansicht, welche der Straußischen Kritik zu Grunde liegt? Gemeinsam ist beiden das Princip der Immanenz im Verhältnisse Gottes zur Welt. Die Welt soll nicht neben Gott eine eigene in ihrem Kern selbständige Substanz und von Gott nur äußerlich geleitet (eine ganz unsinnige Vorstellung), sondern in allen ihren Adern vom göttlichen Geiste durchdrungen sein. So wollen beide dem Gehalte nach dasselbe, aber verschieden ist ihre Form. Der Mystiker gelangt zu seinem Princip nicht auf dem Wege des vermittelnden Denkens, sondern aus der Verzückung des Gefühls entwickeln sich in ihm Phantasiebilder, in denen er sich jenes Princips gewaltsam zu bemächtigen und es bis zur geheimnißvollen Vermählung in sich herüberzuziehen glaubt. Auch der Philosoph ist überzeugt, daß, wenn er die Idee denkt, sie sich selbst in ihm denkt, aber bei dem Mystiker nimmt die Ueberzeugung, daß das Absolute im subjectiven Geiste dadurch eben, daß er es zu fassen fähig ist, gegenwärtig sei, sogleich eine sinnliche Färbung, weil er von vornherein seinen Gegenstand mit dem schwelgerischen Gefühle und der traumartigen Phantasie anfaßt. Hieraus fließt nun sogleich eine falsche Weise, sich jene Immanenz Gottes in der Welt vorzustellen. Sinnlich, wie er ist, stellt er sich die höchste Idee selbst und ihre Momente in anthropomorphischen Formen vor; so aufgefaßt wird aber ihr Verhältniß zur Welt im Widerspruch mit der Voraussetzung wieder ein Aeußerliches, die Scheidewand der Materie ist, da Gott selbst mit Materie behaftet ist, zwischen beiden, und wo sie zusammengehen sollen, braucht es daher

eine ausdrückliche Durchbrechung dieser Scheidewand. Statt daß die Welt ganz und immer in Gott aufgehoben wäre, wird nun die Einheit derselben mit Gott wieder zu vereinzelten Thatsachen: auf einzelnen Punkten, in einzelnen Zeiten bricht die ganze Idee auf einmal in den Weltzusammenhang herein, so daß dessen feste Gesetze aufgelöst werden, dessen allseitig bedingter Nexus zerreißt: Es soll Stellen geben, wo sich Gott specifisch anders, als auf allen andern und so, daß eine einzelne begrenzte Erscheinung zugleich ganz das Absolute ist, in der Welt offenbart. Ein solcher Punkt war der Eintritt des Christenthums in die Welt. Der Supranaturalismus, eine seltsame Versetzung mystischer Ueberbleibsel mit dem platten Verstande der Aufklärung, beschränkt die außerordentliche Offenbarung Gottes fast allein auf diesen Punkt. Der consequente Mystiker aber kann nie wissen, ob nicht im nächsten Augenblicke etwas Aehnliches geschieht, und so giebt es für diese Weltbetrachtung in der natürlichen Ordnung der Dinge eigentlich nichts Festes; der Weltzusammenhang ist nur eine durchsichtige Hülle, die jeden Augenblick einsinken kann, ein dünner Vorhang, durch dessen blöde Stellen man geisterhafte Lichter wandeln sieht, eine Verlarvung, die jeden Moment ihre Puppe sprengen kann, Alles taumelt, Alles geht in einander über. Der Mystiker würde sich nicht wundern, wenn heute Tannzapfen an einer Rebe, Trauben auf einer Tanne wüchsen, Alles ist möglich, die Natur ist ein verwünschter Prinz, der jede Secunde sein Zaubergewand abzuwerfen im Begriffe steht: kurz die ganze Weltansicht ist phantastisch. Nun ist leicht einzusehen: Strauß durfte diese mystische und ebendaher phantastische Form, die speculative Wahrheit aufzufassen, nur fallen lassen, und den reinen Kern

der Wahrheit, der in der grotesken Schale liegt, mit klarem Denken auffassen, so war er — zunächst speculativer Philosoph. Hat man denn vergessen, daß die neue Philosophie bei alten Mystikern, bei Jak. Böhme namentlich, in die Schule gegangen ist? Aber nicht nur dies; Strauß hatte dann für seinen späteren kritischen Standpunkt das Feld bereits gewonnen. Denn wenn die speculative Philosophie den Begriff der Immanenz auf den Weltzusammenhang offenbar nur so anwenden darf, daß das Ganze desselben in Gott ruht, so ist ja eben hiemit gegeben, daß kein einzelner Punkt in diesem Ganzen sich bis zu einer solchen unmittelbaren Identität mit dem Absoluten von allen übrigen Punkten isoliren darf, durch welche die allseitige Bedingtheit und Vermittelung des Weltzusammenhanges abgerissen wird. Nur was niemals war, kann immer sein. Dies ist nun freilich die Streitfrage zwischen Strauß und den norddeutschen Schülern Hegels, denen eben hiemit vorgeworfen wird, daß in ihre Speculation ein Stück Supranaturalismus sich verirrt habe. Das mag denn Strauß durchkämpfen, diese Charakteristik soll keine Abhandlung sein. Ich kann es hier nur als Behauptung hinstellen: die Straußische Kritik ist so wenig nur negativ, daß sie vielmehr nichts als eine consequente Durchführung des ächt positiven Princips der Immanenz Gottes in der Welt ist. Strauß sagt: Je fester behauptet wird, daß Gott an einzelnen Punkten auf absonderliche Weise in der Welt sich gegenwärtig zeigt, desto äußerlicher ist das Verhältniß der ganzen Welt zu ihm aufgefaßt, desto mehr entzieht er sich ihr auf allen andern Punkten. Gerade ein innigeres Verhältniß zwischen Gott und Welt will seine Kritik beweisen, als welches seine Gegner behaupten. Der An-

ficht, daß Gott in dem Grade vollkommener sich offenbare, in welchem er den Weltzusammenhang durchlöchert (und eine Durchlöcherung ist und bleibt es, wenn ein Individuum zugleich unmittelbar das Absolute sein, wenn Wasser in Wein verwandelt werden, der Todte nicht todt, der Körper ohne die Gesetze der Dichtigkeit und Schwere sein soll, mag man von beschleunigten Naturprocessen, von Durchbruch des absoluten Naturgesetzes durch das bestimmte Naturgesetz, d. h. von der Möglichkeit, daß Gott außer Birnen, Aepfeln und allem andern Obste auch einmal den reinen Gattungsbegriff Obst könnte wachsen lassen, u. dgl. reden so viel man will), — dieser Ansicht liegt die stille Voraussetzung zu Grunde, daß die göttliche Einwirkung und der gewöhnliche Lauf der Dinge nicht zusammen bestehen könne. Die Welt wird also für gottverlassen in allen den Zeiten erklärt, wo keine solche Durchlöcherung zu bemerken ist, und es wäre leicht, den Vorwurf der Irreligiosität auf die Gegner der Kritik zurückzuschleudern, wenn man so unedel sein wollte, den Kampf in das Gebiet der Gewissensfragen hinüberzuspielen, wie sie es thun. Strauß kämpft nicht gegen, sondern für die wohlverstandenen Interessen der Religion; Strauß will nicht weniger, sondern mehr Gott, als das supranaturalistische (nebst dem supranaturalistisch-Hegelschen) und das rationalistische Christenthum hat; er will Gott im Geiste und der Wahrheit verehrt wissen, nicht im Buchstaben, nicht im einzelnen Factum und Individuum.

Inzwischen so gewiß nach meiner Ueberzeugung die speculative Philosophie diese kritische Consequenz in sich schließt, so wenig

hatte damals noch irgend jemand dieselbe gezogen. Wirklich scheint die Erfahrung zu beweisen, daß, um sie zu ziehen, außer dem philosophischen Höhesinn noch ein weiteres Organ erforderlich sei, ein Talent des Zweifels, eine Stimmung, die Dinge gesund realistisch anzusehen und mit hellem Auge ihren einfach gesetzmäßigen Bedingungen zu folgen und sich keinen Hokuspokus vormachen zu lassen oder selbst vorzumachen. Dieses Talent, diese Stimmung liegt, wie ich oben dargethan zu haben glaube, im schwäbischen Naturell mehr als in dem zur abstracten Formel hinneigenden nordischen, und so bin ich denn der Meinung, daß die speculative Philosophie in ihrer Wanderung von Süden (wo ihre Schöpfer geboren sind) nach Norden und von da zurück nach Süden einen glücklichen Entwickelungsgang zeige. Ohne die Pflege der nordischen Vielseitigkeit und Beweglichkeit hätte sie ihr Princip auszusprechen gar nicht den gehörigen Raum gefunden, ihre Rückwanderung nach Süden aber ist ein wesentliches Moment für die freie, unbefangene Anwendung ihres Princips und Hineinführung in positive Gebiete, wie sie denn diese durch Strauß zunächst in der Theologie gefunden hat. Ich kann von ihm gerade aus derjenigen Zeit, wo er noch bis über die Ohren in Schelling, Böhme, dem Somnambulismus stack, einen Zug anführen, worin jenes Talent sich aussprach. Wir hörten Synopse bei D. Kern, der von Blaubeuren, wo er früher unser Lehrer war, zugleich mit seinem Collegen Baur inzwischen nach Tübingen berufen worden war. Er hatte seinen früheren Kantischen Standpunkt verlassen und aus der neueren Speculation sich Vieles zu eigen gemacht, doch ohne sich für die Principien und eine kühnere Anwendung derselben zu entscheiden. Als wir eines Abends von seinen Be-

mühungen sprachen, in eine neutestamentliche Erzählung, die offenbar einer kritischen Sichtung bedurfte, exegetisch einen Sinn zu bringen, sagte Strauß, er habe nicht begriffen, wie er sich so viele Mühe habe geben können, die Sache sei offenbar falsch erzählt. Mich frappirte diese Bemerkung, ich schlug mich in Gedanken vor die Stirn und sagte mir: das ist doch so einfach und du bist nicht darauf gekommen. Ich war eben kein Anhänger des strengen Inspirationsbegriffes, aber so zwingend und betäubend ist der Bann verbreiteter Vorurtheile, daß ich eben auch meinte, in jedem andern Coder sei eine offenbar sinnwidrige Stelle aus menschlichem Versehen abzuleiten, hier aber sei der Buchstabe fest, es stehe einmal da und man müsse anders helfen. Aber Strauß, der Enthusiast, der Mystiker, war nun doch auf den Sprung gekommen.

Um jedoch dieses kritische Talent sich selbst zum Bewußtsein und zur consequenten Ausbildung zu bringen, bedurfte es freilich ganz neuer Fermente, die seine bisherige Weltansicht erst an der Wurzel auflockern sollten. Hegel konnte nicht das nächste sein, auf ihn aufmerksam zu werden, fehlten noch die Bedingungen; wir wußten von Marheinecke, aber der stand noch so hieroglyphisch vor uns, daß ihm keine Handhabe abzugewinnen war, und hätten wir ihn gelesen, so war von ihm, der die kritischen Consequenzen der Speculation nur auf wenigen Nebenpunkten geltend gemacht hat, nicht zu erwarten, daß er den skeptischen Funken in die jugendlichen Illusionen werfe. Aber der Rationalismus? Röhr? Wegscheider? Paulus? Diese Richtung verachteten wir ganz unendlich, sie war uns der Inbegriff aller abgetretenen Plattheit, etwas Geist- und Gottverlassenes. Wie

konnte es auch anders sein? Wir hatten volles Recht, die Metaphysik des Rationalismus, der das Verhältniß Gottes zur Welt zu dem hohlen Begriffe einer Lenkung und Leitung verdünnt und hiemit keine bessere Gotteslehre, als Epikur, aufzuweisen hat, total zu verwerfen. Daß er aber auf dem Felde der Empirie und überall, wo es sich darum handelt, den Causalitätszusammenhang innerhalb seiner selbst, nicht die Beziehung seiner Totalität auf das Absolute zu betrachten, sein gutes Recht habe, dies einzusehen lag uns erfahrungslosen Menschen, die keine Einsicht von dem Werthe des Verstandes hatten, sondern ihn neben seiner höheren Schwester, der Vernunft, gar nicht zu Worte kommen ließen, allzu fern.

Wir hörten nun auch bei unserem früheren Lehrer Baur theologische Vorlesungen, zunächst Dogmengeschichte, Kirchengeschichte, Symbolik. In diesen Gebieten war es jedoch nicht sowohl Aufgabe, über das erste Glied, als vielmehr über den Zusammenhang der weiteren Glieder in der Kette der Geschichtsentwickelung des Dogma und der Kirche uns aufzuklären; wir erhielten den wohlgeordneten Stoff in geistvollen philosophischen Perspectiven, ohne über den Anfangspunkt geschichtlich klar zu werden: auch wüßte ich nicht zu sagen, ob unser Lehrer sich damals selbst schon den unbefangenen kritischen Standpunkt zu voller Klarheit gebracht hatte, durch den er jetzt als ein Kleinod geistiger Freiheit an unserer Universität glänzt. Erst später, als wir Apostelgeschichte und Korintherbriefe bei ihm hörten, erhielten wir die ersten Proben kritischer Schärfe von einem Katheder.

Den ersten Anstoß, aus jener enthusiastisch unkritischen Stimmung den Schritt zur Vermittelung der Vernunftideen durch ver-

ständige Dialektik zu thun, gab vielmehr Schleiermacher. Ihm konnte man sich mit Vertrauen nähern, denn man kannte seine metaphysischen Principien, man wußte, daß man hier keinem Reflexionsdualismus begegne; man hatte diejenigen Schriften, in denen Schleiermacher's Weltansicht sich rhetorisch ausspricht, die Reden und die Monologen, noch bona fide mit Schelling'schem Enthusiasmus gelesen; aber nun ging es an die Dogmatik, und Strauß widmete zugleich der Kritik der Sittenlehre ein fleißiges Studium. In beiden Werken tritt das dialektisch-kritische Element, obwohl dort mit bedeutendem Hange zu listiger Verheimlichung, hier offenbarer und wissenschaftlicher, scharf genug hervor, um einem hellen Kopfe auch in die festeste Verschanzung seiner Illusionen Ein für alle Mal die Bresche des Zweifels zu schießen. Mag Schleiermacher das Resultat aus seinen dialektischen Schlußketten ziehen oder nicht, mag der Leser sogleich merken, wo hinaus es bei ihm mit dem Positiven in der Religion will, oder nicht: der Keil der Kritik, der Pfeil des Zweifels steckt einmal mit doppeltem Widerhaken im Herzen. Nun ist es aber höchst interessant, Schleiermacher's Dialektik mit der Hegel'schen zu vergleichen; das dialektische Moment verhält sich bei beiden zu den Principien sowohl, als zu den Resultaten auf eine total verschiedene Weise, ein Unterschied, der am klarsten vorliegt, wenn man Schleiermacher's Dogmatik mit Hegel vergleicht.

Während bei Hegel die Dialektik ein wesentlich eingreifendes Moment ist, ohne welches die philosophischen Resultate gar nicht gefunden werden, verhält sie sich bei Schleiermacher so, daß die philosophischen Grundansichten, von dem Verfasser selbst offenbar

auf einem andern Wege gefunden, durch eine Art Sokratischer Katechisation, die er mit dem Leser vornimmt, diesem beigebracht und auf das Positive der christlichen Lehre bis zur theilweisen, jedoch immer wieder koboldartig verheimlichten, Auflösung desselben in allgemeine Wahrheiten angewandt werden; dort ist die Dialektik die Seele des ganzen Processes, hier der Proceß, durch den die Grundansicht gefunden wurde, verschwiegen, und die Dialektik kommt dann als Lehrmittel hinzu, um dem Lernenden, dem man eigentlich gar nicht gesteht, daß hier Philosophie getrieben werde, dem vielmehr das bloße Gefühl als der einzige Ueberzeugungsgrund genannt wird, die dem Ganzen zu Grunde liegende philosophische Weltanschauung zuzuführen. Darum ist auch die Art dieser Dialektik eine ganz andere, als die der Hegel'schen. Die Hegel'sche Dialektik ist die Negation des verständigen Moments, das die Begriffe entzweit, fixirt und isolirt; sie beweist, daß die Entgegengesetzten identisch seien und sich in eine höhere Einheit auflösen. Schleiermacher verfährt auf ähnliche Weise; er setzt ein Dilemma, ein Entweder Oder, und beweist, daß weder die These, noch die Antithese ohne Widerspruch denkbar sei, wodurch er zur Annahme eines Dritten zu nöthigen sucht. Nun ist aber jenes Dilemma selbst ein ganz anderes, als ein auf dem Wege logischer Entwickelung gefundener Gegensatz verständig abstracter Momente, wie z. B. Kraft und Aeußerung, Ursache und Wirkung bei Hegel; es werden vielmehr ohne eigentliche innere Nothwendigkeit zwei Fälle angenommen und dann nachgewiesen, daß beide nicht denkbar seien, sondern nur ein dritter. Der Leser wird dadurch nicht überzeugt, weil er sich auch noch andere Fälle denken kann, er schlüpft aus dem Dilemma

hinaus und läßt den Lehrer stehen; er hat das Gefühl, daß er wie ein Schüler behandelt sei, den der Meister, der das Letzte seiner Ueberzeugung und das Erste — den Weg nämlich, worauf er sie gewonnen — in petto behält, seine irrigen Vorstellungen auszusprechen veranlaßt, dann an den gesetzten Irrthum anknüpfend ihn dahin führt, wo er schon vorher auf kürzerer Linie angekommen war. Dies reizt den Leser, der schon philosophische Bildung und offenen Kopf genug hat, um zu merken, wo Alles hinaus will, er will nicht in der Kinderlehre stehen; den Eigensinn des harten Kopfes vermag es aber auch nicht zu brechen, dieser sagt ebenfalls: da ich jene dilemmatisch gesetzten Fälle doch nicht selbst ausgesprochen habe, sondern du mir sie präsentirst, so brauche ich deiner Beweisführung auch nicht zu folgen. Man lese z. B. die Lehre von den Eigenschaften Gottes; es ist nichts Anderes, als ein Sokratischer Versuch, den Leser auf den Standpunkt Spinoza's zu führen, der aber ohne alle überzeugende Kraft für denjenigen ist, dem dieser Standpunkt vorher ganz fremd war. Ist nun dieser Weg der List offenbar da nicht der rechte, wo es sich um philosophische Begriffe handelt, so ist er dagegen ganz am rechten Platze, wo es darauf ankommt, eine positive religiöse Vorstellung, die sich vor der Vernunft nicht halten läßt, sei ihr Inhalt nun eine Person, oder ein Ding, oder ein Factum, ad absurdum zu führen. Z. B. der Leser glaubt an einen Teufel; jetzt ist nicht die Zeit, aus den Tiefen der Metaphysik zu deduciren, wie diese Vorstellung mit dem richtigen Begriffe Gottes und seiner Weltregierung, so wie der menschlichen Subjectivität unvereinbar sei; denn der Leser ist kein Philosoph, er ist ein Kind. Man knüpft also unmittelbar an die einmal gegebene Vorstellung

an, nöthigt ihn zu dem Versuche, sie zu vollziehen, und beweist ihm, daß dieser mißlingen muß, weil er auf Widersprüche führt. Wer freilich gar kein Talent zum Zweifel hat, wer einmal entschlossen ist, zu glauben, daß Gott ein silbernes Eisen machen könne, der wird sich auch auf solchen Punkten nicht durch jene Methode belehren lassen, wer aber jenes Talent hat, auf den wird sie sicher wirken, wenn auch nur so, daß er denkt: wenn ich Vorstellungen, die mir hier als so sehr sich selbst widersprechend nachgewiesen werden, überhaupt hegen konnte, so muß das Uebel tiefer liegen, und ich muß meine ganze Metaphysik umbilden.

Diese Dialektik war es denn, welche Strauß, noch ehe er die Hegel'sche kannte, auf den Weg der Kritik, der Skepsis führte und eine große Revolution in ihm hervorbrachte. Man wird finden, daß sie die Methode ist, in welcher sein Leben Jesu zu Werke geht. Wie Schleiermacher verschweigt er (bis zur Schlußabhandlung) seine metaphysischen Principien, wie aus denselben die Verwerfung des Wunders folgt und wie sie die treibende Seele seiner ganzen Kritik sind. Er setzt je zwei Fälle, er sagt zu dem Leser: denke dir die Sache supranaturalistisch — es geht nicht, rationalistisch — es geht nicht, also wird keine Begebenheit, sondern ein Mythus erzählt. Nur vorübergehend berührt er, wenn er die supranaturalistische Erklärung in ihren Widersprüchen nachgewiesen hat, den letzten Grund, er sagt: dies oder das wird aber Jeder, der sich gegen die philosophischen Fortschritte seiner Zeit nicht verschlossen hat, undenkbar finden, u. dgl. Eben darum überzeugt er diejenigen nicht, die im Supranaturalismus oder Rationalismus festgerannt sind, am wenigsten die Ersteren, denen das Talent des Zweifels am meisten abgeht; sie denken

eben: wo steht denn geschrieben, daß jene Zeitphilosophie die wahre ist? Um die ihrer Ansicht nachgewiesenen Widersprüche kümmern sie sich nicht, sie hören den Gegner gar nicht an, denn ihnen fehlt das logische Trommelfell, sie sind dickhörig, taub, taubstumm oder staubdumm; hast du ihnen bewiesen, daß dieses oder jenes sich nicht denken lasse, daß es also auch nicht sein könne, so sagen sie: ja wie es ist, weiß ich nicht, ich kann es nicht deutlich denken, darum kann es aber doch sein; Alles, weil sie kein Zutrauen zur Logik, zum Denken haben. Das ist nun einmal ihr Geschmack, man kann ihnen denselben nicht nehmen, nur sollten sie dann überhaupt auch alles Reden aufgeben, denn sie haben noch keine Sylbe gesprochen, so haben sie schon factisch anerkannt, daß sie zum Denken ein Zutrauen haben. Ist demnach mit diesem Publikum schlechterdings nichts anzufangen, so ist darum jene Methode keineswegs zu verwerfen, sondern vielmehr die einzig mögliche auf dem Felde religiöser Geschichte. Ueberzeugt sie den Tauben nicht, so ist damit nichts gegen sie bewiesen, denn dieser hat ihre Gründe nicht angehört; aber sie überzeugt denjenigen, der philosophischen Kopf hat und nur noch nicht klar, noch in der Form des Vorstellens befangen ist. Er darf nicht zurückgeschreckt werden, denn er hängt noch an Autoritäten, an Voraussetzungen, die ihm heilig sind. Hätte Schleiermacher vorneherein gestanden: hier wird philosophirt, hier geht es dem Positiven an's Leben, so hätten die Theologen gesagt: gut, wir lassen dich stehen, dann philosophire immerhin zu. Er mußte die List gebrauchen, seine Principien zu verhüllen, er mußte schmuggeln und wahrlich, er hat brav geschmuggelt: Wie mancher theologische Zollbeamte der Orthodoxie macht nun, ohne

daß er's weiß und merkt, den eigenen Salat mit geschmuggeltem Schleiermacher'schen Essig an und heilt sich seine Warzen mit seinem Höllensteine weg! Ebenso hätte man Strauß geradezu stehen lassen, hätte er mit dem offenen Bekenntnisse angefangen, daß es ein Mißtrauen der Vernunft gegen das Wunderbare sei, was seine Kritik als bewegende Seele leite *). Ich glaube jedoch nicht, daß dies Verfahren aus einer vollkommen deutlichen Absicht listigen Verbergens hervorging, eben so wenig als bei Schleiermacher. Es ist, was Goethe seinen realistischen Tick nannte, als Schiller meinte, er sollte am Schlusse seiner Lehrjahre Meisters die Grundidee des Ganzen andeuten, und er sich hierzu ganz ungeschickt zu fühlen gestand. Strauß tritt freilich ganz anders und weit freier als Schleiermacher auf, das Ganze ist kühn genug, aber in der Ausführung leitet ihn doch auch dieser Instinct der List, die ihre Absichten nicht ganz gesteht.

Auch in den Kritiken, welche Strauß in die berliner Jahrbb. gegeben hat, wo sie zum Gegenstande hatten, außerordentliche Erscheinungen von dem Phantastischen, womit sie das Vorurtheil umgeben hat, zu reinigen, wie namentlich Thatsachen des Somnambulismus und Besessenseins, wird man die Schleiermacher'sche Dialektik wiedererkennen. Die erste Arbeit aber, in welcher sich der Wendepunkt in seiner Weltansicht zu erkennen gab, und welche

*) Die Witzigen, welche Strauß durch „Beweise, daß D. Luther nie existirt habe" u. dergl. zu parodiren glauben, vergessen, daß von D. Luther nirgends erzählt wird, er habe Wein aus Wasser, d. h. er habe ein hölzernes Eisen gemacht, und daß Strauß nicht die Existenz Jesu, sondern nur das hölzerne Eisen bezweifelt.

Anm.

ebenfalls bereits jene dilemmatische Taktik ganz am rechten Orte anwandte, war eine Kritik der Seherin von Prevorst im Hesperus, worin die wichtigsten psychischen Facta des Somnambulismus keineswegs geläugnet, aber die Geistererscheinungen als objective dialektisch aufgelöst und auf traumartig dramatisirende Vision reducirt wurden (vergl. s. eig. Aeuß. in diesen Jahrbb. Nr. 4, S. 26).

So vorbereitet trat Strauß an die Hegel'sche Philosophie. Hier mußte das Privatstudium Alles thun, denn vom öffentlichen Unterrichte hatte man keine Anleitung und Hilfe zu erwarten. Ein entschiedener Anhänger des Systems war Repetent Schneckenburger, jetzt Professor in Bern, damals vor Kurzem von Berlin zurückgekehrt. Allein der hastig vorgetragene Auszug aus Hegel, den er in seiner Vorlesung über die Geschichte des Verhältnisses zwischen der neueren Philosophie und der Theologie gab, half uns eben wenig vom Orte. Hegel's Formeln waren uns nicht neu mehr, wir wollten sie aber im Zusammenhange begreifen lernen. Strauß war, kann man sagen, dieser Philosophie entgegengereift, und es erging uns Uebrigen, die wir mehr oder minder denselben Bildungsgang gemacht hatten, ebenso. Ich erinnere mich noch genau jener Zeit, und wie mir zu Muthe war; ich hatte durch das, was ich vereinzelt von Hegel's Systeme gehört und gelesen, eine Ahnung seines Inhaltes und dabei das Gefühl, diese Philosophie müsse meinen geistigen Bedürfnissen entsprechen; sie versprach mir Alles, was Schelling hatte, in tiefer begründeter Form zu geben, wodurch der absolute Zweifel, der, nicht so widersprechend als es vielleicht scheint, neben der Begeisterung für Schelling fortdauerte, in sein Recht eingesetzt

und eben dadurch über sich selbst erhoben werden sollte. Strauß begann die Phänomenologie gemeinschaftlich mit einigen Freunden zu lesen und setzte diese Lectüre bis zum Abgange von der Universität im Herbst 1830 fort. Im Sommer 1830 ward Marheineke's Dogmatik vorgenommen; aber hier zeigte sich bereits, daß man den Meister mit ganz andern Augen lese, als dieser und andere norddeutsche Schüler. Diejenigen Stellen in der Phänomenologie, welche die Person Jesu betreffen, hatte Strauß — so sehr war ihm durch die Schleiermacher'sche Dialektik, obwohl sie gerade in diesem Punkte den eigenen Principien ungetreu ist, das Auge geschärft worden — im liberalen Sinne verstanden. Strauß hat nach den Aeußerungen seiner dritten Streitschrift hierüber seine Ansicht geändert; ich glaube aber noch jetzt, daß Mehreres namentlich in dem Abschnitte vom unglücklichen Bewußtsein deutlich genug für die mythische Auffassung spricht, während allerdings in der Religionsphilosophie ein sichtbares, bis zur Confusion gehendes Schwanken, das vielleicht zum Theil auf Rechnung der Composition des Buches aus nachgeschriebenen Heften kommt, zu bemerken ist. — Uebrigens hat sich Strauß an derselben Stelle (dritte Streitschr. S. 57 ff.) selbst darüber ausgesprochen, wie ihm von Anfang an der von Hegel festgesetzte Unterschied zwischen Vorstellung und Begriff eine ganz andere Behandlung der Lebensgeschichte Jesu, des Positiven überhaupt zu bedingen schien, als welche Marheineke, Göschel und Andere für nothwendig halten. Mit Marheineke, so hoch wir die großen Verdienste dieses achtungswerthen Theologen schätzten, konnten wir in diesen Punkten gar nicht übereinstimmen. Ein Verfahren, wie das seinige, war ganz gegen unsere schwäbische

Natur. Statt daß in die überlieferten schweren Massen der Dogmatik der Begriff als ein flüssiger Geist schonend eingeführt wird, rückt er in geschlossenen Keilen schwerer Kavallerie an und haut geradezu ein; Alles oben herunter aus metaphysischer Höhe, nirgends der Stoff durchdrungen, ein kolbiger, gestiefelter Formalismus, eine klappernde Begriffsmühle, bei der Einem Hören und Sehen vergeht.

Es handelt sich hier überhaupt um einen wichtigen Punkt, nämlich um die Art, auf die sich der Philosoph in Gebieten, wo gewisse Vorurtheile durch die Autorität der Zeiten sich befestigt haben, verhalten soll. Der philosophische Begriff ist, als „die ungeheuere Abbreviatur der Dinge", von einer solchen Weite und Allgemeinheit, daß man mit seiner Anwendung auf ein bestimmtes Gegebene sehr behutsam sein muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich die Blöße zu geben, daß man etwas als wahr und vernünftig deducire, was sich nachher auf empirischem Wege als unwahr ergeben kann. Ich wünschte Solchen, wie H. Lic. Baur, daß einmal die Kunde von einem wunderbaren Vorgange sich verbreitete, der in ihre Wundertheorie vortrefflich zu passen schiene, daß sie dann mit ihrer ganzen formalistischen Fertigkeit denselben als absolut vernünftig und nothwendig deducirten, nachher aber erführen, es sei nichts an der Sache. Doch eine solche Beschämung haben sie nicht zu befürchten, sie verhalten sich zur Gegenwart kritisch wie andere Kinder des Jahrhunderts, sie reden nur von Wundern, die vor Olims Zeiten geschehen sein sollen; da lebt freilich Keiner, der zugesehen hätte und ihnen beweisen könnte, daß sie in den Wind sprechen. Um sich aber den Rücken besser zu decken, wird der Behutsame in solchen Gebieten einen andern

Weg gehen. Der Speculation muß hier offenbar ein gesunder Realismus, eine unbefangene Anschauungsgabe zur Seite gehen, die sich zunächst von dem behaupteten sinnlichen Vorgange ein deutliches Bild zu machen sucht, das sich ohne Widersprüche vollziehen läßt. Es mag sich z. B. mit der philosophischen Deducirbarkeit der wunderbaren Speisung verhalten wie es will, es wird doch behauptet, die Sache sei geschehen. Ist sie geschehen, so muß man sich von dem Vorgange eine detaillirte Vorstellung machen können, und läßt sich diese nicht ohne Widerspruch gegen alle Gesetze des Geschehens vollziehen, so hebt sie sich auf. Hebt sich die Vorstellung auf, so hebt sich auch die Sache auf (als Geschichte nämlich; die darin niedergelegte Idee ist auf anderem Wege zu retten). Dieser Realismus setzt freilich, wenn Einer den Muth haben soll, ihn auf verjährte religiöse Vorstellungen anzuwenden, eine tiefere Skepsis voraus, den Muth der Wahrheit, der sich vorneherein nicht durch Autoritäten und althergebrachte Kategorieen imponiren läßt; dieser tiefere Skepticismus und jener sinnlich frische Realismus müssen zusammenwirken, und sie wirken in Strauß zusammen.

Im Herbst 1830 verließen wir die Universität; Strauß wurde Vicar und setzte die Hegel'schen Studien eifrig fort. Wie fest bereits damals seine Ueberzeugung im Hauptpunkte war, beweist eine höchst interessante Correspondenz zwischen ihm und einem Freunde, die durch seine Güte mir mitgetheilt eben vor mir liegt. Rührend ist es, zu lesen, mit welchem heiteren Vertrauen in die alleinseligmachende Kraft der Wahrheit hier Strauß die Besorgnisse und Scrupel des Freundes beschwichtigt, der sich durch die Kluft, die seine wissenschaftliche Ueberzeugung zwischen

ihm und dem Glauben der Gemeinde zieht, bekümmert fühlt, wie klar er ihm darthut, daß es keine Unredlichkeit sei, wenn der Geistliche in der Sprache der Vorstellung rede und unvermerkt in die Bilder, die dem bloß Glaubenden vorschweben, die tieferen Ideen des Wissenden hineinleite. Wie bitter ist dieses Vertrauen auf eine allmälige Versöhnung beider Standpunkte getäuscht worden!

Im Sommer 1831 wurde Strauß als Verweser eines Professorats am Seminar zu Maulbronn angestellt, und die Behörde bewies durch die Berufung eines so jungen Mannes auf diesen Posten, wie viel sie auf ihn baute. Inzwischen vermochte er dem Verlangen, Hegel selbst zu hören und seine wissenschaftliche Bildung überhaupt von Amtsgeschäften frei an einem großen Sammelplatze der Wissenschaft zu vollenden, nicht länger zu widerstehen, und reiste im November desselben Jahres trotz der Cholera nach Berlin. Sein innigster Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden; er hatte eben die ersten Vorlesungen von ihm gehört und die persönliche Bekanntschaft des großen Mannes gemacht, als er aus Schleiermacher's Munde die schmerzliche Nachricht erhielt, daß der verehrte Meister ein Opfer der Cholera geworden. Sprachlos entfernte er sich: „der große Schleiermacher, schreibt er einem Freunde, war mir in diesem Augenblicke unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß", und bald stand er im Innersten erschüttert, unschlüssig, ob er nun länger in Berlin weilen solle, an seinem Grabe. Doch überwand die Erwägung, daß Hegel in Berlin zwar gestorben, aber nicht ausgestorben sei, seine Unschlüssigkeit, und nun sammelte er mit brennendem Wissensdurste die Schätze der Intelligenz ein, die diese blühende Universität, damals noch

der wissenschaftliche Stolz Deutschlands, in näherem oder entfernterem Zusammenhange mit seiner Richtung ihm darbot. Welchen Eindruck Schleiermacher auf ihn machte, wie der schon früher gefaßte Gedanke, das Leben Jesu im Geiste der Stellung, die er sich zur Hegel'schen Philosophie gegeben, zunächst für eine Vorlesung zu bearbeiten, zum bestimmten Plane wurde, und worin dieser Plan von der späteren Ausführung abwich, hat Strauß selbst (3te Streitschrift S. 59 u. 60) erzählt. Das Bedenkliche der Unternehmung verhehlte er sich schon damals nicht. „Aber, sagst du," schreibt er aus Berlin an seinen Freund, nachdem er ihm seinen Plan auseinander gesetzt hat: „dieß willst du in Tübingen lesen? Und du glaubst nicht, daß dir der Hörsal geschlossen wird? Ja es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Thüre für so etwas öffnen wird". Ich führe diese Stelle wörtlich an, weil es so viele giebt, welche der Meinung sind, man dürfe Strauß zwar wegen seiner subjectiven Ansicht nicht verdammen, aber er hätte sie nicht öffentlich aussprechen, oder etwa lateinisch schreiben sollen. Ach ja wohl! Warum nicht lieber malayisch, chinesisch? Diese haben entweder keinen Begriff vom Geiste, sie wissen nur von Subjecten und nicht von einem Entwickelungsgange der Idee, dem das einzelne Subject als Organ dient, und begreifen daher nicht, daß es von Strauß vielmehr schlecht und niederträchtig gewesen wäre, wenn er dem inneren Rufe sich entzogen hätte; oder aber

— und dies ist wohl bei der Mehrzahl der Fall — sie sind im Grunde doch Feinde der Straußischen Sache und geben ihren Liberalismus nur vor, sie haben wenigstens keine feste Ansicht, und wollen sich ein Schwanken, einen Indifferentismus reserviren, worin sie der Entschiedene stört, den sie eben darum nicht leiden können.

Nach seiner Rückkehr wurde Strauß im Mai 1832 als Repetent zu Tübingen angestellt, und las in demselben Sommer Logik und Metaphysik mit großem Beifall im überfüllten Hörsaale. Zum ersten Male wurde die Hegel'sche Philosophie weder mit polemischer Entstellung, noch mit blinder Anerkennung vorgetragen und von einem philosophischen Katheder aus der Same der Speculation unter die Studirenden gestreut. Auf diese Vorlesung ließ Strauß die Geschichte der neueren Philosophie von Kant an und Platons Symposion, dann Geschichte der Moral folgen. Im Sommer 1833 kam ich, ebenfalls als Repetent nach Tübingen berufen, wieder mit ihm und mehreren Compromotionalen zusammen. Es war eine schöne Zeit; wissenschaftlich fühlte man sich durch die gleiche Ueberzeugung und das gleiche Streben, in den Zöglingen, die man zu leiten berufen war, den Geist ächter Philosophie zu nähren, vereinigt, und die Geselligkeit der Amtsgenossen wurde besonders durch den Straußischen Humor und Geist verschönert.

Dieser Humor zeigte sich besonders in einer heiteren Fertigkeit, die unschuldigen Schwächen der Collegen zu entdecken und durch leise Wendungen des Gespräches unvermerkt sie zu veranlassen, daß sie sich in naiver Weise aussprachen. Darin zeigte sich denn freilich eine Ueberlegenheit, ein in der Vogelperspective genommener Standpunkt, wogegen man sich hin und wieder

beschwerte, wie denn ein Freund einst zu Strauß sagte: du hast gut lustig sein, wir sollen dir nur immer aufspielen! Jene Autorität, die sich ein scharfer und überlegener Geist unwillkürlich in seinen Umgebungen verschafft, machte sich auch jetzt schon durch sein practisches Geschick und seine Entschiedenheit in äußerlichen Sphären geltend. Niemand wußte so determinirt die Aufsicht über Untergebene zu führen, die Seminarordnung zu handhaben, Niemand officielle Berichte und Eingaben über difficile Punkte mit solcher Gewandtheit zu fertigen.

Inzwischen hatte er aufgehört, Vorlesungen zu halten und in verhältnißmäßig erstaunlich kurzer Zeit sein Werk über das Leben Jesu vollendet, dessen erster Band im Juli 1835 erschien. So hatte er denn die Summe seiner bisherigen Entwickelung in diesem Denkmale seines Geistes niedergelegt. Was ich bisher über das schwäbische Naturell und die Straußische Individualität gesagt habe, kann ich nun dahin zusammenfassen: der Tiefsinn des schwäbischen Geistes war in der Metaphysik enthalten, die diesem Werke zu Grunde liegt; die Kraft des Zweifels und der Kritik, verbunden mit jenem unbefangenen Realismus, der erst die Anwendung jenes Zweifels auf gegebene positive Gebiete möglich macht, entwickelte ihre ganze Fülle in der Auflösung des bloß Positiven, was die inconsequente Speculation vieler andern Schüler Hegel's mit jener Metaphysik vereinigen zu können glaubt, ohne zu bemerken, daß sie vielmehr dadurch im Principe aufgehoben wird —: so steht dieses Werk als die reichste Probe des schwäbischen Tiefsinnes zugleich und Scharfsinnes vor den Augen der Welt. Fragt man sich nun, warum denn im Publikum die Meisten nur den Scharfsinn, die Wenigsten den Tiefsinn bemerkten, so ist

allerdings zuzugeben, daß die Abweichung von dem urspünglichen Plane den letzteren in den Hintergrund drückte. Nach diesem Plane sollte der letzte Theil der trichotomisch angelegten Arbeit eine Reconstruction des von der Kritik Aufgelösten durch die philosophische Idee enthalten. In der Ausführung schwoll, was den zweiten Theil bilden sollte, zum Ganzen an; der erste, der bestimmt war, die biblische und kirchliche Lehre zu referiren, konnte immerhin wegfallen, da die kritische Entwickelung, indem sie das Positive stets bekämpft, es mittelbar auch darstellt und als Bekanntes überhaupt voraussetzen darf. Daß aber der dritte Theil zum bloßen Anhange, daß eben daher die speculative Rettung des kritisch Zerstörten etwas zu flüchtig und nur mit halber Liebe vorgenommen wurde, ist zwar im Namen derjenigen zu beklagen, denen die Vorkenntnisse fehlen, um die bejahende Seele der verneinenden Kritik zu erkennen, und für welche aus manchen Stellen der dritten Streitschrift, welche sich über das Herrliche der Erscheinung Christi mit Feuer aussprechen, der Schein einer Zurücknahme des Früheren entsteht, — erklärt sich aber leicht aus der Stimmung des Kritikers, dem es widerlich sein mußte, auch nur von Weitem sich den Schein zuzuziehen, als bitte er zum Schlusse für seine Kühnheit um Verzeihung. Auch so konnte man jedoch allerdings erwarten, daß der Verf. an mehreren wesentlichen Punkten die Idee, welche einen Mythus aus sich hervortrieb, vollständiger auszuführen sich Zeit genommen hätte. So entstand z. B., indem gewissen Erfindungen der Technik ein größerer Werth beigelegt wird, als Wundern, der Schein, als behaupte der Verf., daß die religiöse Phantasie, indem sie die Wundermythen bildete, den practischen Werth der Wunder pre-

mirt habe, während sie doch nur die Macht des sittlich religiösen Geistes sich in poetischer Form zur Anschauung zu bringen suchte. Strauß war müde, als er diesen Anhang ausarbeitete; aber in der That, die Geduld ist auch zu bewundern, womit er den Augiasstall der sublimsten exegetischen Absurditäten gemistet, womit er sich auf die Widerlegung der aberwitzigsten Bemühungen, offenbare Mythe als Geschichte zu retten, eingelassen hatte. Diese fast mehr als menschliche Geduld, wer hat sie anerkannt? Mit sehendem Auge ist man absichtlich blind gewesen und hat diesen unendlichen Ameisenfleiß, diesen Schweiß durchwachter Nächte, dieses redlich getreue Ausharren für Trägheit, Obenhinfahren, für den Muthwillen eines frivolen jungen Menschen erklärt. Doch behält auch die Schlußabhandlung den Werth großer Präcision bei gedrungener Kürze.

Bald darauf folgte die Entlassung; Strauß, um nicht unthätig zu sein, entschloß sich, das ihm wenigstens indirect aufgedrungene Amt eines Rectoratsverwesers am Lyceum zu Ludwigsburg zu übernehmen, verließ das Seminar und brachte bis zum Antritte der neuen Stelle noch ein paar Monate als Privatmann in Tübingen zu. Der Schlag hatte ihn schwer getroffen, er wird ihn nie verschmerzen. Wenn irgend Jemand, so hat er vermöge seiner altbürgerlich soliden Erziehung und Denkart das Bedürfniß einer festen Unterlage seiner Thätigkeit, eines öffentlichen Wirkungskreises, kurz eines Amtes; das aufgedrungene aber war seinen Neigungen, der Richtung seiner Studien, der Bestimmung seiner Kräfte zuwider. Er fühlte sich entwurzelt, jenes Ketzergefühl kam über ihn, das Gefühl, ausgestoßen, excommunicirt, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein; es ist daher sehr

unrichtig, wenn man seine Entlassung nur als eine Privation darstellt, sie hatte auf ihn die volle Wirkung einer grausamen positiven Strafe.

Strauß trat sein Amt an und verwaltete es zur ausgezeichneten Zufriedenheit der höheren Behörde. Aber in die Länge ertrug er es nicht. Der Widerspruch zwischen der Art seiner Geschäfte und den Studien, zu denen ihn Neigung und innerer Beruf zog, die Entfernung von literarischen Hilfsmitteln, der Mangel an Erholung und Zerstreuung in der menschenleeren, melancholischen Stadt, dies Alles und dazu noch jenes Gefühl des verstoßenen, verabscheuten Ketzers einem Gemüthe eingebohrt, dem Humanität, Gemeinsamkeit des Bewußtseins mit Andern, Freundschaft und Mittheilung das höchste Bedürfniß war, übte allmälig einen solchen Druck auf seinen Geist aus, daß er sich entschließen mußte, seine Lage zu verändern; er verließ im Herbste 1836 Ludwigsburg und zog nach Stuttgart. Nun ging er an die Ausarbeitung der schon länger beschlossenen Streitschriften. Daß diese offensive Defensive vielen Tadel erfahren werde, wußten er und seine Freunde wohl; von verschiedenen Seiten hörte man zum Voraus, da die Kunde von dem Unternehmen seiner Ausführung voranging, verdammende Stimmen, auch aus dem Munde Solcher, die sich übrigens den Schein der Liberalität gaben. Nun werde, hieß es, die bisher von Strauß rein wissenschaftlich gehaltene Sache in Persönlichkeiten ausarten. Hiegegen aber mußte jeder aufrichtige Freund des Rechts und der Wissenschaft sogleich mit allem Ernste sich erklären. Des Rechts: denn warum soll doch das alte Schauspiel, daß der wilde Fanatismus mit giftigen oder polternden Persönlichkeiten ungestraft die Vorkäm-

pfer der geistigen Freiheit verfolgt, sich ewig wiederholen? Von Strauß verlangen, daß er schweige, hieß nichts Anderes, als verlangen, er solle nur auf sich herumtreten lassen, wie es den Gegnern beliebe. Der Wissenschaft: denn Strauß hatte seinen Standpunkt thetisch ausgeführt, derselbe sollte nun durch Polemik gegen die abweichenden Ansichten an Begründung und Licht gewinnen. Als nun die erste Streitschrift den Dr. Steudel eben nicht schonend angriff, hieß es, nun sei ein Heruntersinken vom wissenschaftlichen Standpunkte auf den der Persönlichkeiten, wie man solches vorausgesehen, wirklich eingetreten, und man wollte von diesem Vorwurfe um so weniger abstehen, als hier ein allgemein geachteter Charakter mit allen Waffen eines kräftigen, offenen Hasses angegriffen war. Hier kommt es, will man richtig urtheilen, darauf an, zwischen erlaubten und unerlaubten Persönlichkeiten so zu unterscheiden, wie es Strauß selbst in der Vorrede zur ersten und in der zweiten Streitschrift (S. 95 ff.) gethan hat. Die unerlaubte, niederträchtige Persönlichkeit besteht in Seitenhieben auf das Privatleben des Gegners, auf sein Herz, auf sein sittliches Verhalten überhaupt: solche Persönlichkeiten hat sich gegen Strauß die Mehrzahl seiner Gegner erlaubt. Wenn nun der so Angegriffene dem Gegner nicht nur die Schwäche seiner wissenschaftlichen Gründe, sondern eben diese Persönlichkeiten, die er einmengte, im Tone gerechter Entrüstung vorwirft, so kann man dies um so mehr, als auch die wissenschaftlichen Gründe, die der Gegner braucht, dessen Persönlichkeit charakterisiren, eine persönliche Kritik nennen, aber keine im unedlen und unerlaubten Sinne. Einen Ton hat jede Schrift; in jeder spielt neben dem Wissenschaftlichen etwas Subjectives her; eine ganz unper-

sönliche Gegenschrift ist daher etwas, was weder existiren kann noch soll. Oder war denn Lessing gegen den Herrn Pastor Göze nicht persönlich? Und wer freut sich nicht über diese Persönlichkeit? Es ist wahr, Steudel war ein höchst achtungswerther Mann, aber in Religionssachen verdunkelte der Fanatismus der Zionswächterei vorübergehend seinen Charakter, so daß jeder Freund des rechtschaffenen Mannes wünschen mußte, daß Fremde nicht aus diesen Zügen sein Charakterbild sich zusammensetzen. Seinem Einflusse schrieb Strauß die tiefste Wunde zu, die ihm geschlagen worden, seine Entlassung, und haßte ihn mit jener ganzen Entschiedenheit, die starke Naturen im Hasse, wie in der Liebe zeigen, und mit welcher einst Luther gegen den König von England in einer ganz ähnlichen Streitsache so göttlich grob gewesen ist. Dennoch ist in dieser trefflichen Streitschrift, worin Strauß ein neues Talent entwickelte, das der geflügelten Polemik, die Hände und Füße hat, nicht ein Jota von Persönlichkeiten im unerlaubten Sinne zu lesen; nicht die rein moralische, sondern die wissenschaftliche Persönlichkeit Steudel's, sofern in ihr allerdings auch moralische Mängel sich zeigen, ward zermalmt.

Auch an Eschenmayer, meinte man, habe sich Strauß versündigt, als er in der zweiten Streitschrift sein Altweibergeträtsche und den boshaften Galimathias seiner Ignoranz in ihrer Blöße an den Pranger stelle. Der ehrwürdige Eschenmayer! Er war so lange ehrwürdig gewesen! Im Ernste: nur dies könnte man sich einen Augenblick fragen, ob es sich denn auch der Mühe gelohnt habe, über einen solchen Gegner den leichten Sieg zu feiern. Allein so wenig Wirkung ein solches Geschrei haben mag, so ist es doch von Polizei wegen nöthig, daß man bisweilen abstrafe;

der Unfug, wenn auch ungefährlich, soll nicht geduldet werden. Ungleich wichtiger war die Kritik Menzel's. Hier galt es, einen Standpunkt in seiner Richtigkeit aufzuweisen, der das Schöne geradezu im Principe zerstören würde, wenn er Geltung gewönne, und der durch einen Schein von Wahrheit, durch den er Unmündige bestach, wirklich gefährlich war; es galt, das wahre Verhältniß zwischen dem Guten und Schönen festzustellen, dessen Auffassung dieser Kritiker dadurch ganz verrückt hatte, daß er moralische Maßstäbe directe auf Producte der Kunst und Poesie anwandte, und indem er verkannte, daß das Gute im Schönen als ein aufgehobenes Moment vornherein enthalten ist, die Selbstständigkeit des Schönen geradezu aufhob, eben damit aber auch des Guten; denn wenn dieses sich nur dadurch soll erhalten können, daß es als solches ausdrücklich und unmittelbar, d. h. namentlich als Gegensatz und Kampf gegen die Entfaltung des Sinnlichen, sich geltend macht, so sind wir in eine formalistische Moral zurückgeworfen, auf die moralische Weltanschauung, deren Widersprüche und Heuchelei Hegel Ein für alle Mal aufgedeckt hat. Hiemit hing unmittelbar ein weiteres zeitgeschichtliches Interesse zusammen. Menzel hauste mit seinem Ideenkreise in dem Principe der naiven Sittlichkeit des Mittelalters, in welcher die Subjektivität, einfach und instinctmäßig mit dem Glauben und der Sitte der Väter verwachsen, nicht zu ihrem vollen Rechte kam. Freilich derselbe Menzel hatte früher gegen moralische Pedanterie, Prüderie u. s. w. gepredigt, ja er hatte Wieland, den wirklich frivolen Wieland, dessen Gelüste es war, die Bestrebungen der Tugend im Kampfe mit der Sinnlichkeit graziös unterliegen zu lassen, und dem daher das Ideal (des Schönen und eben daher

des Guten) geradezu abzusprechen ist, in Vordergrund gestellt, während er Göthe, der stets von einem affirmativen Verhältnisse des Geistigen und Sinnlichen, also auch vom Principe wahrer Sittlichkeit ausgeht, verlästerte. Schon dies war ein Beweis, daß hier nicht einfacher Irrthum, nicht die ehrliche Zeitenverwechselung eines substantiellen Charakters zu bekämpfen war. Nahm man aber vollends die Brutalität der Ignoranz hinzu, mit welcher Menzel auf den verschiedensten Gebieten, namentlich dem philosophischen, das Pathos seiner abgerissenen fixen Ideen herausstieß und, was ihm in den Weg kam, nach seinen fertig liegenden, unflüssigen, allem Begriffe einer Entwickelung total fremden Maximen übers Knie abbrach, erwog man, daß Menzel seine eigene, aller Welt offenbare Ignoranz in diesen Gebieten nothwendig wissen mußte, daß er es z. B. wissen mußte, ob er das Leben Jesu, ehe er darüber aburtheilte, gelesen habe oder nicht, daß hiemit also, indem er ein Urtheil, wie es nur der aufstellen kann, der es nicht gelesen hat, mit der Miene aussprach, als hätte er es gelesen, sein Verfahren das eines frechen Lügners zu nennen war: so lag hier offenbar ein Unfug vor, der nicht länger geduldet werden konnte. Menzel hat Witz und Talent, dem ermüdend langweiligen Einerlei seiner monoton wiederholten starren Grundsätze hatte er durch witzige Wendungen im Einzelnen eine gewisse Abwechselung gegeben und dadurch die Schwachen um so mehr bestochen, als sein neuester Kampf gegen gewisse Tendenzen in der Literatur den vollen Schein des Rechts hatte; denn es galt allerdings, die unwürdigen Propheten einer in sich und ihrem wohlverstandenen Principe ganz wahren und guten Sache in ihrer Blöße hinzustellen. Aber Menzel schüttete natürlich das Kind

mit dem Bade aus und verlor sich in einen Schmutz von Persönlichkeiten, der, von den Gegnern ebenso heimgegeben, eine Schandscene in unserer Literatur herbeiführte, die ihres Gleichen sucht. Jene gute Sache ist das tiefere Bewußtsein seiner Freiheit, das der moderne Geist sich zu geben ringt, das Princip des Fortschrittes. Für dieses auch auf anderem, als dem theologischen Gebiete gegen den verstocktesten Stabilismus zu kämpfen, war eine der Stellung, welche Strauß einnimmt, vollkommen entsprechende Aufgabe. Es war Zeit, das Schwerdt des Geistes gegen den frechsten Gegner zu ziehen, Strauß zog es, that einen guten Schwabenstreich und hieb durch bis auf den Sattelknopf. Seine Streitschrift gegen Menzel ist durch die gewissenhafte Gründlichkeit im Bunde mit der geflügelten Gedanken- und Sprachbewegung Lessings ein Meisterwerk neuerer Polemik. Der Gegner wird Schritt für Schritt durch alle Kanäle, die er sich gegraben, unerbittlich weiter getrieben, bis er endlich in den Abgrund seiner Nichtigkeit versinkt. Wir verwunderten uns über die Lauheit, mit der diese treffliche Streitschrift aufgenommen wurde. Namentlich aus Norddeutschland hatte man sich von allen den Geistern, die dem Principe der Freiheit und Bewegung zugethan sind, freudigen und baldigen Gruß versprochen, aber nach langem Schweigen ließen sich wenige, vereinzelte Stimmen hören. Die Schrift wird auch, abgesehen von ihrem Zeitinteresse, für die Aesthetik als Wissenschaft eine Fundgrube vortrefflicher Bemerkungen bleiben. Das poetische Talent, mit welchem Strauß ausgestattet ist, mußte, da seine Natur sich für die Speculation entschied, naturgemäß aus der Frische der Production auf das philosophische Interesse für die Erscheinungen auf diesem Gebiete sich zurückziehen, wie es denn im Cha-

rakter unserer Zeit liegt, daß, während in einem vorzugsweise künstlerisch und poetisch gestimmten Zeitalter nicht nur die Genies, sondern auch die bloßen Talente es zu einem Reichthum von Production bringen, ein reflectirendes, wie das unsrige, die blosen ästhetischen Talente mehr und mehr der Production entzieht und auf die Seite der Reflexion über das Produciren herübernöthigt. Wie umfassend und gründlich jenes Interesse bei Strauß ist, beweist jene Streitschrift. Die ächte Humanität, welche die Freunde in seiner Persönlichkeit lieben, und welche auch einzelne Härten und Schroffheiten in seinem Charakter mit schnell wirkender Heilkraft zur Harmonie und Versöhnung zurücklenkt, hat ihre schönste Nahrung aus jenem Interesse gezogen.

Nur ein paar Worte noch über die Art, wie Menzel den Angriff aufnahm. Auf den eigentlichen Streitpunkt ging er gar nicht ein, die theologische Angelegenheit seines Gegners nannte er mit erkünstelter Verachtung einen Handel, seine groben Irrthümer über die eigentliche Stellung und Absicht des Straußischen Werkes, das er mit völliger Unkenntniß sowohl der zu Grund liegenden Metaphysik, als auch der ganzen Ausführung zum platten Rationalismus rechnet, wiederholte er in noch roherer Sprache, und endlich brauchte er den unreinen Kunstgriff, die Tendenzen des Feindes mit den frivolen des jungen Deutschlands zusammenzuwerfen. Schon bei dem ersten Ausfalle gegen Strauß hatte er sich diese Wendung erlaubt, er hatte gesagt, man ziehe jezt nicht mehr bloß gegen das Wunderbare in den Erzählungen der h. Schrift zu Felde, sondern suche sogar die rein sittliche Grundlage des Christenthums zu demoliren, und in diesem Zusammenhange war er unmittelbar auf das Leben Jesu von Strauß übergegangen. Ei-

nen triftigeren Beleg für den Abscheu, den ich gegen diesen Mann auszusprechen für meine Pflicht hielt, wird Niemand erwarten. Nachdem nun Strauß in seiner Streitschrift selbst bestimmt hatte, inwieweit er den Tendenzen moderner Schriftsteller beipflichte, nachdem aus den trefflichen Stellen über diesen Punkt (namentlich S. 185) leichtlich zu ersehen war, in welchem Sinne Strauß eine Zusammenstellung mit der neuen Bewegung keineswegs, in welchem aber allerdings ablehne, — was that Menzel? Er sagte, Strauß habe sich immer noch nicht erklärt, ob er nicht mit dem jungen Deutschland conspirire, er müsse sich also gefallen lassen, so lange dies nicht geschehen sei, zu jenen Unreinen gezählt zu werden. Eine Menzel's ganz würdige Taktik, die durch die Bemerkung über einige von Strauß gebrauchte Ausdrücke (die Menzel nach Tholuck, der sie bereits entstellt und verkehrt gedeutet hatte, citirt), daß dieselben auf eine Gemeinheit der Gesinnung schließen lassen, der man wahrscheinlich noch mehr zu verzeihen habe, — weg von diesem Bilde der Schmach!

Die bedeutendste der bisher erschienenen Streitschriften ist jedoch unläugbar die dritte, namentlich in demjenigen Theile, worin sich Strauß über seine Stellung zur Hegel'schen Schule ausspricht; denn hier wird auf das Princip, auf den Sitz der ganzen Frage, auf den Begriff des Verhältnisses zwischen der Idee und der Wirklichkeit eingegangen und hierdurch das Mangelhafte der Schlußabhandlung im Leben Jesu ergänzt. Nachdem ich in dieser Charakteristik unumwunden ausgesprochen habe, wie ich dieser Auffassung oder Weiterbildung des Hegel'schen Princips mit der innigsten Ueberzeugung beipflichte, habe ich hierüber nichts Weiteres zu sagen, denn es ist nicht dieses Orts, die Sache wissenschaftlich

zu untersuchen. Der Controverspunkt ist nun durch diese Streitschrift in seiner Schärfe hingestellt, und die speculative Theologie mag die Controverse fortführen und beendigen. Ich ziehe den Gesammtinhalt dieser Charakteristik in die Bemerkung zusammen, daß hier das Naturell der schwäbischen Intelligenz, durch die Persönlichkeit, die ich zu charakterisiren versuchte, repräsentirt in seiner Differenz vom Norddeutschen, das nach meiner Meinung bei seinen übrigen großen Vorzügen in diesen Dingen zum Formalismus hinneigt, sich auf eine Weise ausgesprochen hat, welche sowohl für die Wissenschaft, als für den geistigen Austausch zwischen Süden und Norden von den fruchtbarsten Folgen sein kann.

Ich wünsche zum Schlusse, den Verf. des Lebens Jesu besser getroffen zu haben, als das Portrait, das in der Europa erschien. Die unteren Partien des Kopfes sind zu breit und fleischig gerathen, wodurch die oberen, namentlich das große dunkle Auge, das den ganzen Kopf beherrscht und eine entschiedene Präponderanz des Geistigen ausspricht, viel zu sehr zurücktreten. Der ganze Kopf hat dadurch ein ältliches und philisterhaftes Aussehen bekommen, der Kopf eines Mannes, der wahrlich nicht zu den Philistern zu zählen ist.

Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

(Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft u. Kunst, Jahrg. 1841, Nr. 65 ff.)

I. Lage der Sache.

Unsere Zeit rückt einer Krisis des kirchlichen Lebens durch die steigende Spannung zwischen der modernen Wissenschaft und der Volksreligion oder richtiger den Anstrengungen der Gelehrten, so wie der Staats- und Kirchendiener, die leztere auch im Bewußtsein der Gebildeten zu retten, mit starken Schritten näher. Die züricher Auftritte waren der erste Vorbote und seitdem bricht da und dort der Zündstoff in kleinen, doch bedenklichen Flammen aus. Auf unserer Universität rief die Erledigung eines Lehrstuhls der Dogmatik durch Abgang des Prof. Dorner schon bei der ersten Besetzung lebhafte Discussionen im Senate hervor. Diaconus Märklin, dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zugethan, bekannt durch seine Darstellung und Kritik des modernen Pietismus, war im Vorschlag, hatte aber nicht nur die Anhänger des Kirchenglaubens, sondern auch mehrere über Religionserkenntniß ganz liberal denkende Männer gegen sich, welche den exoterischen Grund geltend machten, daß durch die Wahl eines Mannes, der so eben in seiner Schrift über den Pietismus mit diesem zu-

gleich den Kirchenglauben als eine unreine und widersprechende Mischung von Ideen und mythischen Zuthaten hingestellt hatte, das Volk beunruhigt, und dadurch das Mißfallen der Regierung erregt werden würde. Man kannte den freisinnigen Geist unserer Regierung, aber man befürchtete züricher Scenen, und sie selbst schien solche Besorgnisse zu hegen. Die leztere ergriff den Ausweg, dem Prof. Dr. Elwert, der wegen angegriffener Gesundheit von Zürich seine Entlassung genommen und eine Pfarrei in Würtemberg bezogen hatte, einem Manne von der gemäßigten mittleren Partei, die Stelle anzutragen. Er wollte, da seine Gesundheit noch nicht hergestellt war, nicht eingehen, auf wiederholtes Zureden jedoch gab er nach und bezog die Universität. Bald zeigte sich, daß seine physischen Kräfte der neuen Anstrengung nicht gewachsen waren, und die Vorlesung über Dogmatik wurde für das gegenwärtige Semester dem Privatdocenten Dr. Zeller, einem unserer talentvollsten jungen Männer, rühmlich bekannt durch seine Schrift: „Platonische Studien,“ übertragen.

Aber nun hebt die Noth von vorn wieder an. Zeller liest im Sinne der modernen Theologie, und so gehalten und würdig er seine Ueberzeugung vorträgt, so friedliebend er jeden Anknüpfungspunkt zur Versöhnung des Glaubens und Wissens ergreift, es konnte nicht fehlen, daß die unzusammenhängende Kunde von diesen Vorträgen, die in's Publicum drang, alle diejenigen, welche nur die destructive Seite der modernen Religionsphilosophie erkennen, in nicht geringe Verstimmung setzte. Aber nicht nur diese; viele Männer, welche Freiheit des Gedankens achten, und sogar nicht abgeneigt sind, dem Inhalte der jetzigen Theologie selbst, so weit er Laien bekannt ist, Wahrheit zuzugestehen, sind durch ver-

worrene Berichte über diese Vorlesung beunruhigt. So lange es ein freies, wissenschaftliches Denken gab, sagen sie, fand eine Differenz zwischen der Dogmatik der Theologen und dem Volksglauben statt, aber niemals hat man darum die Indiscretion begangen, diese esoterischen Abweichungen von dem öffentlich Geltenden ohne Hehl systematisch auf ganze Generationen von künftigen Geistlichen überzutragen. Der Lehrstuhl ist von Kirche und Staat für die kirchliche Dogmatik gegründet; man besteige ihn, wie man auch für seine Person denken mag, nicht, um sie zu destruiren. Wer von den jungen Theologen ein Bedürfniß hat, sich vom Kirchenglauben zu emancipiren, dem überlasse man, sich innerlich selbstständig die abweichende Ansicht zu bilden und eine Vermittlung derselben mit dem Glauben der Gemeinde auf die schonendste Weise zu versuchen, nicht aber schütte man unmittelbar das Ganze einer unkirchlichen Theologie vor einer Schaar von Jünglingen aus, die bald als eben so viele Apostel der neuen Lehre zu den Gemeinden ausgehen werden, um von der Kanzel herab so unvorsichtig, wie ihr akademischer Meister vom Lehrstuhl, zu predigen, was die Gemüther beunruhigt, die nun einmal ohne den historischen Glauben nicht bestehen können. So war es nicht in der guten alten Zeit; es gab Rationalisten, es gab Kantianer, Reinholdianer u. s. w., aber man predigte den Widerspruch gegen die symbolische Lehre nicht von den Dächern.

Dr. Elwert wurde veranlaßt, in Bälde zu erklären, ob er sich der Beibehaltung seines Amtes gewachsen fühle; er hat bereits verneinend geantwortet. Dem Privatdocenten Zeller ist die Dogmatik durch Consens des Ministeriums zu dem Vorschlage des Senats einmal übertragen; die Frage, ob er für die Lehrstelle in Vor-

schlag zu bringen sei, ist dadurch von selbst gegeben, und es läßt sich eine sehr schwierige Verhandlung im Senate leicht vorhersehen. Fällt, wie sich erwarten läßt, die Mehrzahl der Stimmen gegen ihn aus, so ist dadurch der Verlegenheit noch lange nicht abgeholfen. Ein Anderer ist vorzuschlagen. Thatsache ist es, daß die talentvollsten Köpfe unserer theologischen Jugend dem modernen Standpunkte des Gedankens zugethan sind. Diesem Kerne steht eine nicht dünne Partei von pietistisch oder wenigstens zelotisch Gesinnten gegenüber, in welcher sich ebenfalls junge Leute von nicht geringen Kenntnissen und Gaben befinden, hingerissen von dem halben Tiefsinn, der Entschlossenheit, der Compactheit, der Phantasie, die in dieser Gestalt des Bewußtseins liegen. Die zahme Mitte aber zwischen dem freien Denken und dem gebundenen, die den Pelz wäscht und nicht naß macht, hat sich die Masse der gewöhnlichen Intelligenzen vorbehalten, die wegen unzureichender Begabung nicht zu akademischen Lehrern berufen werden können. Es ist vielfach bemerkt und begreift sich leicht, daß neuerdings eine scharfe chemische Scheidung in die theologische Welt eingetreten ist. Einst gab es Rationalisten, Supranaturalisten, rationale Supranaturalisten, streng Orthodoxe, biblische Theologen, Pietisten, Mystiker, und zwischen Allen, so entbrannt sie sich auch zu Zeiten befehden mochten, friedliche Verträge. Denn keine dieser Parteien hatte die Consequenz des eigenen Princips mit Schärfe durchschaut. Jetzt ist der ganze Gedanke gekommen, und hat nicht Frieden gebracht, sondern das Schwert, zu scheiden. Es giebt nur noch Mythiker (man erlaube das Wort, da noch kein anderes für den modernen Standpunkt eingeführt ist) und Pietisten (gleichviel, ob sie Stunden besuchen oder nicht). Mittelwesen existiren, aber le-

den nicht. Ehrenwerthe gemäßigte Männer aus älteren Generationen will ich mit diesem Worte nicht beleidigen; wessen Jugend unter großen Kämpfen aufwächst, an den macht man andere Forderungen, als an den, der den Geist einer vergangenen Zeit mit der Muttermilch eingesogen hat, und den der Frühling des Gedankens schon als fertigen Mann fand; ein Anderer ist, wer mit jungen Kräften am Tage der Hauptschlacht unentschlossen zurückbleibt, als wer nach ehrenvollen Vortreffen müde ist am Tage der Entscheidung. Man hat Märklin vorgeworfen, daß er Pietismus und Kirchenglauben zusammenschütte. Aber man muß die Religion der unbefangenen Volksmasse von der Religion der Secten und von der Theologie unterscheiden. Der harmlose gemeine Mann kann heute wie immer kirchengläubig sein, ohne in Pietismus zu verfallen. Das läugnet auch Märklin nicht, denn er weist den Fanatismus als wesentliches Unterscheidungsmerkmal nach. Aber wer nicht harmlos glaubt, sondern piquirt glaubt, wie die Sectirer, oder dogmatisch, wie die Theologen, der kann jetzt nicht mehr stehen ohne das Interesse des Fanatismus. Sonst war es anders; man hielt ein Stück oder einige von der symbolischen Lehre fest und wickelte sie vergnüglich in einen oder einige Bogen Philosophie oder Vernunft u. dgl., denn das zerfloß in's Unklare, ob vernünftiges Denken gerade Philosophie sein und auf ein Ganzes dringen müsse. Jetzt hat der Gedanke seine Consequenzen eingesehen und kühn gestanden, er hat gerufen: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich! Dadurch ist die Scheidung gekommen und sind Alle, die in einem Stück oder im Ganzen das Stoffartige der Vorstellung in ihrem Geiste zu ertragen fähig sind, in's Lager des Glaubens gegangen, und der gemeinsame Feind hat die Zerstreuten durch das

Interesse der Opposition, durch den Zorn der Negation, mag er im Einen milder, im Andern wilder brennen, zu einem eifrigen Heere verbunden, dessen Eifer eben hiedurch ein fanatischer ist. So schlummerte einst der Protestantismus in den Lenden des Katholicismus, er begann hervorzutreten, brach stellenweise durch, und man hielt Verträge für möglich, aber der neue Glaube wurde consequent, die Scheidung kam, und die alte Mutter haßte fanatisch den Sohn.

Was also thun? Aus der vaterländischen Jugend einen Lehrer wählen, der dem einen oder dem andern Lager angehört? Man will aber „keine Extreme.“ So drückt man es aus. Aber die wahre Vermittlung ist eben das, was man als eines der Extreme ansieht. Die Extreme sind subjectiver Idealismus der sogenannten reinen Vernunftlehre und objectiver Realismus des kirchlichen Glaubens. Die Vermittlung, d. h. die wahre, welche die Extreme vertilgt und, was beide Wahres haben, in sich zu höherer Einheit verbindet, ist die speculative Theologie. Aber darüber werden eben die Extreme bitter böse, wenn man so, sprichwörtlich zu reden, den Einen nimmt und den Andern mit herumschlägt; sie machen gemeinschaftliche Sache, und der wahre Vermittler erscheint als das andere Extrem. Was man dagegen jetzt Vermittlung nennt, ist entweder vielmehr gar keine irgend einer Art, sondern eben selbst nur wissenschaftlich vermummter Fanatismus, oder wenn eine Mitte, so ist es die der Schwäche, nämlich des Eklekticismus, der die Kunst versteht und die beneidenswerthe Geduld hat, Katze und Maus in Einem Käfig aufzuziehen. Doch das giebt die Welt nicht zu, also zur Sache zurück. Gut; also im Auslande einen Lehrer suchen? — Wen?

Da ist es ja nicht anders. Aber es giebt ja doch noch Männer der guten gemäßigten Schule. Gesetzt, es findet sich ein Solcher, über dessen Wahl man sich vereinigen könnte, was wird seine Stellung zur akademischen Jugend sein? Es wird zwischen dem Lehrer und dem Kerne der Zuhörer ein Jahrhundert liegen. Die den feurigen Wein der jungen Zeit gekostet haben, sie werden das zusammengeschüttete und in säuerliche Gährung übergegangene Getränk früherer Fehljahre nicht ertragen können. Mancher mag zu schnell getrunken haben; wenn der junge Wein brauset, giebt es Trunkene; soll man darum die Gottesgabe verbannen? Nein, man soll lehren, sie mit Verstand trinken. Kann das ein Lehrer, der sie ganz vorenthält? Da ist der üble Punkt. Von keinem weisen Manne geleitet wird die Jugend den verpönten Trank heimlich hinuntergießen und betrunken auf den Markt stürzen, um dem Volke von dieser Nahrung auf eine Weise vorzulallen, die für die Unmündigen Gift ist. Der reife Geist des Lehrers hätte sie unterwiesen, dies gefährliche neue Werkzeug handzuhaben, und schonend jeden Rest der Vermittlung mit dem Volksbewußtsein festzuhalten. Aber, höre ich einwenden, nicht verpönt, nicht durch Machtspruch verboten soll diese jetzige Philosophie sein; der neue Lehrer wird auf sie eingehen, sie widerlegen. Wenn man aber das kann, warum hat es denn noch Niemand gethan? Wenn irgendwo Jemand lebt, der das in petto hat, wie man die neue Irrlehre so geschwind widerlegt, warum hat er es nicht verlauten lassen? Oder soll für Widerlegung gelten, was bis jetzt erschienen ist? Ich meine, die Jugend habe ein Recht, zu erwarten, daß sie in ihrem Lehrer den Standpunkt vertreten sehe, welchen nach zwei Jahrtausenden, als den für unsere Zeit erkennbar voll-

kommensten, die Religionserkenntniß erstiegen hat. „Das hat man zu Kant's, Fichte's, Schelling's Zeit auch gemeint; es ist eine neue Mode, sie wird verschwinden, wie jene.“ Aber was ihr für euch anführt, das stimmt ja eben für mich. Der sogenannte Wechsel der Systeme ist jedesmal nur ein Beweis, daß ihr das vorhergehende nicht zu tödten gewußt habt. Weil ihr Spinoza, weil ihr Kant nicht todt zu machen wußtet, so stehen sie immer auf's Neue auf, und die Geister wachsen am Ende so an, daß sie euch erdrücken. Und meint nur nicht, daß ein frischer und entschiedener Mensch sich im Geringsten bange machen lasse durch die unfehlbare Gewißheit, daß auch die jetzige Geistesgestalt eine vorübergehende sein, daß die Zukunft neue, vollkommenere Verwandlungen bringen müsse. Der Lebende hat Recht; die Zukunft kennen wir nicht; wir sind an das gewiesen, was bis jetzt erreicht ist, was bis heute als die höchste Leistung, die ihr möglich war, auf den Schultern der Vorzeit die Zeit zu erringen vermochte. So lange es offene Köpfe gab und starke Menschen, haben sie ohne Scheu das Jetzt ergriffen, haben sie in der Wissenschaft dem neuesten Systeme gehuldigt. Und die Anderen, die das nicht wagten, was haben sie erzielt? Sich außer der Mode-Philosophie erhalten! Machen Sie mir, Schneider, einen Rock, aber nicht nach der jetzigen Mode; ich will die Mode nicht mitmachen. So bringt er mir einen Rock, der ist aber nicht über und außer der Mode (giebt es denn einen Rock an sich?), sondern er ist auch nach einer, nur nach einer alten, und ich habe gewonnen, daß ich die Mode des verwichenen Jahrzehnds an meinem Leibe als meine Mode aufstelle, was ja lächerlich ist und in sich widersprechend, denn ich trage einen neuen alten Rock. Das

Beispiel ist höchst unwürdig, ich rede die Sprache und in dem Bilderkreise der Gegner.

Aber die Gefahr! die Gefahr! Diese Jünglinge sollen auf die Kanzel! Wohin soll es mit der Kirche kommen? Hier sind wir denn am Sitze der Frage.

II. Reflexion.

Was ist denn überhaupt die Stellung der Wissenschaft zum Leben? Will sie unmittelbar aus ihrer Begriffswelt in dieses eingreifen, um es zu reformiren? Diejenigen Zweige der Wissenschaft haben allerdings diese Absicht, die sich unmittelbar mit einem bestimmten empirischen Stoffe beschäftigen, wie Medicin, Rechts- und Staatswissenschaft. Zwar auch sie haben einen esoterischen Theil, die erste den Begriff des Organismus als höchstes Product der Natur, die beiden andern die Idee des Staats. Dies ist die leitende Seele, die der verworrenen oder formalistisch redigirten Masse der historischen Kenntnisse, der unmittelbar empirisch anwendbaren Sätze und Erfahrungen eine letzte innere Einheit giebt. In der Anwendung selbst aber wird diese höchste Idee nur in seltenen Fällen direct hervortreten können. Denn abgesehen davon, daß der Handelnde selbst, bei einem gewöhnlichen Maße von Intelligenz, es schwerlich immer vermag, den vorliegenden Stoff mit seinem Ballast historischer und anderer scheinbar zufälliger Bedingungen unter den Begriff zu subsumiren, wird sich in den meisten Fällen schon die Natur des Stoffs gegen ein Geltendmachen der letzten und tiefsten Gründe sträuben. Z. B. es handelt sich um ein Strafgesetzbuch; welch' schlechten Beifall pflegen bei der Debatte über die obersten Grundsätze, nach denen

die einzelnen Gesetze bestimmt werden sollen, Redner zu finden, die nicht allerhand exoterische Standpunkte, sondern den wahren Begriff des Verbrechens und der Strafe geltend zu machen suchen! Wie wenige Kranke könnten es ertragen, wenn ihnen der Arzt Rechenschaft geben wollte über die Natur des Organismus, den Zustand der ihrigen, sein Heilverfahren! Vielmehr täuschen muß er sie oft genug, nicht nur im Dunkel lassen, um ihnen nicht Grauen zu erregen und dadurch seine Cur zu stören. Unter den Wissenschaften, die sich geradezu mit dem Höchsten beschäftigen, scheint die Theologie die Stellung der eben genannten Disciplinen zum Leben, die unmittelbar praktische Bestimmung nämlich, zu theilen, da ihre Schüler bestimmt sind, in der geistlichen Erziehung des Volks sofort in Anwendung zu bringen, was sie erlernt haben. Worin besteht nun aber diese Anwendung? Soll der Stoff des Glaubens im Bewußtsein des Geistlichen und der Gemeinde ganz derselbe sein und die Thätigkeit des ersteren etwa nur darin bestehen, daß er ihn stets neu beleuchtet und an's Herz legt? Man giebt etwa zu, er müsse eine vollständigere Kenntniß seines Umfangs, klarere Einsicht in seine Gründe, seinen Zusammenhang, seine Consequenzen haben, und wie sonst diese unklaren Comparative lauten mögen. Aber schon damit ist eingeräumt, daß der Stoff in seinem Bewußtsein nicht ganz derselbe ist; hat er eine „klarere" Einsicht in seine Gründe u. s. w., so hat sich ihm bereits auch der Inhalt in einen andern verwandelt. Nur wer die wunderbare Gabe hat, sich einzubilden, daß in geistigen Dingen eine Thätigkeit in Beziehung auf einen bestimmten Inhalt denkbar sei, die um ihn herumgehe, seine Außenwerke verändere u. s. w., ohne daß dadurch das Innere der Sache irgendwie be-

rührt werde, wie man ein Buch neu einbindet, wird das glauben können. Ein rationell gestützter und entwickelter Glaube ist schon kein reiner Glaube mehr. Damit ist zwischen Volk und Volkslehrer schon ein specifischer Unterschied des Bewußtseins eingetreten, mag dieser sich dessen bewußt sein oder nicht. Nun haben wir aber noch gar nicht in Berechnung genommen, daß das theologische Studium in die Länge unmöglich den Einflüssen nicht bloß des begründenden Verstandes überhaupt, sondern auch der eigentlichen Philosophie sich entziehen konnte, wie ja dies gemäß ihrem Verhältniß zu einer Wissenschaft, mit der sie den wichtigsten Theil ihres Inhalts gemein hat, gar nicht anders sein konnte.

Die Philosophie, dies Gehirn und Rückenmark aller akademischen Studien, ist es nun, deren Stellung zum Leben überhaupt zu betrachten ist, um in unserer Sache Licht zu bekommen. Sie will das Sein, was vor ihr und ohne sie da ist, in ein Wissen verwandeln. Die Vernunft, dieselbe, die in der Natur bewußtlos, in der Menschenwelt mit einem Bewußtsein, aber einem unvollkommenen, dunkel suchenden und über Princip und Ziel unklaren, baut und wirkt, will in ihr mit vollem Bewußtsein sich die Anschauung ihrer selbst geben. Die Welt kann am Ende ohne Philosophen bestehen, und hat sie nie leiden können. Sie fristet ihr Leben hinreichend in dem Dämmerscheine zwischen dem dunkeln Wahrheitstriebe mit seinem gefälligeren Bruder, dem Irrthum, und den vereinzelten, gebrochenen Strahlen wirklichen Wissens, die man Maximen, Grundsäze, Blicke in u. s. w. nennt, und braucht sie je zuweilen eine hellere Leuchte, so trägt sie der Genius, der Held oder Dichter, dem auch ein Instinct,

obwohl ein höherer und vom Gotte gegebener, den Weg weist. Ist aber dem Philosophen wirklich ein Raum gegönnt, zu bauen, zu wirken, zu erziehen: darf er denn jemals mit der Thür in's Haus fallen? Muß er mit seinem Besten und Klarsten nicht hinter dem Berge halten und ironisch verfahren, wie Sokrates? Darf er denn auf dem Markt stehen und schreien: eure Welt steht auf dem Kopfe, der gemeine Verstand sieht die Dinge verkehrt? Muß er sich nicht vielmehr den Schein geben, als sei er Eines Glaubens mit der Welt, und langsam, unvermerkt aus dem Irrthum die Wahrheit entbinden? Ich rede nicht von dem Gebiete der Wissenschaft, da muß Freiheit sein und unumwundene Aufrichtigkeit; sondern von irgend einem praktischen Eingreifen. Wer ein Kind erzieht, muß ihm doch gewiß viel verschweigen, ja er muß es in manchen Dingen wirklich täuschen; der Philosoph kann aber der Menschheit alle Ehre geben, ganz demüthig seine Schranken anerkennen, dabei bleibt gegenüber seinem Denken über die letzten Gründe, diesem höchsten Thun des Geistes, der Nichtphilosoph immer ein Kind, ein Unmündiger, man sage, was man will. Man spreche mir nur nichts von Uebermuth, ich könnte sonst von der Frechheit etwas sagen, über die Philosophie reden zu wollen, ohne sie systematisch in ihrer ganzen Entwicklung studirt zu haben. Es kann sich sogar treffen, daß ein Philosoph im Praktischen wie ein Kind ist, und jenes Verhältniß bleibt doch dasselbe. Die Gabe der Application, der Vermittlung zwischen dem reinen Denken und dem Leben ist eine persönliche, und darf dem Theologen allerdings so wenig, als jedem zu einer bestimmten Lebensthätigkeit Berufenen fehlen.

Um nun auf die Theologie zurückzukommen, so muß ich als anerkannt voraussetzen, daß die Zeit gekommen ist, wo diese sich einer bis in's Mark eindringenden Sättigung mit der Philosophie nicht länger erwehren kann, wo man endlich einsehen muß, daß es nicht zwei Wahrheiten giebt, eine natürliche und eine geoffenbarte. Ich bin es ja nicht, der es behauptet, sondern die Geschichte. Wer mit ihr streiten mag, den beneide ich nicht um seine Siege. Der Theolog nun als Philosoph will zunächst offenbar nichts Anderes, als was die Philosophie an sich will: in's Licht des Gedankens erheben, was ohne ihn da ist. Sein Gegenstand ist der religiöse Volksglaube, er wandelt ihn in ein Wissen, das ist sein geistiges Bedürfniß. Wem der Glaube als Glaube genügt, wer das Wissen nicht will, nicht ertragen kann, dem will er es nicht aufdrängen, dem läßt er den Glauben. Aber wie? Er hat ja eine ganz andere Aufgabe, als der Philosoph; er soll ja nicht in dieser abstracten Einsamkeit sich abschließen, er soll lehren, erbauen, er steht mit seinem Wissen zu dem Glauben der Masse in einem gegebenen praktischen Verhältnisse. Jetzt könnten wir einfach sagen, er läßt der Masse den Glauben, für sich behält er das Wissen, und sucht, daß so viele Strahlen des letzteren in den ersteren eindringen, als möglich ist, ohne seine Natur aufzuheben. Er sucht den todten Glauben zum inneren Leben in den Gemüthern zu gestalten, das ist auch Philosophie, das ist die Form, in welcher er ihm das Stoffartige nehmen kann, ohne ihn zu dem Uebergang in eigentliche Philosophie, wo solcher einmal nicht möglich ist, zu nöthigen; nur sagt er es nicht heraus, daß die Wahrheit gar nicht im Stoffe liegt, sondern er läßt dem vorstellenden Bewußtsein die Meinung, daß ihm Beides

bleibe, der Stoff als Wahrheit und die Umwandlung desselben in inneres Leben. Nur damit es in seiner Verwechslung der Idee mit Stoffen nicht zu craß werde, hält er es an einem gelinden Zügel und führt es leise, unvermerkt, wo und so weit es angeht, in das Wissen, wenigstens in eine Ahnung des Wissens hinüber. Er predigt nicht: es giebt keinen Teufel, denn das Volk hat sich einmal in dieser Figur die Idee des Bösen hypostasirt; er legt ihm nur an's Herz, daß der wahre Sitz dieses Teufels im Innern eines Jeden ist. Da mag denn außerdem sich noch extra einen Teufel an die Wand malen, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht: es gab keine Wunder, er leitet nur darauf hin, daß die wahren Wunder die geistigen sind. Da mag denn außerdem noch extra glauben, daß Trauben auf Tannen wachsen können, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht: es lebte kein historisches Individuum, das von den wesentlichen Schranken der Individualität frei gewesen wäre, sondern er sagt nur:

Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

Man erklärt dieses Fürsichbehalten der Idee für Heuchelei, man behauptet, das Verhältniß zur Gemeinde sei dadurch aufgehoben. Vielmehr wahrhaft begründet ist es erst dadurch. Der Pädagog steht zu seinem Zögling im Verhältniß einer sittlichen List; wie kann er ihn erziehen, wenn er seine Kindervorstellungen theilt? Er wickelt ihm die Wahrheit darein. Ist denn aber das Volk mündig in der Ansicht von metaphysischen Dingen? Wem kann es im Ernste einfallen, das zu behaupten? So gestellt ist der Geistliche erst wahrer Prediger und Volkserzieher, da er nicht mehr im Stoffe verstrickt ist mit denen, die er erziehen soll, son-

dern frei darüber steht. Wie kann z. B. der Geistliche, der einen Teufel glaubt und Wunder für möglich hält, mit irgend einigem Erfolg gegen den Aberglauben an Zauberei predigen? Er mag hundert Mal sagen, Gottes Weisheit und Güte könne so etwas nicht zulassen: er gibt zu, daß die Naturgesetze nicht fest sind, daß es eine böse Macht gibt, die sie zu verderblichen Zwecken durchbrechen kann, da ist das Princip und die Möglichkeit eingeräumt, und die guten Gründchen, die er gegen die Wirklichkeit vorbringt, wiegen keinen Strohhalm. Mindestens seit Kant aufgetreten ist, wird man nicht leicht einen Theologen finden, der sich nicht in irgend einer Differenz mit dem kirchlichen Volksglauben befände, und Eine schließt alle in sich. Ausgesprochene Rationalisten aller Sorten, landkundige Kantianer sind von allen deutschen Regierungen ohne Bedenken auf Kanzeln, in Consistorien, in jedes geistliche Amt zugelassen worden. Es ist aber bekannt, daß der Kantianismus, der Rationalismus überhaupt ganz anders, als die speculative Theologie mit dem religiösen Volksglauben umsprang, daß er ihm ganz unsanft wesentliche Dogmen geradezu wegnahm, die übrigen ebenfalls ohne Complimente für bloße Vehikel einiger moralischen Lehren erklärte. Man hat darüber geschrieen, ich weiß es, aber nur eine Partei, nicht freisinnige Laien, nicht erleuchtete Staatsmänner. Verlegenheit freilich, Noth gab es immer, daß es mit der Wissenschaft nie recht ins Geleise kommen wolle in ihrem Verhältnisse zum Kirchenglauben. Nun kommt endlich eine Philosophie, die findet das edelste und zugleich gelindeste Mittel, der Noth abzuhelfen, die erkennt den ganzen schönen Gehalt des Glaubens an und weiß Aushilfe, nicht heuchlerische, nein wahre, aufrichtige, liebevolle

Aushilfe für die Differenz des Bewußtseins, das sich zu diesem Gehalte eine andere Stellung gibt, und nun — steht die halbe Welt in Flammen und schreit die Kirche um Hilfe, als läge sie in den letzten Zügen! Wie ist das zu erklären? Man muß den Beunruhigten den eigentlichen Grund ihrer Aufregung, den sie nicht zu sagen gewußt haben, — denn was sie bis jetzt vorgebracht haben, soll doch nicht von Gewicht sein — erst leihen. Der Rationalismus schien weit unschuldiger, denn die Dogmen, d. h. die durch eine Mischung mit historischem Stoffe zu Glaubenssätzen gewordenen Ideen, galten ihm noch immer für feste Dinge und Sachen, die allerdings historisch gewiß bleiben, nur neu zu erklären seien. Dieses Stoffartige hatte er mit dem Volksglauben gemein. Jetzt aber hat das durchgedrungene Princip des freien Denkens alle diese festen Pflöcke flüssig gemacht und herausgeschwemmt, und das so befreite Bewußtsein, das den ganzen Stoff vor sich nimmt und als solchen, als bloßen Stoff nirgends mehr gelten läßt, sondern auf reinen Gedankengehalt reducirt, gilt Jedem, der nicht auf dem Wege zusammenhängender strenger philosophischer und historischer Studien dieses Resultat selbst hat entstehen sehen und selbst für sich erzeugt, für ein frevelhaftes, vom Volke, vom Glauben abgefallenes. Es war ja vor Allem mit dem Begriffe Gottes so; dieser auf Lenken und Leiten beschränkte Gott war so gut als keiner, wohl aber gerade durch diese Versetzung in ein Jenseits ein fester, handgreiflicher Stoff. Die Wissenschaft fordert einen Gott, der wirklich unsichtbar, allgegenwärtig ist, und man schreit, sie habe keinen mehr, denn das gemeine Bewußtsein will etwas Festes und Solides, eine rechte Hand voll, wie die Bauern im Schwarzwald das Kupfergeld dem

Silbergeld vorziehen, weil sie jenes in ihren schweren Händen nicht fühlen. Mit dem Supranaturalismus war es um kein Haar anders, er forderte einen miraculös hereinbrechenden Gott, weil er keine andere Gegenwart kannte, und ihn für den ganzen übrigen Weltverlauf ebenso in ein Jenseits verwiesen hatte, wie einen Stoff, ein Stück Materie, das mit einem andern Stück Materie nicht zugleich in demselben Raum sein kann, sondern diesem erst einen derben Puff geben muß, wenn es sich Platz machen will. Kurz es war der grobe Materialismus, die Sinnlichkeit in beiden Standpunkten, was der geistigen Ansicht einen Krieg auf Tod und Leben erklärte, vor der Welt aber, wie sie einmal ist, als Glaubenstreue und ächter Gehalt erschien.

Da nun aber gerade das philosophische Denken, das mit diesem Stoffe nicht mehr verwickelt ist, sondern ihn frei vor sich hat, erst seinen wahren Werth und seine Nothwendigkeit für das sinnlich bestimmte Bewußtsein unbefangen erkennt, so war vielmehr wirklich alle Aussicht auf ein ganz friedliches Verhältniß dieser neuen Theologie zur Kirche vorhanden. Daß junge Leute vorlaut und taktlos da und dort den Unmündigen den starken Geist des Denkens einzuschütten versuchen, ist doch gewiß nicht Schuld der Philosophie, auf keinen Fall dieser Philosophie, denn sie gerade will das Gegentheil. Allein aus andern Gründen ist es ganz richtig, daß jenes Verhältniß bereits ein ganz gestörtes und getrübtes ist.

Strauß wollte kein Volksbuch schreiben, man weiß es, und er hat auch keines geschrieben. Dem Volke sind seine Untersuchungen böhmische Dörfer, kein Mensch dachte daran, diesem seinen harmlosen Glauben zu nehmen. Aber der Pietismus hat das Volk

aufgestört, die Frage vor das incompetente Publicum gezerrt, die Gewissen beunruhigt und Mißtrauen gesät. Bei einem Geistlichen in Stuttgart soll eine Waschfrau sich zum Nachtmahl angemeldet haben, er fragt nach ihrem Namen, es ist eine Frau Strauß. „Doch nicht verwandt mit dem berüchtigten Irrlehrer?" Die gute Frau hatte von dem fatalen Namensvetter kein Wort gewußt und mußte jetzt hören, welch schlimme Makel an ihrem ehrlichen Namen hänge. So verbreitet der Pietismus das Reich des Herrn. Bekannt ist und vielfach mit gerechtem Abscheu gezeichnet, welchen delatorischen Charakter derselbe neuerdings wieder (denn es ist eine alte Liebe von ihm) angenommen hat. So und nicht anders ist das Verschleppen unzusammenhängender Kunde über geistige Tendenzen aus dem Kreise wissenschaftlicher Bildung vor einen Richter, der über ihren wahren Inhalt durchaus kein competentes Urtheil haben und nur Böses, zur Verfolgung Reizendes in ihnen sehen kann, zu nennen. Dieser Richter ist das Volk, Tractätchen und eine Art von Journalen sind seine Organe, die mit großer Popularität namentlich in den untern Kreisen circuliren, und Verwirrung und Verhetzung in die friedlichen Hütten tragen. Eine solche Kreuzspinne webt bei uns unter dem Namen Christenbote. Sie hat sich, so wie sie schon Märklin's Werk über den Pietismus mit der gewohnten Taktik anzukündigen wußte, auch beeilt, die Dogmatik von Strauß ihren Leinewebern, Weingärtnern, Bauern anzugeben. In kurzen, nackt abgerissenen Sätzchen ist das Buch hier excerpirt, wie folgende: „§§. 7 — 19. Eine Offenbarung im eigentlichen Sinne gibt es nicht, sondern der menschliche Geist hat seine religiösen Erzeugnisse früher irrthümlicher Weise einer höheren Einwirkung zugeschrieben, jetzt aber erkannt, daß dieß seine ei-

genen Erzeugnisse sind. — §. 14. Die göttliche Eingebung der heiligen Schrift ist ein purer Irrthum, die heilige Schrift ist vielmehr um nichts besser, als andere menschliche Schriften. — §. 15. Ein Gotteswort gibt es nicht, sondern der Mensch ist auf seine Vernunft angewiesen. — §§. 34 — 41. Es lassen sich Gott überall keine Eigenschaften beilegen u. s. w." Daß diese Sätze so hingeschleudert, herausgezerrt aus der Weltanschauung, der sie angehören, und worin ihr negativer Charakter seine positive Ergänzung hat, in ein fremdes Bewußtsein hineingeworfen, dem jede Handhabe fehlt, sie in dem Sinne zu begreifen, den sie in einer auf der Arbeit von Jahrtausenden wurzelnden Gedankenwelt haben, Entsetzen, Verstörung, Grimm erregen müssen, ist von dem Verf. sehr wohl erwogen und berechnet. Märklin, der in seiner Diöcese zu Calw durch Humanität, unermüdlichen Eifer für die Pflege des allseitigen geistigen Wohls der Gemeinde, durch Hervorrufung und aufopfernde Unterstützung verschiedener wohlthätiger Anstalten, durch wahre Vatersorge für die ihm anvertrauten Gemüther sich das Vertrauen und den Dank aller Unbefangenen erworben hatte, wurde durch die unablässigen Operationen der Pietisten gegen ihn in eine solche Kette von Verstimmungen hineingezogen, daß er seine Aussaat verlassen mußte, da sie eben Früchte versprach. Was anders? Es mag ja Einer den letzten Blutstropfen hinzugeben bereit sein für das Gute und Rechte, aber er glaubt nicht, daß Wein aus Wasser geworden, so ist er eben des Teufels. Demselben Schicksale steht jetzt Jeder entgegen, den ernste Studien auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft geführt haben. Er kommt als Geistlicher zu einer Gemeinde, erwirbt sich Liebe und Vertrauen der Gemüther und führt sie sachte

zur Wahrheit, wie sie dieselbe bedürfen und ertragen können. Nun will er aber nicht verbauern, er setzt seine Studien fort, schreibt vielleicht etwas, seien es nur Aufsätze in Zeitschriften: so schleichen die Pietisten und ihre Organe herbei und rufen: traut eurem Pfarrer nicht, er glaubt keinen Gott, keinen Christus u. s. f. Der giftige Same geht auf, und der Pfarrer kann abgehen oder, wenn er bleiben muß, bei einer Gemeinde bleiben, die ihm ihr Vertrauen entzogen hat. — Dies sind die Früchte des Pietismus.

Die Regierungen sehen in dem Kirchenglauben die festeste Stütze der öffentlichen Ordnung. Wie freisinnig sein Standpunkt sein mag, der Staatsmann hat die nöthigen Studien nicht gemacht, den wahren Bestand der Sache, der aus der Vogelperspective gar nicht entdeckt werden kann, einzusehen, und leiht leicht den Besorgnissen derjenigen sein Ohr, welche, wenn nicht gefährliche Aufregung des Volks, doch Scandal als die unvermeidliche Folge der Anstellung von Theologen der modernen Denkart darstellen. Sein nächster Anstoß jedoch ist der Widerspruch, der für den verständigen Standpunkt darin liegt, daß Jemand Diener einer Kirche bleiben solle, deren Fundamentalsätze er nicht anzuerkennen öffentlich bekannt hat. Daß er sie nicht anerkennt, würde an sich nicht hinreichen, ihn zu entfernen, denn jede billige Regierung wird sich erinnern, wie viele Hundert notorische Rationalisten sie angestellt hat und noch heute anstellt. Daß er diese Abweichung öffentlich ausgesprochen hat, dies würde ihn auch noch nicht stürzen, denn Hunderte der notorischen Rationalisten haben in hundert Journalen, Archiven, Magazinen u. s. w. noch viel unkirchlichere Dinge gesagt. Was stürzt ihn denn? Das Geschrei, das von der Sache gemacht wurde und das dem Staatsmann

Rücksichten aufnöthigt. Also wer hat ihn gestürzt? Die Schreier. Und wer sind die Schreier? Nun, wir wissen es ja, es sind die Kinder Gottes, es sind die Jünger der Liebe und des Friedens.

In Preußen hat der Pietismus sich directer an die politische Seite gehalten, und ist mit Waffen hervorgetreten, denen gegenüber es nur erlaubte Nothwehr ist, wenn man einmal hervorhebt, daß vielmehr der Pietismus in seinem innersten Wesen revolutionär ist. Wie ihm die ganze weltliche Ausbreitung menschlicher Kräfte nur so viel Geltung und Erlaubniß der Existenz hat, als sie direct und buchstäblich sich auf das jenseits vorgestellte Göttliche bezieht, so ist ihm auch der Staat, wie er nach schweren Kämpfen mit der Hierarchie als rein menschliche Anstalt aus der Vernunft sich gegliedert hat, consequenter Weise eine ungöttliche und unheilige, substanzlose Existenz. Man läßt ihn sich gefallen, da man zufällig in ihm geboren ist, ungefähr wie die Kunst, die einmal da ist und sich die Freiheit genommen hat, auch die Schönheit dieser sündigen Welt zu ihrem Stoffe zu erheben, ohne die Pietisten lange zu fragen. Freilich kann man sich gegen die leztere leichter auflehnen, da sie über keine Bajonette zu disponiren hat. Wahrhaft aber berechtigt zum Herrschen kann consequent nur diejenige weltliche Existenz sein, die in der ausdrücklichen Weise, welche der Pietismus fordert, Gott allein die Ehre giebt. Was aus der Welt und Sünde ist, wie soll dem der Scepter gebühren, das weitgreifende Instrument, das troz aller Verschanzung durch Verträge auch über die Kirche so große Macht hat? Ich verwahre mich dagegen, daß ich behaupte, der Pietismus habe diese Consequenzen bereits gezogen; aber man beweise, daß sie nicht im Prinzip liegen. Der Staat ist aus dem freien Gedanken, eine

Gliederung der durch den Verstand vermittelten Vernunft, derselben, aus welcher die Wissenschaft wächst. Ihm scheint die Wissenschaft gefährlich, weil sie an Allem zweifelt; aber sie zweifelt, um desto fester zu begründen. Man kann etwa sagen, zwar nicht der Pietismus, wohl aber der unbefangene Volksglaube sei eine Stütze der Throne. Allein es ist bekannt, wie Weniges und Ungenügendes die heilige Schrift über den bürgerlichen Gehorsam sagt, wie sie ihre abrupten Sätze hierüber ohne alle Begründung und Entwicklung hinstellt. Der wahre Gehorsam aber beruht auf der Einsicht in die Nothwendigkeit des Staatsorganismus, welche allerdings in ihren wesentlichen Argumenten auch dem gemeinen Manne beigebracht werden kann. Wo steht denn aber geschrieben, daß ein der modernen Wissenschaft zugethaner Geistlicher dies nicht eben so gut, ja besser als ein Autoritätsgläubiger zu thun vermöge? Ganz anders freilich steht es mit dem Kunstglauben (man erlaube das Wort, wie man eine Kunst- und Volkspoesie unterscheidet). Hat dieser etwa den französischen Thron gestützt? Nein; zugleich mit den politischen Greueln waren es die unerträglichen Anmaßungen der Kirche, welche als nothwendige Reaction des unbefriedigten Geistes die schlechte Philosophie, wie der abstracten Freiheit und Gleichheit, so des Atheismus hervorriefen. Vor dem Sclaven (dem Autoritätsgläubigen), wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittre nicht. Auch erinnere ich mich nicht, je gehört zu haben, daß Cromwell ein Hegelianer war.

Ist nun durch das ewige Geschrei, die ewigen Delationen das Vertrauen des Volks zu Geistlichen, deren esoterische Bildung die philosophische ist, gestört, so muß freilich auch der Wissenschaft

die Lust und Liebe zu jenem Kreise von Vorstellungen vergehen, die ihr sonst die vertraute Unterlage ihrer Ideen darbot. Wir wollten Friede, wir haben nicht herausgefordert, die Gegner durften nur die Verschiedenheit der Bedürfnisse anerkennen, wie wir; aber sie ruhten nicht, bis die Sache verderbt und verhetzt war, denn ohne Negation hat der Zelot keine Lebensluft. Der Philosoph kann nicht mehr die harmlos schöne Bilderwelt des Glaubens, den Traum seiner eigenen Kindheit lieben; er muß diesen Boden hassen, denn er ist der Schooß des Fanatismus, er ist die Höhle, worin die Wölfin der Unduldsamkeit mit dem scheußlichen Geifer der Verfolgung vor dem gefletschten Gebiß auf Beute für sich und die gefräßigen Jungen lauert. Das Gefühl der Gemeinschaft mit der giftig aufgestörten Masse ist ihm aus der Seele gerissen, er kann nur wünschen, daß eine Scheidung je bälder, je lieber erfolge, und muß sich glücklich fühlen, wenn ihm seine Lage gestattet, aus dem Dienste der Gemeinschaft zu treten, die seine edelsten Bemühungen mit Undank und Mißtrauen belohnt.

Schluß.

Man sieht, es sind nicht nur die Keime einer Krisis da, sondern sie ist schon im vollen Werden begriffen. Kann man denn aber unthätig zusehen? Was soll denn nun geschehen? Wie rathen und helfen? Die Pietisten heben? Keine erleuchtete Regierung wird das wollen. Jene gemäßigte Mitte zwischen Glauben und Wissen zu halten suchen? Aber sie ist ein Unding und im Aussterben begriffen. Die Mythiker zu keinem Kirchendienst zulassen? Ich will nicht von der Unbarmherzigkeit reden, welche

dadurch dem Jüngling jede Aussicht abschneidet, der sich zum Studium der Theologie entschlossen hat, ehe er diese Kämpfe der Zeit kannte, dem die Mittel fehlen, eine neue Laufbahn zu betreten, nicht von der Versuchung zur wirklichen Heuchelei, welche dadurch dem Schwachen bereitet wird, sondern vom Bedürfniß der Gemeinde selbst.

Ist es denn wirklich das ganze Volk, das noch fest im alten Kirchenglauben wurzelt? Unbedingt wird man es nur vom Bauernstand behaupten können. Der Stand der Handwerker, dessen Arbeit schon an sich mehr Vermittlungen des Verkehrs voraussetzt, mehr Bewußtsein der Selbstthätigkeit mit sich bringt und mehr Umgang mit den gebildeten Ständen, hat längst begonnen, sich vom heteronomischen Glauben zu emancipiren. Er ist rechtlich nicht aus Furcht vor Höllenstrafen oder weil es geschrieben steht, daß Unrecht Sünde ist, sondern schlechtweg, weil es moralische Maxime ist, von der er sich gelegentlich selbst die inneren Gründe anzugeben sucht. Allgemeine Grundsätze, sprichwörtlich zusammengefaßt, sind sein sittlicher Compaß; weil es an sich verwerflich ist, verwirft er das Böse; weil es an sich gut, billigt er das Gute. Damit vereinigt er beiläufig, ohne die Inconsequenz einzusehen, Reminiscenzen aus dem Autoritätsglauben. Der Kaufmann ist längst darüber weg, nur zu sehr, indem er im Allgemeinen die abgetretenen Grundsätze der seichten Aufklärung und des französischen gesunden Menschenverstandes in der Meinung, daß dies das Neueste sei, noch vorzubringen liebt. Aber der Beamtenstand, der Stand aller derjenigen, die studirt haben, wo ist denn sein Kirchenglaube? Ich weiß nicht, wie es anderswo ist. In Preußen z. B. soll man noch sehr kirchlich sein. In

Hamburg und Bremen interessirt sich das ganze Publicum für den tragischen Kampf eines Supranaturalisten und Rationalisten. In Oestreich und Baiern habe ich diesen Stand im Durchschnitt der Aufklärung zugethan gesehen, die längst mit der Kirche gebrochen hat. Für Württemberg aber wette ich mit Bestimmtheit, daß es sehr schwer sein wird, unter Hundert Einen zu zählen, der die Kirche besucht, der zum Abendmahl geht, der zum Tische betet. Ich frage z. B. meine verehrungswürdigen Herren Collegen in Tübingen, Hand auf die Brust, wie weit sich bei der Mehrzahl von ihnen die Localkenntniß von den Bänken erstreckt, welche in der hiesigen Kirche den Professoren zugewiesen sind. „Verderbniß der Zeit." Ist leicht gesagt. Kann man denn wirklich glauben, daß diese Tausende, da sie diesen Trost der Seele und diese Quelle der Sittlichkeit nicht mehr haben, darum von Gott und allem Guten und Heilsamen verlassen seien? Hat man denn gar nicht auch nur eine Ahnung, daß, da sie es ohne Halt und Stab ihrer Seele nicht aushalten könnten, da doch anerkannt so viele treffliche und verdiente Männer unter ihnen sind, sie offenbar etwas Anderes haben müssen, was ihnen für jene aufgegebene Stütze Ersatz giebt? Wird man denn auch nie einsehen, daß eben das Abweichen des größten, des gebildetsten Theils der Völker von dem kirchlichen Glauben schon an sich ein Beweis seiner Unzulänglichkeit für den Geist der Menschheit ist? Und nun soll diese große Anzahl achtungswerther Menschen erleben, daß die Kirche diejenigen ihrer Diener ausstößt, welche, wie sie, rationell denken und Kinder des Jahrhunderts sind. Gewiß sind nicht Wenige unter ihnen, die ihre Zweifel am Kirchenglauben noch nicht klar in sich verarbeitet haben, und denen es zur Beruhigung dient, in

der Kirche Männer angestellt zu sehen, die das Element ihrer Bildung innerhalb dieser religiösen Gemeinschaft selbst vertreten, und bei denen Rath zu holen ist über die schwere Frage, wie man im Grunde des Gemüths das wahre Wesen des Christenthums treu hegen könne, ohne seinen Formen zugethan zu sein. Nun wird ihnen diese Beruhigung entzogen, und sie fühlen sich derjenigen Gemeinschaft vollends entfremdet, welche die Gestalt einer Bildung nicht in ihrem Schooße ertragen will, die mehr oder minder entwickelt auch die ihrige ist; und so hat die Kirche mit diesen ihren Dienern zugleich einen großen und achtungswerthen Theil ihrer Gemeinde vollends von sich gestoßen. Es wird ihr gehen, wie der katholischen Kirche, welche die Reformation, die ja anfangs nur eine Verbesserung innerhalb derselben bezweckte, nicht zu ertragen vermochte und sich dadurch um nichts weniger, als die sinnreichsten Völker ärmer machte.

Was aber denn? Man wäre denn doch darauf reducirt, durch Anstellung von akademischen Lehrern, welche die gerühmte Mitte halten (nicht von Pietisten, wiederhole ich, denn ich rede ja immer von einer billigen und liberalen Regierung), der schlimmen Richtung in der Jugend zu steuern? Aber da müssen wir eben wieder sagen und noch einmal sagen, daß bei aller Ueberzeugung von der anderweitigen Tüchtigkeit, Gelehrsamkeit u. s. w. des Lehrers seinem Verhältnisse zur Jugend der wahre Nerv der inneren Einstimmung fehlen wird, das Gefühl, in Einem geistigen Boden zu wurzeln, daß der Kern derselben den nun ohne Führer erst gefährlichen Weg allein gehen wird.

Und was folgt denn aus dem Allem? Das folgt, daß es gegen die große Strömung der Zeit kein Mittel giebt. Damm

und Wehr nimmt sie mit sich, und es ist keine Hilfe gegen sie, als mit ihr zu schwimmen. Die Lage ist für die leitenden Kirchenbehörden schwierig genug, das ist außer Zweifel. Die Kirche ist ein historisches Institut, als solches auf positive Lehrsätze gegründet, und nun wird der größere, wenigstens der talentvollere Theil der Jugend diesen Lehrsätzen untreu. Wie diesen Widerspruch nieten und zusammenschweißen? Die württembergische Synode hat neuerlich ein Mittel versucht. Sie hat an die evangelische Geistlichkeit Wirtembergs eine vertrauensvolle Ansprache erlassen, welche durch ihren würdigen und humanen Ton alle Achtung verdient. Daß auf geistigem Gebiete nicht durch Gewalt, sondern nur durch geistige Mittel zu kämpfen sei, wird als Grundsatz vorangestellt und in der Form freundlicher Ermahnung aufgefordert, an dem Geschichtlichen und Positiven des Christenthums, der Person und Geschichte Christi, als der Summe des Glaubens festzuhalten. Allein, wenn dies nicht der Predigtweise, sondern der Ueberzeugung selbst gelten soll, wie kann derjenige, der solche durch Gründe, durch ernstliche Studien sich gebildet hat, einer auch noch so achtungswürdigen Ermahnung sie opfern? Er kann ja nichts dafür, es ist eben so. Es gäbe ein Mittel, ja. Man *widerlege* seine Ueberzeugung, man widerlege Hegel, Schleiermacher, Strauß. Aber da sitzt eben wieder der üble Knoten. Das ist der schlimme Casus, *daß man Keinen findet, der gründlich und unbefangen die Entwicklungsgeschichte der neueren Philosophie in ihrem Eindringen in die Theologie studirt hätte, ohne für sie gewonnen zu sein!* Wogegen die Widersacher diese Dinge gar nicht oder halb studirt haben und vom Hörensagen urtheilen. Es ist dies hundert-

mal gesagt, aber wie sich versteht, immer in den Wind gesprochen; denn das Publicum läßt sich nicht nehmen, über Dinge zu reden, die es nicht kennt. Der Trost aber bleibt uns immer, daß wir nicht in Rußland, nicht in Oestreich sind. Da wäre schnell geholfen: laßt keines dieser Bücher in's Land, verbietet in Vorlesungen und in den Aufsätzen der Studirenden jede Erwähnung dieser Ideen, leget Lehrern, die schon vom Uebel angesteckt sind, die ihnen anvertrauten Vorlesungen nieder, Punctum. Aber wir sind nicht in Rußland, nicht in Oestreich.

Wohin arbeitet denn aber die bevorstehende Krise? Zu einer Trennung in eine sichtbare Kirche von Glaubenden und eine unsichtbare von Wissenden? Allein wirbt die letztere nicht beständig aus der ersteren, so daß also dies noch gar kein Resultat, sondern erst der Angang der Krise wäre? Stehen nicht die mittleren Stände erweislich bereits mit dem einen Fuße in jener, mit dem andern in dieser? Noch bleibt der Bauernstand, überhaupt das Volk im engeren Sinne. Hier concentriren sich am Ende alle Fragen: kann und wird eine Zeit kommen, wo auch dieser Stand der Naivetät des Glaubens entwächst oder nicht? Das liegt im dunkeln Schooße der Zukunft. Und diese lasse man werden und wachsen in organischer Entwicklung, und hoffe nicht, mit retardirenden Mitteln in die Räder ihres gewaltigen Schwunges greifen zu können. Gewiß aber bleibt nur Eines: den gerechten Unwillen aller guten Menschen verdienen diejenigen, welche gewaltsam und frevelhaft die stille Säftegährung dieser Pflanze, deren Krone wir noch nicht kennen, sei es durch übereilte Beschleunigung, sei es durch bösartige Zerstörungsversuche, zu verwirren und zu vernichten gehen. Es ist aber ein Unterschied zwischen Beiden.

Die Ersteren, ich meine diejenigen, welche den Unmündigen vorlaut das Wissen statt des Glaubens aufdrängen wollen, verdienen Unwillen und Zurechtweisung wegen jugendlicher Raschheit und Muthwillens (von eigentlicher Frivolität ist weder hier, noch überall in dieser Darstellung die Rede; sie ist gar keine Gestalt des Geistes, welche ein Glied in den großen Gegensätzen des Bewußtseins bildet); aber den tiefsten sittlichen Unwillen verdienen diejenigen, welche böswillig durch gehässige und schiefe Berichte von der jetzigen Gestalt des theologischen Wissens unter den Unbefangenen Mißtrauen, Zwietracht, Unruhe der Gewissen und den Geist der Verfolgung säen; sie verdienen die eigenthümliche Art von Abscheu, die auf dem Baumverderber lastet.

Ob wohl eine Zeit denkbar ist, wo es eine Kirche im jetzigen Sinne nicht mehr giebt, sondern der Staat diesen Bestandtheil, den er bis jetzt nur äußerlich in sich aufgenommen hat, ganz zur Identität mit sich auflöst? Die Gefahr, daß der Staat die Gewissensfreiheit beeinträchtigen möchte, würde wegfallen, denn es ist vorausgesetzt, daß bis dahin der symbolische Stoff in rein geistige Gedanken, in Maximen aufgelöst wäre, deren beliebige Fassung in diese oder jene Definition keinen Streit mehr erregen könnte. Vereinigungspunkt könnte nur der Satz sein, daß der Geist und nicht die Materie das Wahre, nur in ihm das sittliche Leben sei. Oder kann man denn nur über einen biblischen Text und positive Dogmen predigen? Soll es gar kein Institut der Erziehung des Volks zum Ewigen mehr geben können, wenn keine Kirche im jetzigen Sinne?

Zwischenbemerkung.

Nach diesen zur Theologie gehörigen Aufsätzen lasse ich drei Anzeigen aus dem Gebiete der bildenden Kunst folgen. Sie schließen sich ganz von selbst an die ersteren an; denn wie Religion und Kunst immer Hand in Hand gegangen sind, so fließt aus der modernen Umbildung dessen, was sonst in der Religion materiell verfestet war, in freies, weltlich sittliches Bewußtsein, für die moderne Kunst unmittelbar die Forderung der freien Weltlichkeit und concreten Immanenz. Es ist der Grund-Gedanke dieser drei Anzeigen, daß wahre Idealität in der Kunst das Diesseits verklärt, nicht den Geist als ein Jenseits materialisirt, sowie eben dieß der Grundgedanke in den theologischen Aufsätzen ist.

II.

Zur bildenden Kunst.

Der Triumph der Religion in den Künsten, von Friedrich Overbeck.

(Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft u. Kunst, Jahrg. 1841. Nr. 28. S. 109 ff.)

Ich stand vor dem vielbesprochenen Gemälde im Städelschen Institute zu Frankfurt. Das Auge muß sich auf der von Gruppen und Farben blühenden, oben durch einen Halbkreisbogen geschlossenen Tafel erst zurechtfinden. Beginnen wir nur sogleich die Sonderung. Das Bild zerfällt in zwei große Hälften, streng verbunden im Geiste des Malers und des Mittelalters, in dem er lebt; für das Auge ist keine Einheit da, keine Mitte, keine Wechselbeziehung, welche die getrennten Glieder zur Gesammtheit Einer Handlung verbände. Doch urtheilen wir noch nicht; der Meister hat ja kein geringeres Vorbild, als Rafael's Theologie in der Stanza della segnatura für sich. Nehmen wir sogleich seine eigene gedruckte Erklärung zur Hand. Ohne diese werden wir nicht wohl in's Klare kommen. Es soll dies noch kein Vorwurf sein. Denn ein Kunstwerk soll sich zwar immer selbst erklären, sein Sinn nämlich; das Bedürfniß historischer Notizen ist aber hiedurch nicht ausgeschlossen. Freilich hier reichen solche nicht aus; doch davon nachher.

Es soll die Entwicklung der bildenden Kunst im Dienste der christlichen Kirche dargestellt werden. Nicht als ob sie außerhalb dieses Bundes auch andere Blüthen getrieben hätte, welche Werth

und Wirklichkeit hätten; denn zwar heißt es, die Künste werden „hier" nur insofern gefeiert, als sie zur Verherrlichung Gottes beitragen, aber nicht nur zeigen weitere Aeußerungen deutlich genug, daß der Künstler nicht der Meinung sei, anderswo wären mit Fug und Recht auch andere Richtungen der Kunst zu feiern, sondern dies liegt schon in dem sonderbaren Ausdrucke „zur Verherrlichung Gottes." Denn man sollte meinen, die Kunst könne Gott verherrlichen, auch wenn sie nicht einen kirchlich gegebenen Stoff, sondern die Schöpfung schlechtweg in ihrer göttlichen Herrlichkeit darstellt; und doch ist in diesem Bilde und seiner Erklärung nur von Einer Art der Verherrlichung Gottes, der kirchlichen nämlich, die Rede. Doch wir gerathen immer schon in die Kritik hinein und wollten doch erst sehen und genießen. Wie verkehrt! Aber liegt die Schuld an uns?

Den oberen Theil unter dem Rundbogen nimmt eine Versammlung überirdischer Personen aus dem christlichen Himmel ein; sie sitzen und stehen auf Wolken, wie in der Malerei des Mittelalters und ihrer matteren Nachblüthe in den nächsten Jahrhunderten nach Abschluß desselben. Maria mit dem Kinde in der Mitte; sie hat eine Schreibfeder in der Hand und sinnt auf den Lobgesang, dessen erstes Wort „Magnificat" sie schon auf den Papierstreifen in ihrer Linken niedergeschrieben, „um gleichsam als Chorführerin Alle aufzufordern, Gott dem Herrn die Ehre zu geben." Heilige des Alten und Neuen Bundes umgeben sie, zunächst solche, die als Vertreter der religiösen Kunst gelten können, wie Lucas als Maler, David mit dem Saitenspiel u. s. f., während die heilige Jungfrau selbst die Kunst der Künste, die Poesie

vertritt. Von den übrigen Gestalten dieses Olymps nachher ein paar Worte.

Im unteren Theile des Bildes breitet sich in heiteren Flächen und Bergen die Erde aus, und im Vordergrunde ist eine große Versammlung von Künstlern zu sehen. Der ganze obere Theil ist wie eine Vision zu betrachten, die ihnen vorschwebt; doch keiner von ihnen blickt hinauf, keinem, oder nur zweien, dreien sehen wir an, daß, was oben sich enthüllt, in ihrem Innern sich spiegelt. Doch ja, es ist eine Art Verbindungsglied da, die Fontaine. In der Mitte des Plans tritt nämlich ein Brunnen dem Blicke entgegen, der „durch seinen aufsteigenden Wasserstrahl, anspielend auf das Bild, dessen sich der Herr im Evangelium bedient, von dem Springquell, der in's ewige Leben emporsprudelt, als Symbol der himmelanstrebenden Richtung der christlichen Kunst erscheint, im Gegensatz zu der Vorstellung der Alten, die sich auf dem Parnaß eine abwärts strömende Quelle dachten. So ist demnach jede Kunstrichtung, die sich im Bilde angedeutet findet, nur insofern hier gemeint, als sie nicht in Widerspruch tritt mit der himmelwärts gerichteten Intention des Ganzen. Denn die christliche Kunst schließt zwar keine Seite der Kunst, keine Entwicklung derselben aus, sie mag sie vielmehr alle in sich begreifen, aber um alle zu adeln und zu heiligen und Dem zum Opfer darzubringen, der zu allen die Fähigkeiten in den Menschen gelegt. Darum erscheint hier auch der Brunnen mit einem zwiefachen Wasserspiegel, indem sich in dem obern Becken der Himmel, im untern aber die irdischen Gegenstände abspiegeln, wodurch das doppelte Element der Kunst angedeutet wird, die einerseits ihrer geistigen Wesenheit nach, so wie jeder gute Gedanke, vom Himmel

stammt, anderseits aber zur Versinnlichung ihrer Ideen des äußern Gewandes sichtbarer Formen bedarf, die sie der uns umgebenden Natur entnimmt." Ich weiß nicht, welche Logik Hr. Overbeck studirt hat; Krug, Kiesewetter, wer es sein möge: alle und der gesunde Menschenverstand zuerst lehren unterscheiden zwischen zwei Seiten eines Ganzen und zwischen einem anderen Ganzen, das diese beiden Seiten in völlig verschiedener Mischung enthält. Sinnliche Mittel mußten freilich auch der strengchristlichen Kunst als nothwendig zugestanden werden; die Richtung der Malerei aber, welche, in kirchlichen Darstellungen anerkannt ohne religiöse Würde, ihre ganze Kraft im Profanen entfaltete, war von diesem Bilde offenbar ausgeschlossen. Und dennoch haben die Venetianer hier ihre Stelle gefunden. In den Spiegel des unteren Beckens nämlich sehen Giovanni Bellini und Tizian, im Gespräch mit Carpaccio und Pordenone erscheint sogar Correggio, er ist aber freilich mit einem verwünscht frivolen Kopfe davongekommen. Aber in dieser Degradation durch ihre Stellung am untern Becken waren die Venetianer doch aufzunehmen? Gut, aber dann machten auch noch andere Meister in Menge Anspruch auf den Eintritt in diesen Kreis. Wo ist van Dyk, Rubens, wo sind die Spanier? M. Angelo schließt. Er hat „von der Bewunderung der Antike sich hinreißen lassen, diese als neuen Götzen in seiner Schule aufzurichten; und Rafael fühlte sich nicht sobald in der Kraft seiner auffassenden Gaben, als auch ihn gelüstete, die Hand nach dem Verbotenen auszustrecken, und die Schranken der Gottesfurcht ihm lästig wurden. Und so ward denn die Sünde der Apostasie in der Kunst um eben diese Zeit an vielen Orten zugleich vollbracht, indem man nicht mehr Gott dem Herrn mit der Kunst

dienen, sondern sie selber auf den Altar stellen wollte. Und billig traf solche Sünde der Gottvergessenheit auch alsbald die Strafe der Gottverlassenheit, so daß wir mit Staunen die Künste plötzlich in einen Verfall gerathen sehen, und einer ganz schrankenlosen Ausartung preisgegeben, die uns mit größerem Widerwillen erfüllt, als die Erzeugnisse irgend einer noch so rohen Zeit. Wohl hat man dann in der Folge sich mehrfach bemüht, die Künste wieder zu höherer Würde zu heben; allein da man das Uebel nicht in der Wurzel zu heilen bedacht war, so konnte auch der Erfolg durchaus nicht den Anstrengungen entsprechen. Darin magst Du denn auch den Grund suchen, warum Du keinen der gefeierten späteren Meister hier findest, denen keineswegs ihr künstlerisches Verdienst soll abgesprochen werden, die aber unter den Mustern christlicher Kunst keinen Platz finden konnten, weil sie ihr, dem Wesen nach, nicht angehören." Freilich ist ihnen ihr Verdienst abgesprochen, denn kirchlich religiöser Geist ist ja als der einzige wahre Inhalt der Kunst behauptet, als die einzige Weise, worin sie ideell zu sein vermag, es fehlt also diesen Künstlern die Idealität, mithin die Kunst — nach Overbeck.

Die Allegorie mit dem Brunnen ist jedoch weiterhin nicht festgehalten; wie sollten auch so viele Köpfe in Ein Becken sehen? In das obere Becken, das den Himmel, die obere Hälfte des Bildes spiegeln soll, sieht eigentlich gar Niemand. Ein neuer Uebelstand, denn was soll die Allegorie, wenn sie nicht einmal benutzt wird?

Die Maler, welche noch im Mittelpunkte des religiösen Ideals verweilten, bilden zwei Gruppen zur Linken und Rechten der Fontaine. Links horchen die älteren Toscaner und Andere dem begeisternden Gesange des Dante; hier steht Rafael in der Mitte aller

derer, die besonderen Einfluß auf ihn geübt, des Pietro Perugino, Ghirlandajo und Masaccio, Fra Bartolomeo, Francesco Francia; die Arme übereinander blickt er voll Selbstgefühl nach dem Wasserstrahle herüber. Zur Seite auf einem antiken Fragmente sitzt tiefsinnend M. Angelo, L. Signorelli neben ihm, der ihn mit ernstem Gesicht ermahnt, auf Dante's Gesang zu horchen.

Zur rechten Seite, nahe den Venetianern, begrüßen sich freundlich verschiedene Meister des Südens und Nordens; zunächst bieten, durch gleiche Uebung der Kupferstecherkunst verwandt, Lucas von Leyden, Mantegna sich die Hand, zwischen beiden ragt Albrecht Dürer hervor, dem Lucas hat sich Martin Schön, dem Mantegna Marc Anton gesellt. Neben ihnen bilden eine zweite Gruppe Fiesole, Benozzo Gozzoli, die Brüder van Eyck, Hemlink, der anonyme Meister des kölner Dombildes. Schoreel in Pilgertracht, weil er eine Wallfahrt in's gelobte Land gemacht haben soll, tritt hinzu; zwei weibliche Gestalten in der Ferne deuten die Uebung der religiösen Kunst in Nonnenklöstern und sonst unter Frauen an; zwei Mönche, auf den Stufen der Terrasse sitzend, in Miniaturen vertieft, erinnern an die Anfänge der Malerei, „woraus der junge Künstler die Lehre nehmen möge, daß er vor Allem das Geräusch der Welt fliehen und Abgeschiedenheit und Sammlung des Geistes lieben müsse“ u. s. w.

Im Vorgrunde sind links die Bildhauer, rechts die Architekten versammelt, jene um Nicola Pisano, ein Kaiser in ihrer Mitte, so wie unter den Baumeistern ein Papst und Bischof, da es geeignet schien, jene Kunst dem weltlichen, diese dem geistlichen Schutze unterzuordnen. Nicola lehnt an einem Sarkophage, neben ihm ein knieender Knabe, der „gleichsam“ das Wohlgefallen

dieser Kunst an Anmuth der Form und Bewegung versinnlicht, um ihn her Schüler, hinter ihm Luca della Robbia, Lorenzo Ghiberti, Peter Vischer, die fromme Sinnigkeit, die plastische Form, die treue Naturauffassung vertretend. Auf der andern Seite hat über Trümmerstücken antiker Baukunst Meister Pilgram einen Kreis von Schülern, Jünglinge französischer, englischer, spanischer, arabischer Nation um sich versammelt, Erwin von Steinbach weist dem Papste den Aufriß eines Münsters, Brunelleschi, Bramante, der Erbauer des Ulmer Münsters, ein Unbekannter treten herzu. Musiknoten in der Hand des Papstes erinnern an den mächtigen Eindruck des Kirchengesanges. Gegen den Mittelgrund des Bildes ragt ein unvollendeter gothischer Bau, die Unterbrechung christlicher Kunstblüthe anzuzeigen und den Jünger zur Vollendung derselben aufzufordern.

Also eine Recapitulation der Kunstgeschichte, ein Cursus über ihre Vergangenheit, der zugleich eine Moral für ihre Zukunft enthält. Die Kunst biegt sich auf sich zurück und macht sich selbst sich zum Gegenstande. Das ist ein Act der Reflexion, aus dieser das ganze Bild hervorgegangen, und schon hiedurch ein ganz modernes, im tadelnden Sinne modernes Product. Wie? Ein Werk, das so ganz in den Glauben der guten alten Zeit getaucht, so aus der Quelle der reinsten Frömmigkeit geflossen ist, bei dessen Ausführung Perugino und Rafael den Griffel geführt hat? Wir reden von der Ausführung nachher und von der Stimmung, wie sie sich in den ästhetischen Formen ausspricht. Hier ist nur erst ganz allgemein die Aufgabe, der Gedanke festzuhalten. Nie ist es den alten Meistern eingefallen, die Malerei, die bildende Kunst zu malen. Sie haben einzelne Künstler portraitirt; das ist etwas

Anderes. Sie haben gelegentlich die verschiedenen Künste in allegorischer Andeutung angebracht; das ist auch etwas Anderes. Aber nie haben sie mit dem Pinsel einen Vortrag über Geschichte der Kunst gehalten, um eine fabula docet daraus zu ziehen, um eine gewisse Ansicht über diese Geschichte als die einzig richtige aufzustellen. Und es ist nicht zufällig, daß sie dieß unterlassen haben, sondern es ist, weil sie mit allen Kräften im Boden der Kunst wurzelten, nicht außer ihr standen, um Betrachtungen über sie zu malen. Rafael hat die Theologie, das Recht, die Philosophie, die Poesie gemalt. Die Aufgaben waren unfruchtbar genug, und nur Rafael vermochte solche Abstractionen in Fleisch und Blut zu verwandeln. In der Poesie ist allerdings ein Zweig der Kunst von der Kunst selbst behandelt, aber ein der Art nach von der ihn behandelnden Kunst sehr verschiedener, nicht die bildende von der bildenden und keineswegs mit der didaktischen Absicht, über die Tendenz derselben eine Lehre aufzustellen. Dieß setzt den Rückblick auf eine abgelaufene Entwicklung voraus und einen reflectirenden, raisonnirenden Geist. Uebrigens ist der Künstler dem großen Schöpfer der Stanzen darin gefolgt, daß er den abstracten Begriff als die lebendige Seele seiner geschichtlichen Verkörperung in Individuen faßte und so in der Hauptsache der in der Allgemeinheit der Aufgabe liegenden Verführung zur Allegorie entging. Allein im Einzelnen hat sich diese todte Geburt des Verstandes, die Rafael in der Segnatur aus gutem Grunde als rein decorative Nachhilfe an die Decke verwies, dieses Afterbild des Schönen, diese Conservatorinn eines ästhetischen Naturaliencabinets, welche einem bestimmten sinnlichen Gebilde die ihm lebendig zugehörende warme Seele ausweidet und dafür einen ihm fremden, der Vielseitigkeit

individueller Beseelung durch seine Abstractheit widersprechenden Begriff hineinstopft: dieses Gespenst der Kunst, die Allegorie hat sich dennoch auf allen Seiten eingeschlichen; ein neuer Beleg, daß wir ein Werk mehr der Reflexion, als der Begeisterung (Fanatismus ist nicht Begeisterung) vor uns haben. Im oberen Theile sind Vorstellungen des christlichen Glaubens, für welche dieser seine bestimmten, der frommen Phantasie geläufigen mythischen Formen hat, ganz unnöthiger Weise allegorisch angedeutet. Josua, der Israel in's gelobte Land eingeführt hat, weist hin auf den Erlöser, der die Seinigen in's Reich des Vaters einführt, Melchisedek stellt das ewige Hohenpriesterthum Christi vor, hinter diesem steht Joseph mit der Garbe, der auf die Speisung der Gläubigen durch das lebendige Brod vom Himmel deutet, Abraham mit dem Opfermesser, als Bild des ewigen Vaters, der seinen „Erstgebornen“ opfert, neben ihm Sarah mit Isaak als Bild der Kirche. So noch mehrere Figuren auf der anderen Seite der Madonna. Die Märtyrer Sebastianus und Fabianus versinnlichen das Leiden Christi, die Jungfrauen Cäcilia und Agnes seine fleckenlose Reinheit, „und zuletzt beschließt die Gruppe die Kaiserin Helena mit dem Kreuz Christi, durch welches auf den himmlischen Adam hingewiesen wird, wie der irdische die jenseitige Gruppe beschließt.“ Es sind zum Theil typische, durch Convenienz dem Theologen geläufige, Allegorien, aber doch ohne Kopfzerbrechen nicht zu entziffern, ja ohne Commentar gar nicht zu entdecken. Im untern Theile der Springbrunnen, also der Mittelpunkt des Ganzen, allegorisch. Rafael trägt einen weißen Mantel, „der die Universalität seines Geistes symbolisirt, in welchem sich ebenso Alles, was man an Anderen vereinzelt bewundert, vereinigt findet, wie

der Lichtstrahl alle Farben in sich befaßt.“ Die drei Knaben kann man gelten lassen, deren zwei den Venetianern, ein anderer dem Nicola Pisano beigesellt, das Wohlgefallen an Fleisch, Leben und Form versinnlichen; denn es ist etwa denkbar, daß wirkliche Knaben als Modelle sich bei den Künstlern eingefunden haben. Aber stark, sehr stark ist wieder das Relief am Sarkophage, mit dessen Studium Nicola beschäftigt ist: „es stellt die beiden Marien dar, die zum Grabe Christi gehen, anspielend auf die Auferstehung der Kunst zu einem neuen geistigen Leben, nachdem die alte in Ehren zu Grabe getragen erscheint.“

Man muß allerhand hören. In München ließ ich mich gegen einen Künstler und Kunsthistoriker über die Allegorie heraus. Ich war damals noch so unschuldig, zu meinen, es verstehe sich von selbst, daß ich in meinem Unwillen gegen diese Perücke der Kunst Niemand gewisser als die Künstler auf meiner Seite haben müsse; ich erstaunte daher nicht wenig, die sehr ernste Antwort zu erhalten: „sehen Sie, wohin Sie gerathen, wenn Sie die Idee aus der Kunst wegnehmen.“ Ich machte, freilich nach solchem Vorgang hoffnungslos, einen Versuch, ihm darzuthun, daß gerade das Interesse, die Idee recht in die Kunst hineinzubringen, zur Verwerfung der Allegorie führen müsse. Der Mann hatte namentlich Mythus und Allegorie verwechselt und beschlossen, sich hierüber nicht in's Klare bringen zu lassen. Diese Verwechslung liegt allerdings der jetzigen Zeit nahe, da Vieles, was alte fromme Zeiten als Mythus erzeugten, für uns, weil es nicht mehr im Glauben lebt, Allegorie geworden ist, und derjenige, der dem Mythus als höchster Aufgabe der Kunst das Wort sprechen zu müssen glaubt, daher leicht auch den ursprünglichen Un-

terschied desselben von der eigentlichen Allegorie verkennt und diese in seine Protection mit einschließt. Zwar ist dieser Unterschied bei einigem Nachdenken leicht erkennbar. Wenn Cornelius in dem herrlichen Bilde in der Glyptothek, Paris die Helena entführend, das lustige Schiff von reizenden Amorinen geleiten läßt, während hinten mit geschwungener Fackel die Erinnyen sich anklammern, so ist dies mythisch; denn diese Figuren sind nicht Erzeugnisse seiner subjectiven Reflexion oder einer herkömmlichen Convenienz des Verstandes, ausgeklügelt, um einen Begriff nachträglich und oberflächlich zu versinnlichen, sondern es sind Wesen, die in einem alten Glauben lebten, entstanden durch absichtlose Volksdichtung, und sie leben, wenn anders der Künstler nur Kraft hat, uns mit frischer Reproduction in das Element, in die Stimmung jenes Glaubens zurückzuführen, noch einmal auf. Es kann keine Frage sein, daß die Kunst das Recht haben muß, in der entschwundenen Götterwelt noch einmal Fuß zu fassen; denn sie war ein organisches Erzeugniß des menschlichen Bewußtseins, das auch in die abgebleichten Gestalten seiner früheren Anschauung sich muß zurückversetzen können. Die Plastik lebt fast allein noch von dieser Kraft der Erinnerung; die Malerei hat schon durch Rafael's wunderbare Erfindungen in der Farnesina sich diesen Kreis wieder vindicirt. Aber ein Anderes ist es, wenn ein ganzes Kunstwerk oder ein Cyclus von Kunstwerken sich in diesem Elemente heimisch anbaut, als wenn ein vereinzeltes Werk, das in der Hauptsache einen rein menschlichen Gegenstand darstellt, daneben dieselbe Macht, die in der Thätigkeit der betheiligten Personen sich schon genugsam verkörpert, zugleich noch mythisch personificirt. Wenn z. B. Eberhard Wächter den Abschied des Odysseus von der Ka-

lypso malt und neben beide einen trauernden Amor in's Gras legt, so ist dies zwar ein Wesen aus der alten Mythe und die ganze Scene gehört der Heroensage an, wie jene Composition des Cornelius; doch knüpfen sich keine großen Völkergeschicke daran, wie an die Entführung der Helena, sondern es ist eine Situation reinmenschlicher Empfindung, ein Privaterlebniß, Schluß eines Romans; das Motiv, die trauernde Liebe, ist in den Hauptfiguren vollkommen dargestellt, der trauernde Amor sagt dasselbe, was sie schon sagen, noch einmal und so wird uns diese, ohnedies schon so abgedroschene, Figur hier zur überflüssigen und störenden Allegorie.

Poussin und Andere haben bekanntlich mythische Staffage in Landschaften geliebt, Polyphem sitzt auf hohem Felsen, Diana und Nymphen jagen und baden. Die Landschaft ist danach componirt, in diesen Wesen ist nur die Stimmung, die in derselben liegt, verdichtet und verkörpert, aber die Landschaft drückt eben diese Stimmung schon als Landschaft aus, es heißt doppelt schreiben, und in diesem Zusammenhang müssen uns daher die mythischen Wesen zu langweilig allegorischen werden. Hier kommt noch insbesondere die Frage über Bedeutung und Grenzen der Staffage zur Sprache, worüber ich ein andermal einige Bemerkungen, die sich mir bei neueren Landschaftbildern aufgedrungen, vorzubringen habe. — Anders verhält es sich mit den christlichen Mythen; es ist noch zu kurz her, daß sie uns Glaubensartikel waren, ein großer Theil der protestantischen Welt glaubt sie theilweise, ganze katholische Völker glauben sie in ganzer Ausdehnung mit allen Zusätzen des Mittelalters noch. Daher trifft die Aufnahme solcher Stoffe in der neueren Kunst nicht sowohl der Vorwurf der Alle-

gorie (Einiges ausgenommen, wie z. B. Engel, welche doch mehr als andere Figuren zu Allegorieen ausgebroschen sind), sondern ein anderer, wovon nachher. Aber auf diese Mythen noch eigentliche Allegorieen hinaufkleben, wie Overbeck gethan hat, das heißt freilich einem gesunden Magen zu viel zumuthen. „Aber welche Confusion, Overbeck glaubt ja das, was Sie Mythen nennen, es sind ihm also keine!“ Daß er es zu glauben glaubt, bezweifle ich gar nicht; nur noch eine kleine Geduld, wir kommen darauf zu sprechen.

Die eigentliche Allegorie nun, eine beiläufige Verknüpfung einer gewissen sinnlichen Erscheinung mit einem abstracten Begriffe durch irgend ein tertium comparationis, gemacht von der subjectiven Reflexion, — soll ich den Begriff weiter auseinandersetzen? Es ist schon so vielfach geschehen, in so vielen Aesthetiken und Mythologieen zu lesen! Ich selbst habe schon einmal in diesen Blättern den Begriff der Allegorie erörtert. Eberhard Wächter, der große edle Künstler, aber in diesem Stücke noch einem früheren Jahrhundert verschrieben, malt eine Frau, die einen Negerknaben und einen weißen auf dem Schooße hält, beide mit gleicher Liebe umfassend, und versichert uns, dies sei die humanitas. Hätte er die Wegnahme eines Sklavenschiffs dargestellt, oder irgend einen andern Act der Humanität, so wäre es keine Allegorie gewesen. Die eigentliche Allegorie, sage ich, kann von der Kunst nicht ganz ausgeschlossen werden. Es kann bei Monumenten, bei der Verzierung der Architektur an Portalen u. s. f., oder cyclischer Ausschmückung großer Räume, öfters die Aufgabe entstehen, einen abstracten Begriff durch ein Bild, welches nicht die Phantasie des Volks, nicht alter Glaube als dessen wirklichen

lebendigen Leib anschaut, sondern nur die Reflexion eines Einzelnen mit ihm verknüpft und etwa die Convenienz in dieser Verknüpfung fixirt hat, anzudeuten. Die bildende Kunst als eine stumme wird diesen Nothbehelf nie ganz entbehren können. Treten wir von unserem Gemälde in den anstoßenden Saal und verweilen vor Veit's schönem Bilde: der Einfluß der christlichen Religion auf die Künste, und betrachten uns nur die Hauptgestalt: die Religion. Nie hat die Phantasie der Völker die Religion selbst sich als Person vorgestellt, dieses Weib ist also eine Allegorie. Aber sie war hier nicht wohl zu vermeiden, und die Gestalt ist so schön, hehr und lieblich zugleich, daß wir uns gern mit ihr versöhnen. Ein Nothbehelf aber bleibt es, und man muß vor dieser hohen Frau ausrufen: schade, daß sie nicht mehr als eine Allegorie ist! Dagegen hat man namentlich neuerdings von gewissen Seiten die Allegorie geradezu als das Höhere gegen die eigentliche Darstellung behauptet, und sowohl die münchner als die düsseldorfer Schule liebt vielfach sich in derselben zu bewegen. Das vornehme Wort Idee hat gar viel Spuk angerichtet. „Die Kunst muß Ideen darstellen." Ganz falsch! Denn das heißt schon: der Künstler muß eine Idee, will sagen: abstracten Gedanken aushecken, und ihm nachträglich ein Kleid umhängen. Idee und Bild ist in jenem Satze schon so auseinandergehalten, daß die allegorische Darstellung von selbst folgt. Die Kunst soll ideale Anschauungen der Phantasie, in denen die Idee schon von selbst und untrennbar mit dem sinnlichen Körper vermählt ist, zur äußeren Erscheinung bringen. Das etwas berüchtigte Wort Allegorie vermeidet man freilich gern und setzt dafür Symbol. Allein es ist im Symbol und Allegorie dasselbe äußerliche und dem wahr-

haft Schönen fremde Verhältniß zwischen Bild und Idee. Der Unterschied ist nur der, daß das Symbol ein instinctmäßiges Product der im Dunkel suchenden Phantasie der Naturreligionen, Allegorie das Machwerk eines Einzelnen ist, der sich mit nüchterner Wahl des Verstandes einen Begriff ersinnt und ihn dann in ein beliebiges Bild verbirgt. Die symbolische Einbildungskraft confundirt, sich selbst dunkel, Bild und Idee; die Allegorie, deren Verfertiger für seine Person über den Unterschied und das tertium Beider völlig im Klaren ist, spielt Versteckens mit dem Zuschauer. Zwischen dem Weltstier Apis und dem Abstractum der ursprünglichen Zeugungskraft ist an sich dasselbe Verhältniß, wie zwischen den zwei Bestandtheilen irgend einer modernen Allegorie, aber dem Aegyptier fielen Apis und Urkraft dunkel zusammen; was dagegen unter dem Homunculus zu verstehen sei, wußte Goethe recht wohl, nur der Leser soll sich müde rathen. Die häufige Ausführlichkeit der Allegorie, die aus ihrer reflectirten Natur fließt, bildet keinen wesentlichen Unterschied. Von beiden ist der Mythus verschieden. Er setzt die religiösen Wahrheiten in Handlungen um; Handlung setzt Willen, Wille eine Person voraus; seine Personen aber verhalten sich zu dem bestimmten Ideengehalte, den sie vertreten, so, daß dieser ihre eigene Seele, ihre Leidenschaft ist. Der Mythus konnte sich daher noch nicht in der Naturreligion, sondern erst in der aus ihr herausstrebenden Religion der schönen Menschlichkeit in seinem wahren Wesen ausbilden. Er läßt das Symbol hinter sich, und geht der Allegorie, die von ihm das Successive der Handlung aufnehmen kann, aber keine eigentliche Handlung kennt, weil sie keine Personen, sondern nur Devisen hat, voran. Die Allegorie hat sich immer ein-

gestellt, wo das Leben einer Religion im Absterben und mit ihm die poetische Potenz im Verwelken war. Die späteren Griechen, die Römer der Kaiserzeit liebten sie, die saeva necessitas des Horaz mit Balken, Nägeln, Keilen, Klammern und Blei daherkeuchend, ist die rechte Reigenführerin dieser Zunft; die Jahrhunderte des Zopfs kultivirten sie ganz leidenschaftlich, und indem jetzt die Kunst kräftig die Flügel regt, ist sie uns als Muttermal der Prosa, als Haarbeutel des ancien régime noch hängen geblieben. Ob wir berufen sind, uns aus dem Zopfe (ich muß das Wort, wie die Künstler, als Terminus brauchen, es giebt kein anderes) ganz herauszuarbeiten, dies fällt so ziemlich auch mit der Frage zusammen, ob wir fähig sein werden, die Allegorie vollends abzuschütteln. Ich möchte die Künstler nur das Eine fragen: ob ihnen die Wirkung ihrer Bilder gleichgiltig ist? Ob sie lieber klar oder dunkel bilden? Ob sie lieber erfreuen oder langweilen? Ob sie lieber rühren oder kalt lassen? Schadow hat die Parabel von den klugen und den thörichten Jungfrauen in einem großen Staffeleigemälde mit vielem Aufwand von Kunst ausgeführt. Der himmlische Bräutigam öffnet eintretend die Pforte, zu beiden Seiten sehen wir in reicher Abstufung des Affects dort die erschrockenen unklugen, hier die freudigen klugen Jungfrauen mit ihren Lampen. Können wir mit dem Schmerz jener, mit der Freude dieser irgendwie sympathisiren, mit ihnen fürchten, hoffen, erschrecken, entzückt sein? Gewiß nicht, es ist ihnen selbst ja nicht ernst, nicht einmal mit ihrer Existenz, sie haben ja kein Blut, keine Lebenswärme, bedeuten nicht sich selbst, es sind Schatten, Schemen, ein paar Lappen um einen Begriff geschlagen; ein ganz tüchtiges Bild für die Rede, für den Lehrvor-

trag, hohl und matt für die bildende Kunst. Ganz anders verhält es sich, wenn wir dieselben Figuren am Portal der Sebalduskirche zu Nürnberg einzeln in Stein gebildet auf Consolen stehen sehen. Hier sind sie architektonische Verzierung, und diese unterliegt ganz anderen Bedingungen, als die Malerei. Im Museum von Neapel ist auch zu sehen, von Salvator Rosa gemalt, die Parabel vom Balken und Splitter, ein hinreißendes Kunstwerk. „Freilich so etwas, das muß ja häßlich und abgeschmackt aussehen." Das schadet aber der Allegorie als solcher nichts, das Princip der Allegorie ist gar nicht das Schöne, sondern das Wahre; sie ist nur zufällig und gelegentlich schön, Wahrheit und Schönheit können in ihr sogar im umgekehrten Verhältnisse steigen und fallen. Da übrigens auch das dünnste bildliche Gewand den Lehrgehalt immer noch mehr versteckt als offenbart, so würde ich unseren Ideenmalern sehr rathen, künftig leere Flächen in einem Rahmen aufzustellen: darauf wäre dann zu sehen das Absolute = Zéro, die Idee der Ideen, der Urgrund, worin alle Kühe grau sind. Ohne alle Hyperbel, es müßte nach dieser Ansicht als die höchste Aufgabe des Malers consequent diese aufgestellt werden, nichts zu malen.

Aber fast hätten wir unser Bild vergessen. Die Allegorie kommt hier doch nur unter Anderem vor, die Seele des Ganzen ist nicht in allegorischen, sondern in mythischen Gestalten verkörpert. Man wird sich nicht einbilden, daß ich nicht wisse, wie etwas Angefochtenes durch den Namen mythisch ausgesprochen wird; noch viel weniger, daß ich behaupte, es liege jenen überirdischen Figuren gar nichts Historisches zu Grunde. Unser Mei-

ster freilich ist am weitesten entfernt, solchen Stoff als mythischen gelten zu lassen, vielmehr er stellt ihn als die allein wahre Realität und als die einzige würdige Aufgabe der Kunst hin. Alle weltliche Darstellung ist ihm ja das Ende der Kunst, Sünde der Apostasie (s. S. 14 u. 15). Man wird aber nicht erwarten, daß ich meinen Terminus mythisch, den ich alles Ernstes zur Unterscheidung der religiösen und der historischen Malerei in Vorschlag bringe, hier durch eine theologische Vorlesung begründe.

Ich spreche deßwegen gerade von diesem Bilde so weitläufig, weil nirgends mit solcher Bestimmtheit die weit verbreitete, in der wissenschaftlichen Aesthetik noch herkömmlich wiederholte Ansicht von der Einheit der Kunst und Religion aufgestellt ist. Natürlich ist bei unserem Meister nur von christlicher Religion und Kunst die Rede. „Das Heidenthum als solches soll der Künstler mit entschiedener Verachtung liegen lassen; aber er mag sich gleichwohl die Kunst der Alten, so wie ihre Litteratur, zu Nutzen kommen lassen, gleichwie die Kinder Israel die goldenen und silbernen Gefäße aus Aegypten mitgenommen, wofern er sie nur, gleich diesen, zum Dienste des wahren Gottes in seinem Tempel umzuschmelzen und zu heiligen weiß.“ Da steckt wieder ein hübsches Nest Confusion. Das Heidenthum als solches. Soll das heißen: Stoffe aus der heidnischen Religion? Diese werden aber doch im Grunde von der neueren Kunst nur selten aufgenommen. Die griechische Weltanschauung überhaupt ist vielmehr gemeint, wie sie dem Sinnenleben und der naturgemäßen Wirklichkeit positive Geltung gönnt. Die griechische Stimmung und die aus ihr fließenden Kunstformen aufgenommen zu haben, ist sein Vorwurf gegen Mich. Angelo und Rafael. Aus diesem Grunde ist die

moderne Kunst seit dem Schlusse des Mittelalters für ihn nicht vorhanden; denn ihre weltliche Tendenz hat neben dem kritischen Geiste des Protestantismus, der den christlichen Olymp entvölkerte, wesentlich die Rückkehr zum gesunden Realismus der Alten zum Ausgangspunkte; Reformation und humanistische Studien wirkten auf dasselbe Ziel. Etwas soll nun aber der Künstler von den Heiden doch lernen dürfen. Die schöne Form ohne Zweifel, und in diese soll er den christlich-kirchlichen Inhalt niederlegen? Als ob er die Schönheit der Antike bewundern und reproduciren könnte, wenn er ihre Grundlage, die plastische Weltanschauung, verachtet! Und als ob das gar nie wäre bezweifelt worden, daß die antike Form und der christliche, d. h. der mittelalterlich-kirchliche Gehalt so widerspruchlos sich verschmelzen lassen! Als ob noch Niemand gemerkt hätte, wie Rafael, indem er sie verschmilzt, eben dadurch auch die Auflösung des religiösen Ideals der Romantik beginnt! Wie der Fanatismus auch die gemeine Logik verwirrt, davon giebt besonders folgender Umstand mit dem Sarkophage des Nicola Pisano ein schlagendes Beispiel. Diesem merkwürdigen Manne ging der Geist der antiken Plastik bekanntlich durch das Studium eines antiken Sarkophags zuerst wieder auf. Overbeck benützt diese Thatsache, so aber, daß er einen Sarkophag mit einem Relief aus der ältesten christlichen Zeit an die Stelle des antiken setzt. Die Reste antiker Form in den ältesten christlichen Kunstdenkmälern waren aber bekanntlich sehr dürftig, und, so weit sie noch vorhanden waren, doch nichts anderes, als eben eine Erbschaft aus dem Heidenthume; also erreicht Overbeck durch diese lügenhafte Entstellung der Geschichte nicht einmal seinen Zweck, die Verdrehung der Thatsache bestraft sich durch Unsinn.

Wir müssen hier nothwendig an die Wurzel gehen und den Satz von der Einheit der Kunst und Religion überhaupt prüfen. Die Seite ihrer Einheit braucht wirklich nach Allem, was Schelling, Solger, Hegel hierüber gesagt haben, keinen philosophischen Beweis mehr. Sie haben einen und denselben Boden, die Einheit des Begriffs und der Wirklichkeit, die versöhnte Welt, die Idee, und die Religion, indem sie diese in einem Kreise von Mythen niederlegt, arbeitet der Kunst von selbst in die Hände. Der geschichtliche Beweis liegt für Jedermann da, denn bis zum Ende der großen mittelalterlichen Kunstblüthe gingen in allen Weltaltern Kunst und Religion Hand in Hand. Allein schon an sich ist in der Einheit zugleich der Unterschied und die Lösbarkeit beider Sphären nicht zu verkennen. Die Religion bewegt sich zwar im Elemente der Vorstellung. Allein für's Erste ist es nicht die reine Vorstellung, in der sie sich bewegt, sondern sie reicht theilweise schon in das Gebiet des abstracten Denkens hinüber, indem sie die Vorstellungen in Lehrsätze faßt, mit Beweisen stützt, mit Unterscheidungen und Nutzanwendungen prosaisch durchflicht und zwar nicht nur in der Dogmatik, sondern im gemeinen Bewußtsein selbst. Für's Andere ist ihr in dem Grade, in welchem sie über die Naturreligion sich zur Religion des Geistes erhebt, die äußerliche Anschauung des innerlich Vorgestellten im Kunstwerke entbehrlich, ja sie setzt sich in Opposition dagegen, weil sie Götzendienst befürchtet. Der Katholicismus war der Kunst in dem Grade günstig, als er noch mit polytheistischer Stimmung und polytheistischen Stoffen behaftet war. Der protestantische Cultus verlegt den Dienst des Herrn rein ins Innere und befürchtet von den bunten Umgebungen der Kunst mehr Zerstreuung als Sammlung; er hat

zwischen der ästhetischen und der religiösen Stimmung unterscheiden gelernt. Wirklich, man trete in die Allerheiligenkirche zu München und überzeuge sich mit eigenen Augen, daß das Volk zwischen diesen reichgeschmückten Wänden gedankenlos gafft, statt zu beten. Das hat im Katholicismus allerdings wenig zu sagen, denn aus demselben Grunde, warum er der Kunst so sehr günstig war, fixirte er auch den Begriff des opus operatum. Sparsame, würdige Mitwirkung der Kunst zum Gottesdienste soll natürlich darum nicht abgewiesen und die Geschmacklosigkeit, ja die Häßlichkeit des protestantischen Cultus nicht gutgeheißen werden. Nur liegt in der Religion für sich nicht nothwendig der Trieb der Veredlung der ästhetischen Formen ihres Cultus. Ihr Interesse ist kein contemplatives, sondern ein praktisches, Erbauung. Es soll in dem andächtigen Subjecte Etwas anders werden, es soll nicht bleiben, wie es war, und bei dieser Veränderung ist es mit seinen höchsten Wünschen und Hoffnungen absolut betheiligt. Die Religion hat Interesse (allerdings kein endliches), die Kunst keines. Kant's Kritik der ästhetischen Urtheilskraft hat dies hinlänglich dargethan. Jene Veränderung im Subjecte zu bewirken genügt aber auch der dürftige, der rohe Kunstversuch, ja dieser sagt dem religiösen Interesse in seiner specifischen Reinheit mehr zu, als das schöne Kunstwerk. Die Aeußerungen des Aeschylos, des Pausanias, daß die alten strengen und düsteren Cultusbilder göttlicher seien, als die neuen schönen, sind ja bekannt. Das schöne Bild befreit, Angst und Zittern um unser Seelenheil hat in seiner Gegenwart ein Ende und wir erinnern uns, wie schön die Welt da draußen sei, der wir entsagen sollen. Die Absichten beider Sphären können sich (und es ist dabei gar nicht an eine gesunkene

und frivole Kunst zu denken) geradezu feindlich begegnen. Die gräßlichen Darstellungen der Qualen Jesu und der Märtyrer predigen dem sinnlichen Menschen einschneidend, wie er es bedarf, was der Gottessohn und die Heiligen um seine Seligkeit litten; der ästhetisch Gebildete aber wendet mit Schauder sein Auge von jenem heiligen Bartholomäus im Dome zu Mailand ab, der seine abgezogene Haut auf der Schulter trägt, von Poussin's heiligem Erasmus im Vatican, dem die Gedärme aus dem Leibe gehaspelt werden, von der heiligen Agata in den Uffizien zu Florenz, der die Brüste mit Zangen zerrissen werden. Umgekehrt ist es nicht die Sprache religiöser Erbauung, wenn ein italienisches Mädchen vor einer Mutter Gottes mit dem Kinde von Rafael ausruft: che bello bambino, quanto è grazioso, quanto è carino! Endlich verfolgt der Gottesdienst seine Zwecke schonungslos gegen die edelsten Werke der Kunst. Man weiß, wie der Lichterqualm, der Weihrauch das jüngste Gericht des M. Angelo schwärzt, wie ungünstig und dunkel gewöhnlich die schönsten Bilder in Kirchen hängen, und was wäre wohl aus der Sixtinischen Madonna geworden, wenn sie noch als Umgangsfahne zu Piacenza diente!

Es ist bekannt, daß bedeutende Meister in Italien und Deutschland, nicht etwa nur in der Zeit des Verfalls, wie Poussin, sondern in der besten Zeit, sich nicht enthielten, jene schauderhaften Martern darzustellen. Freilich auf Bestellung, aber die Aufgabe ließ sich immer mildern. Allein sie standen selbst nicht auf rein ästhetischem, sondern auf religiösem Boden, sie waren nicht frei; und dies führt uns auf die Hauptsache, ins Schwarze unserer Scheibe.

Es liegt in der gemeinsamen geschichtlichen Entwicklung der

Kunst und Religion eine schwierige Antinomie. Indem sie sich immer mehr zusammenbewegen, gehen sie jeden Moment eben so sehr immer weiter auseinander, sie bilden sich einander zu und zugleich von einander weg, sie suchen sich, und dies Suchen ist ein Fliehen; sie finden sich und sie sind weiter getrennt als je. Die Religion stellt das innerste Selbst des Menschen ihm äußerlich projicirt gegenüber. Nicht sein empirisches Selbst ist es, was er hier anschaut, sondern sein ideales. Er soll es wieder erkennen in dieser Bewegung, es soll das gegenüberstehende Bild seinen reinen Geist vertraut begrüßen, seinen Eigenwillen aber und sein sinnliches Leben tief erschüttern und abweisen. Die Religion auf ihrem Standpunkte kennt eine Versöhnung des empirischen mit dem idealen Ich nur unter der Bedingung, daß jenes im Innersten zerknirscht und gebrochen werde, daß es in seinen Tiefen zusammenschaure, die heidnische wie die christliche. Dies negative Moment hält sie fest, um von seinem Eintritt unmittelbar zum Momente der höchsten Versöhnung überzugehen. Jene Brechung des natürlichen Willens als ein stetiges Werk der Erziehung anzusehen, den gebildeten Willen als eine affirmative Einheit des geistigen und des Sinnenlebens anzuerkennen, ist der Standpunkt der Ethik, der nur implicite in dem der Religion liegt. Zurückweisung also des natürlichen Willens und freundliches Entgegenkommen gegen das reine Selbst im Zuschauer bleibt Hauptaufgabe religiöser Kunstwerke. Dies leisten sie um so mehr, je mehr sinnliche Darstellungsmittel ihnen zu Gebot stehen, je mehr sie sich zur reinen Form erheben, und mit der Vollendung der Form erreicht das religiöse Ideal seinen Gipfel. Aber wo holt der Künstler diese Form? In der Natur, in der Welt; und gerade

diese soll sein Ideal als nichtig darstellen. Also was er als verwerflich, als sündhaft, als ausgeschlossen aus dem Heiligthum aufzeigen soll, eben das ist es, was er zu demselben Zwecke aufnehmen und einlassen soll, das ist der Widerspruch. Woraus sein Werk verbannen soll, das ist seine Heimath, seine Lebensluft. Der Widerspruch wird lange nicht gefühlt, bis an die Schwelle der höchsten Entfaltung bleibt der Flügel der Kunst gebunden, ein Rest alter Herbe und typischer Härte rettet die geforderte abweisende Strenge. Das ist es, was in den Werken eines Fiesole, eines Pietro Perugino, Franc. Francia so fromm ergreift, so tief rührt, die Schüchternheit in der Anmuth, die naive Dürre und Magerkeit bei Formen, die doch schon der höchsten Schönheit entgegenschwellen. Endlich bricht die Knospe, die Jungfrau ist reif und mannbar, das Ideal erreicht; und jetzt, in den Werken eines Phidias und Polyklet, eines Rafael feiern Kunst und Religion den Moment ihrer höchsten Einheit. Aber es ist zugleich der Moment ihrer Entzweiung für immer; die erblühte Jungfrau hat kein Bleiben mehr in den Klostermauern; die Geburt des religiösen Ideals ist die Stunde seines Todes, diese Aloë welkt, wenn der schlanke Blüthenstengel emporgeschossen ist. Es war zu viel Natur, zu viel Form in dies Heiligthum eingelassen, es hat mit ihr seinen Feind in sich aufgenommen; einen Basilisken, der sein Blut aussaugt, hat die kirchliche Kunst an ihrem Busen aufgesäugt, die Schönheit wird ihre Verrätherin. Das gebundene Bewußtsein des Künstlers hat sich vom letzten Reste des Typus befreit, und mit dieser Freiheit ist es ein weltliches geworden, ohne es zu merken. Die Bundesfeier selbst ist die Sünde der Apostasie. Lange noch hält die Kunst die kirchlichen Stoffe fest,

aber der Geist ist heraus. Zugleich arbeitete längst der denkende Geist im Stillen, bis er gerüstet hervorspringt und jener Einheit auch von seiner Seite ein Ende macht. Die Vereinigung der höchsten Leistungen in der heiligen Malerei mit den sichtbaren Anfängen einer Entfremdung von dem kirchlichen Ideale in Rafael, der jähe Sprung des M. Angelo über alle fromme Keuschheit der Form hinweg, die Entschiedenheit der Venetianer für Bildniß, Geschichte, glühendes Sinnenleben, alte Mythologie bei ganz genreartiger Behandlung religiöser Gegenstände, Correggio's üppige Sentimentalität: alles dies fällt in dieselbe Zeit, da in Deutschland die Reformation mit scharfem Besen die ganze bunte Phantasmenwelt des Mittelalters hinwegstreifte. Es ist leicht, in Griechenland denselben Gang nachzuweisen. Die florentinische und umbrische Schule des 15. Jahrhunderts entsprechen der Periode des Phidias; die des Rafael, Correggio, der Venetianer der Richtung des Praxiteles und Skopas, wo mit der vollen Ausbildung der reizenden Form auch das Profane eintritt, und wie mit jenen die Reformation, so ist mit diesen die sophistische und sokratische Philosophie gleichzeitig.

In Deutschland giebt man die kirchlichen Stoffe auf, in Italien behält man sie bei und verkehrt sie. Der Katholicismus selbst, von der Aufklärung angesteckt und seinen Zerfall fühlend, versucht eine große Restauration, bei der ihm die Kunst wesentliche Dienste leisten soll. Das religiöse Ideal soll durch Mittel sehr moderner Art, durch stimulantia gerettet werden. Jene eigene feine Sinnlichkeit, welche mit der Trunkenheit sentimentaler Verzückung zusammenfällt, jene Vermischung von Magdalene und Pompadour, jene schuldige Unschuld, jene kokette Naivetät, all jener Theatereffekt,

der das spätere sechzehnte, siebzehnte, achtzehnte Jahrhundert bezeichnet, ist das Mittel, das der moderne Katholicismus aufbietet. Die Kirchenmusik wird zur Opernmusik, die ernste Glocke selbst lernt Menuett tanzen, dem Bildhauer stehen Ballet-Tänzer und -Tänzerinnen, die Architektur lernt hüpfen, daß ihr die gewickelten Haare in die Lüfte flattern, Maitressen blicken schwimmend in lüsternen Thränen aus dem Rahmen und runzliche vettelhafte Alte, heilige Hieronymus, Franciscus u. s. w. schmachten mit der Verzückung begehrlicher Impotenz nach ihnen. Diese Periode, die berühmte große Zopfperiode, ist der Auflösungsgang des romantischen Ideals.

In Holland hatte der protestantische Geist im 17. Jahrhundert einen neuen Weg gesucht. Da ihm die transcendente Gestaltenwelt entzogen war, ergriff er die Wirklichkeit, zuerst die nächste, deren derbe Gegenwart nur die Idealität der Komik oder des traulichen Familiengeistes zuläßt. Ganz ebenso hatte im 16. Jahrhundert die deutsche Poesie der Ueberschwenglichkeit des romantischen Epos den plebejischen Ton der derben Volkslust, den Grobianismus eines Dedekind, den überschrecklich lustigen Cynismus eines Fischart entgegengestellt. Dies waren die Anfänge einer neuen Kunst, deren Inhalt die Wirklichkeit, nicht mehr das phantastisch bevölkerte Jenseits sein sollte, die Geschichte, nicht der Mythus. Aber es fehlte der Adel der Form, es fehlte die Idealität der ernsten Schönheit. Diese war nur von den Alten zu lernen. Der winterliche, zwiespältige deutsche Charakter, seine stille Tiefe bei roher Form sollte mit dem Geiste der antiken Plastik durchdrungen ein neues Kunstleben erzeugen. Schon einmal war die antike Form aus ihrem Grabe erstanden, um der verschlossenen

Innigkeit des romantischen Gemüths zur schönen Erscheinung zu verhelfen; es war in Italien im 15. Jahrhundert, als die Florentiner an diese reine Quelle zurücktraten, auf deren Schultern Rafael steht. Aber ungenügsam zupft und zerrt man an der antiken Form, gießt einen fremden, eitlen, modern-selbstgefälligen Geist in ihre gesunden Glieder und verkehrt sie endlich so, bis man sie wirklich mit sehenden Augen nicht mehr sieht. Die mißverstandene Antike ist eine Hauptbedingung des Zopfs.

Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts geht von Deutschland aus die Reinigung der Kunst durch die Reinigung des Sinns für die antike Form. Winkelmann erlöst uns von jenem Hohlspiegel, durch den wir die Antike gesehen hatten. Endlich erkennen wir in den Homerischen Helden wieder Menschen und nicht mehr renommistische Gardeoffiziere, ahnen und schauen wieder, was Natur sei, große Natur, Styl, Geist in Naturform, Weben und Sein im Mittelpunkte, Quellwasser, Milch des Lebens. Karstens, Wächter, Schick ergreifen mit kräftiger Hand, was Winkelmann entdeckt. Die Barbaren hatten zum zweiten Male die alte Welt erobert. Die grobe deutsche Natur lernt endlich, was ihr das Schwerste ist, Form. Die deutsche Malerei des Mittelalters ist bewunderungswürdig in den zwei äußersten Seiten der Darstellung: Seelentiefe des Ausdrucks und liebevolle technische Vollendung des Einzelnen; aber die Mitte fehlt, die Rundung, Fluß und Schwung großer Formen, die schöne Gestalt, kurz die Plastik. Was schon Giotto am Saume erfaßt, Fiesole trotz aller Transcendenz seiner Stoffe gefühlt, ja theilweise erreicht, Masaccio im Mittelpunkte mächtig ergriffen, das liegt in Deutschland noch dem Albrecht Dürer in weiter Ferne, die Sculptur streift näher daran

Schritt von unendlichen Folgen. Denn daß die alten Götter nicht wieder in's Leben zu rufen sind, daß eine ganze Welt, die neue Welt mit ihren Charakterfiguren, ihren schwärmerischen blauen Augen, die Geschichte mit all' den Trachten und Formen, in denen sie sich darstellte, die deutsche Sage, der ganze Schauplatz der romantischen Poesieen — sofern nur nicht die romantische Wunderwelt selbst mit ihrer Durchbrechung aller festen Formen, sondern der Glaube an jene Wunderwelt und der von ihm sehnsüchtig geleitete Mensch die Aufgabe war —, die deutsche Landschaft, kurz, daß ein unendliches Feld erst noch zu erobern war, wer sieht dies nicht ein? Aber auch hier dieselbe Verirrung. Das Mittelalter mit Haut und Haaren, seine Kirchen, seine Legenden, sein Mythus sollte erneut und dogmatisch als höchste Aufgabe anerkannt werden, blondlockige vergißmeinnichtaugige Sternbalde wanderten nach Rom und Hr. Overbeck wurde katholisch.

Fassen wir nach diesem Spaziergange wieder vor unserem Gemälde Posten. Hier haben wir eine Frucht dieser Tendenzen, eine Beichte, ein Generalbekenntniß von Overbeck's Künstlerleben.

Ich fasse die Sache jetzt an der Wurzel und sage: das Princip der Reformation, in der Kirche selbst nur unvollständig aufgestellt, von der Wissenschaft, von der Weltbildung durchgeführt, hat den Olymp des Mittelalters ein für allemal rein ausgeleert. Unser Gott ist ein immanenter Gott; seine Wohnung ist überall und nirgends; sein Leib ist nur die ganze Welt, seine wahre Gegenwart der Menschengeist. Diesen Gott zu verherrlichen ist die höchste Aufgabe der neuen Kunst. Die Geschichte, die Welt als Schauplatz des Herrn, die naturgemäße Wirklichkeit in scharfen, nicht romantisch schwankenden, festen Umrissen als eine Bewegung, worin

sittliche Mächte Gottes Gegenwart verkündigen, wo Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen, das ist das Feld des modernen Künstlers. Wir kennen keine Wunder mehr, als die Wunder des Geistes, diese innere Romantik bringe der Künstler in gediegenen, plastisch geläuterten Formen zur Erscheinung. Hiedurch ist die kirchlich-religiöse Malerei, die man sonst als den höchsten Zweig der historischen Malerei ansah, offenbar von dieser Stelle vertrieben, ja sie ist aufgehoben. Sind es ja doch schon dreihundert Jahre her, daß sie Todes verblichen ist, und nur mit galvanischen Reizen hat man ihr ein neues Scheinleben einzutreiben gesucht. Unter Anderem mögen Madonnen und Heilige u. s. f. immer noch vorkommen; man kann dem Künstler nicht vorschreiben, die Stimmung des katholischen Mittelalters mag ihn gelegentlich ergreifen, daß er einmal ein Heiligenbildchen malt, so wie er unter Anderem auch einmal die alten Götter wieder auf einige Stunden bei uns einführen mag. Aber er stelle diese Aufgaben nicht als Princip auf. Er mag es, wenn er eine lebendige Leiche sein will. Unsere Kunst hat Alles verloren und dadurch Alles gewonnen; verloren die ganze Fata Morgana einer transcendenten Welt, gewonnen die ganze wirkliche Welt. Die Malerei des Mittelalters, wie sein Glaube, legte die ganze Erde in den Himmel hinüber, die unsrige zeige den Himmel auf Erden. Die Atmosphäre unseres Planeten ist für uns keine Geisterwohnung mehr, der Horizont ist gereinigt; keine Feen und Gnomen schimmern mehr durch den Nebel, keine Götter und Marien thronen auf abendrothen Wolken: es ist Nebel, es sind Wolken, aber die Welt selbst rückt nun in's volle Licht, da vorher zwischen ihr und der Sonne eine zweite Körperwelt ihr das Licht

entzogen, sie liegt aufgeschlagen vor uns, die Strahlen der Kunst können ihr bei, es ist Luft, Licht, offen. Daß, wer diese helle, klare Welt im Segen ihrer Götterkräfte darstellt, indem er das Gemeine, was bloß endlich an ihr ist, im Läuterungsfeuer der Phantasie ausscheidet, Gott nicht verherrliche, daß man nur entweder Gott, oder die Welt, entweder die Idee oder die Wirklichkeit, entweder die Natur in der heiteren Regung großer Kräfte oder die Uebernatur darstellen, entweder nur artistischer Naturalist oder Supranaturalist sein könne: wer dies behauptet, ist ein Manichäer, ein Künstlerpietist, ein Mensch, der nicht weiß, daß nicht bloß unsere Theologie, sondern unsere ganze Bildung längst über das Dilemma des Rationalismus und Supranaturalismus hinaus ist, ja er ist ein Mensch, der keine wahre Religion hat. Denn wahre Frömmigkeit vertraut auf Gott, daß er bei uns und mit uns, daß er ein Geist sei, der nicht in sich bleibt und sich nicht verliert, wenn er seinem Andern sich ganz mittheilt. Meint ihr denn, das sei zufällig, daß wir einen Luther, einen Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Strauß haben? Das könne in der Wissenschaft eingeschlossen bleiben, sei nicht Symptom und Sprache unserer Gesammtbildung, fließe nicht in sie zurück und müsse auch in der Kunst durchbrechen? Ein großes Stück Geschichte verläugnen, ist immer Wahnsinn. Verkenne nur dein Volk und was es gethan, den Blitz des freien Gedankens auf seiner tiefgefurchten Stirne; geh nach Rom, um die ewig junge Antike zu verachten und das verwelkte Mittelalter zu verjüngen, laß dich von Rothstrumpf und Blaustrumpf mit abgestandenem Weihwasser sprengen: wir lassen die Todten ihre Todten begraben.

Unsere höchste Aufgabe ist jetzt das sogenannte profan-historische Gemälde nebst seiner Voraussetzung, Vorstudie oder wie man es nennen mag, dem edleren Genrebild. Robert war Epoche machend. Menschen in gewöhnlichen, harmlosen Situationen, aber Menschen mit der Anlage der Größe: dieser Bauernbursche an's Joch hingelehnt zwischen den gewaltigen Büffeln, es ist ein Cincinnatus in ihm verloren gegangen; diese hohe Frau mit dem Kinde auf dem Erntewagen, sie könnte Rafael zu einer Madonna sitzen. Es sind Genregemälde im historischen, hohen Style gefühlt und componirt, schwanger mit historischem Geiste. Man bringe solche Naturen in Handlung und wir haben das historische Gemälde. Anfänge sind da, aber vereinzelt, noch keine Blüthe, noch kein Schwung. Auf den historischen Bildern der Düsseldorfer Schule liegt noch bleierner Todesschlummer; die Münchner sind rüstiger, wiewohl sie mitunter etwas schwer an der gelehrten Garderobe des Mittelalters tragen; am meisten dramatische Spitze, aber theatralisch wie immer, haben die Franzosen. Doch es ist gut, daß wir nur erst den Weg gefunden haben. Das höhere Genre und das profanhistorische Bild warteten eigentlich bis jetzt auf ihre Geburt, sie sind von gestern. Anfänge sieht man im Mittelalter bei den Venetianern, bei Rafael, früher schon bei den Florentinern als Episode, da einer heiligen Handlung eine Gruppe von Zuschauern, Bildnißfiguren aus der Geschichte, äußerlich zugegeben wurde, wie bei Masaccio, Ghirlandajo, Cosimo Roselli und Anderen. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Der geschichtliche Geist konnte dem Mittelalter nicht aufgehen, die objective Betrachtung, die er verlangt, setzt alle Vermittlungen der Kritik und der freien Universalität voraus, die erst der moderne

Geist auf sich zu nehmen vermochte. Aber welche Welt, welche ungehobenen Schätze liegen noch vor uns! Nur Ein Gebiet von hunderten: die deutsche Geschichte, die Hohenstaufen, die deutsche Heldensage! Wem müssen solche Stoffe nicht das Herz schwellen? Und da sollte keine Verherrlichung Gottes sein? Es handelt sich hier im Grunde ganz einfach um eine logische Kategorie. Wer behauptet, Gott werde von der Kunst nur gefeiert, wenn er und sein übersinnliches Reich in greifbaren Gestalten über der Erde und miraculös in sie einbrechend dargestellt werde, der behauptet, der Geist müsse neben dem Körper selbst wieder als Körper bestehen, das Ganze müsse selbst wieder ein Theil sein. „Pantheismus! Ist der Mensch Gott?“ Nein! Ein Maler führe eine große geschichtliche Scene aus, worin eine allwaltende sittliche Macht siegend oder zum Heldentode stärkend ihren Triumph feiert: so ist keine der einzelnen Gestalten, welche die ganze Composition constituiren, gleich Gott, aber das Gesammtproduct der Handlung, zu dem sie zusammenwirken, und das unendlich größer ist, als jedes der mitwirkenden Subjecte, das ist — nicht Gott, aber ein Blatt aus dem Buche der Gottheit, ein Act aus der Geschichte der Selbstbewegung Gottes. Es giebt keinen Sprung zu Gott. Das Absolute ist nur Anfang, Mitte und Ende aller der Vermittlungen, durch die es sich offenbart; Gott wirkt nur durch Organe. In Rafael's Schule von Athen ist kein einzelner Philosoph die ganze Philosophie, sie geht als Geist durch das Ganze, ist Princip und Facit aller Glieder dieses hohen organischen Gebildes. Aber in den Fresken Hermann's in dem Universitätshause zu Bonn ist die Philosophie und die Theologie neben die

großen Männer, in denen sie sich wirklich verkörpert, als die hohle und schattenhafte Figur einer Allegorie grobmaterialistisch hingesetzt.

Doch endlich genug der allgemeinen Reflexionen. Bei einem Kunstwerke kommt es auf die Form an, es ist nicht philosophisch, sondern ästhetisch zu richten, und was philosophisch unwahr, muß in ihm als unschön zur Erscheinung kommen. Overbeck trägt selbst die Schuld, wenn wir mehr philosophisch, als ästhetisch zu Werke gingen, er hat einen Katechismus gemalt, er hat mit dem Pinsel eine Abhandlung geschrieben, er disputirt mit der Palette, wir antworten mit der Feder. Aber nehmen wir's einmal ästhetisch.

Daß die zwei Theile des Bildes keine Einheit haben, mußten wir oben aussprechen und können jetzt hinzusetzen, daß sich der Meister hiefür nicht auf die Werke der alten Schulen berufen darf. Sie entschuldigt der Dualismus des Himmels und der Erde, in welchem eine verklungene Weltanschauung sich bewegte. Und doch wissen sie eine Einheit herzustellen, die wir auf diesem Bilde vergebens suchen. Durch wehmüthigen Aufblick glühender Andacht sind gewöhnlich die irdischen Personen auf die überirdischen, durch freundliches Neigen nach unten diese auf jene bezogen, und in Rafael's disputa bildet der Nachtmalskelch, die himmlischen Strahlen sammelnd, ein mystisches Verbindungsglied beider Welten. Nehmen wir nun beide Theile für sich und sehen zuerst nach dem oberen. Madonna thront, ein keusches, reines, bezauberndes Mädchen; das Kind, dieses wenigstens nach unten geneigt, lieb, rührend, zum Küssen. Hier zeigt sich Overbeck's milder weiblicher Genius in seinem Elemente. Overbeck's Styl sucht bekanntlich die Mitte zwischen Fiesole und Rafael; von diesem den Fluß und die Rundung, Freiheit der Gestalt, von jenem die keusche

Schüchternheit, die selige Innigkeit, die Sabbathstille, den Rest typischer Gebundenheit und Herbe. Man möchte sagen, er suche den Rafael da zu ergreifen und festzuhalten, wo er in seiner florentinischen, noch etwas strengen Periode stand; aber Rafael hatte doch schon damals und von Anfang an mehr Männlichkeit und Sättigung, als Overbeck jemals erreichen kann und will. Sein Genius ist eine aufblühende Jungfrau, deren Knospe noch nicht ganz gebrochen ist, deren Formen verschämt vor der Schwelle zur Mannbarkeit innehalten. Welch schönen Anfang heiterer Entfaltung nahm dieser Geist in den Fresken der Villa Massimi! Wie mild und klar liegt der idyllische Duft auf jenem lieblichen Bilde: die Ankunft der Erminia bei den Hirten! Und welche Welt, welcher Reichthum von edlen Stoffen lag diesem reinen Streben aufgethan! Aber er beschließt, dieser schönen Welt Lebewohl zu sagen und sich in dumpfen Kapellen zu verriegeln. Es sei denn; wer durchaus Mönch oder Pfaffe werden will — wir können's ihm nicht verwehren. Daß nun in diesem eng beschlossenen Kreise das Ideal der Madonna es sei, wozu diese Hand am meisten Beruf hat, begreift sich; zwar nicht die stolze Königin der Himmel, wohl aber die keusche Magd des Herrn, die schamhaft über dem Geheimniß ihrer Berufung sinnende Braut, ist ganz eine Aufgabe für seine kindliche Grazie. Ja, sie ist schön, diese Madonna, diese reine Taube sonder Galle. Und doch — es ist etwas darin, ich weiß nicht was, etwas Almanach, etwas Vielliebchen und Vergißmeinnicht. Es ist ein Zug, der in allen neueren Madonnen unverkennbar ist; man sieht ihnen eben eine Zeit an, wo es Stammbücher, viele Spiegel, Modejournale und Titelkupfer von Taschenbüchern giebt. Wie soll es auch anders möglich sein! Wie

kann ein Mensch seine Zeit verläugnen! Die betende Madonna von Heinrich Heß in der Allerheiligenkirche zu München ist ein wunderliebliches, frommes Bild, und doch auch sie hat denselben Zug. Wir wissen einmal, es giebt keine menschliche Jungfrau, die zugleich eine göttliche, keine Empfängniß, die zugleich außer dem Naturgesetz wäre. Mag der Einzelne es glauben, oder nicht: dies ist ganz gleichgiltig; es ist in der Atmosphäre, er schlürft diese Bildung in jedem Athemzuge mit ein. Nun soll aber dennoch eine jungfräuliche Mutter dargestellt werden; wohlgemerkt nicht in dem rein sittlichen Sinne, wonach die wahre Liebe das Sinnliche adelt, die wahre Frau stets keusche Braut bleibt, sondern im kirchlichen Sinne eines Mirakels, einer unbegreiflichen Existenz. Diesen Zwang gegen das Zeitbewußtsein, diese Absichtlichkeit sollte man dem Bilde nicht anfühlen? Nein, eure Madonnen sind nicht Madonnen der alten Kirche; sie haben in den Stunden der Andacht gelesen, sie sind in einer Pension, in einer Töchterschule aufgewachsen, ein Jährchen wenigstens, ja sie trinken Thee, wenig, aber etwas. Diese hier hält ja gar eine Schreibfeder in der Hand; gebt Acht, sie nimmt ein Blatt aus einem Album mit Rococo-arabesken am Rande und schreibt etwas aus Jean Paul darauf — nein, schönes Mädchen, ich glaube es nicht, daß dies Kind Ihr Kind ist, Sie sind zu sittlich, auch hat der heilige Geist einen andern Geschmack, etwas derber*); einen Zimmermann hätten Sie

*) Die Bosheit hat unter Anderem diese Stelle herausgegriffen, um mir schädlich zu seyn. Ich werde mich aber durch nichts abschrecken lassen, nach wie vor die innere Frivolität unwürdiger Vorstellungen von dem Göttlichen schonungslos an den Tag zu legen.

schwerlich geheirathet; vielmehr ein Ideal von einem sittlichen, höchst musterhaften jungen Mann, angestellt etwa beim Kirchen- und Schulwesen, irgend einen Oberhofprediger, der Glockentöne geschrieben hat — den würd' ich Ihnen empfehlen. Aber wie frevle ich! Das Bild ist doch so schön! Und ich habe doch Recht; eine Madonna ist für uns eine Unmöglichkeit. Die alten Maler, ja die konnten es. Wie innig der Einzelne an sie und den ganzen Mythenumfang der Kirche glaubte, war dabei nicht wichtig; die Forderung einer besondern Frömmigkeit an den Künstler ist in allen Zeiten lächerlich, und was Fiesole malen konnte, dankte er gewiß nicht den Gebeten und Thränen, mit denen er an die Staffelei trat. Daß die Weihe der Stimmung nicht fehlen darf, versteht sich, aber wie der praktisch-menschliche Charakter und die Innigkeit dogmatischer Ueberzeugung damit zusammenhängen, inwieweit das Ideal seiner ästhetischen Contemplation auch die Persönlichkeit des Künstlers durchdrungen haben müsse, darüber muß man in seinen Behauptungen sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn die Frage ist gar nicht einfach. Von dem alten, strengen, kirchlichen Giotto hat man mancherlei Anekdoten, worin er eben nicht sehr lammfromm erscheint; der andachtglühende Perugino war, wenn man auch von Vasari's Schilderung Manches abzieht, ein Mann, der die Güter des Lebens wohl zu schätzen wußte, und die Maler der reifen Periode ohnedies waren sammt und sonders Weltkinder. Allein wie locker sie leben und denken mochten: die Principien, die Grundstimmung des Katholicismus hatten sie mit der Muttermilch eingesogen, wir Neueren aber, Katholik wie Protestant, wir Kinder einer Zeit, wo es Fräcke und Cravatten giebt, haben die entgegengesetzte Stimmung in allen Nerven und Adern,

und jede Mühe ist vergeblich, uns auf dem Wege der Ueberzeugung, der Dogmatik in jene zurückzuversetzen. Dahin kommt man nicht mit Dampfkraft, es ist aus und vorbei.

Aber gesetzt, man könnte; gesetzt, der reife, verständige Mann könnte noch einmal in alle naiven Illusionen seiner Jugend zurück: sollte er denn so unklug sein, dasselbe in der Kunst zu versuchen, wo er mit Meistern rivalisiren muß, die all' den künstlichen Umweg nicht nöthig, die Alles von selbst beisammen hatten, was eine höchste Blüthe kirchlicher Kunst bedingt? Können wir denn im besten Falle mehr erreichen, als einen flüchtigen Nachglanz, eine löbliche Reproduction dessen, was schöner und ursprünglicher schon dagewesen? Wer ist denn so thöricht und stellt sich ohne Noth in eine Kategorie, in welcher er unerreichbare Nebenbuhler findet? Die religiöse Kunst sei in ihrer Entwicklung unterbrochen worden und unvollendet geblieben, wir sollen sie zur Reife bringen, meint Overbeck (S. 14). Daß ich nicht wüßte. Das fünfzehnte und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, die florentinische, umbrische, mailändische Schule, Rafael als Gipfel von Allen, haben, was die Malerei irgend aus der katholischen Welt ziehen konnte, bis auf den Grund herausgezogen. Dieser Brunnen ist ausgeschöpft. Julian's erneuerter Polytheismus konnte keinen Phidias und Polyklet mehr zeugen. Cornelius hatte leicht, die offenbaren Verstöße des M. Angelo gegen das kirchliche Ideal in seinem jüngsten Gerichte zu verbessern und zugleich alles Große dieses gewaltigen Werks zu entlehnen. Es ist eine ganz tüchtige Nachahmung, aber verlorene Mühe, denn die Sache ist größer und ursprünglicher schon dagewesen, und was für jene Zeit recht und

gut war, diese Lehre von der Verdammniß, ist für uns craß und zurückstoßend.

Die Heiligen, welche Maria umgeben, sind in demselben schüchternen, frommen Tone gehalten. Viel Schönes; wie trunken andächtig der malende Lucas! Aber nichts, was trifft und packt, nichts Mächtiges. Die Männerköpfe David's und Salomo's erinnern an die herrlichen Gestalten auf Rafael's Theologie in dem oberen Halbkreise, aber die Schneide fehlt, sie sind matt und zahm. Es ist castrirter Rafael: eine Manier, die sich überhaupt jetzt bei unseren talentvolleren Vertretern der religiösen Malerei zur kanonischen ausgebildet zu haben scheint. Es liegt auch so nahe. Rafael hat das religiöse Ideal zur vollen Schönheit entfaltet, aber ist auch schon in das Unheilige hinausgeschritten; so entlehnen wir den Fluß und Schwung seiner Formen, beschneiden ihn aber etwas, nehmen etwas Trockenheit und Timidität der älteren Schulen dazu, und wir bekommen das Rechte. So hat man weder Rafael's hohe, männliche Freiheit, noch die kräftige typische Strenge der Aelteren, sondern jene eigene Reinlichkeit, Sauberkeit, Kostbarkeit, Gewiegtheit, der die Ecken der Männlichkeit fehlen. Wie lieblich schön sind die Compositionen Heinle's (für Fresken in einer Kapelle, sie waren in der Frankfurter Kunstausstellung im April zu sehen), die sieben Seligkeiten der Bergpredigt darstellend! Wie tief der Geist dieses Mannes ist, bewies auch eine Zeichnung, das Leben der heiligen Euphrosyne nach der Art der alten Meister in fortlaufenden Scenen auf Einem Felde entfaltend, voll epischen Gefühls, voll gemüthlicher Heimlichkeit im tiefen Ernste. Aber wir können uns in diese so ideellen Formen, aus denen das Grobe der Wirklichkeit hinweggetilgt, das schroffe, volle Muskelleben,

das Feuer der Männlichkeit in Schmiegsamkeit und Taubenmilde aufgelöst ist, nur künstlich hineinfühlen. Es ist eine Stimmung, wie sie ein Mädchen am Morgen der Confirmation empfinden mag. Aber man wird älter, es kommen andere Tage, die Leidenschaft, der Drang des Lebens, die Erfahrung, und jener erste Thau der Sabbathgefühle kann so nicht bleiben, nicht wiederkehren.

Uebersehen wir nun den unteren Kreis, die bunte Künstlergemeinde. Gegen die Anordnung der Gruppen haben wir schon Einiges einwenden müssen, da von der kunstgeschichtlichen Bedeutung einzelner Meister die Rede war. Es war eine höchst schwierige Aufgabe, Richtung und Geist der Einzelnen anschaulich zu machen. Dennoch wären dem Maler ganz andere Mittel zu Gebote gestanden, hätte er nicht das Heilige, auf welches die Künstler in verschiedenen Graden der Annäherung und Entfernung bezogen werden sollten, in einen Raum über ihnen gestellt. Die streng kirchlichen Meister z. B. wären durch Versammlung bei einer Kapelle, ein Madonnenbild, um das sie beschäftigt, durch Gruppirung um einen Altar gewiß in ihrem Streben deutlicher zu bezeichnen gewesen, als es hier der Fall ist, obwohl ihre Vereinigung um Dante zu den glücklichen Gedanken des Werkes gehört. Doch sind Fiesole, van Eyck, Hemmlink von dieser Gruppe getrennt und ihr entsprechendes Bestreben ist durch gegenseitige Begrüßung sehr mangelhaft angezeigt. Albrecht Dürer, dessen größte Leistungen doch auch in dem religiösen Felde liegen, ist durch seine ungefähre Stellung in der Nähe der obern Schale der Fontaine gewiß sehr oberflächlich charakterisirt und seine Gruppirung zu solchen, die ihm durch gleiche Uebung der Kupferstecherei verwandt sind, ein sehr äußerliches Motiv. Am bestimmtesten ist das Bestreben

der Bildhauer und der Baumeister zu erkennen, denn sie zeigen sich mit Gegenständen ihrer Kunst beschäftigt, an denen zugleich der Geist ihrer Erfindung durch den Grundriß einer Basilika u. s. w. sich einfach hervorheben ließ. Die zwei Gruppen dieser letzteren Künstler gehören auch dem Rhythmus der Composition, der Kraft der Farbe nach zu den schönsten des Bildes. Wie schön ist namentlich die Gruppe um Pilgram, wie zierlich sitzt der junge Franzose, wie ernst vertieft kniet der junge Engländer! Das Colorit übrigens scheint mir sehr ungleich, von den kräftig brennenden venetianischen Farben des Vordergrundes kein Uebergang zu der plötzlich schon im Mittelgrunde eintretenden Abdämpfung der Farbe durch die Luftperspective, einem kreidigen und erdigen Tone, die Fleischfarbe in's Olivenfarbe und Bleigraue spielend. Doch darüber wird sich erst entschieden urtheilen lassen, wenn das Bild gefirnißt sein wird, die Farben haben eingeschlagen. An Farbe wie Composition ist die landschaftliche Ferne der Theil des Bildes, woran man die ungestörteste Freude haben kann. Italiens Berge, Linien, Luft, himmlische Bläue — wie hat der Künstler den Geist dieser Landschaft gefühlt! Und er kann ein solcher Zelot sein!

Wir haben aber von einer Hauptsache noch nicht gesprochen, von den Charakteren im unteren Plane. Sie sind, wie sich erwarten läßt, abgedämpft, abgeschwächt. Es sind keine Männer, sie sind nicht so keck, es zu sein, der dicke Himmel über ihnen drückt und lastet auf sie herab. Anders blickt ein Mann, anders strotzt ihm Muskel und Sehne von Kraftgefühl, anders tritt er den Boden, anders bewegt und wendet er sich im Bewußtsein seines Herrschergeistes, der Gottheit voll. Ist dies Dante, der hier spricht? Be-

geistert, eifrig erscheint er, seine Gesichtszüge sind zu erkennen, aber er muß krank gewesen sein, seit ich ihn das letzte Mal sah, er ist der zornige, grobe Mann nicht mehr, der die schreckliche Hölle gedichtet hat und einen Schmied in Florenz herumprügelte, weil er seine Verse schlecht sang. Da sitzt Mich. Angelo, tiefsinnend, wie er war, aber zahm, zahm ist er geworden, vom Fleisch gefallen, sein Feuerauge eingeschlummert, er macht wohl sein Testament? Albrecht Dürer, wer den hier ansieht, der vergesse nur vorher das Bild des deutschen Kernmannes in München, den ernsten, redlichen, fest auf sich ruhenden, tief in sich webenden und doch klar und bestimmt aus dem Bilde herausblickenden wunderschönen Männerkopf im Walde der nußbraunen Locken. Auch diese erkenne ich nicht wieder, sie haben so stark in's Rothe gefärbt — und wie? Bemerken Sie denn auch? Der Mann schielt ja, recht eigentlich schielen thut er, was man so schielen nennt. Wie ist es aber möglich? Ist der Pinsel ausgerutscht? Oder — doch halt, ich hab's, es fällt mir wie Schuppen vom Auge, dahinter ist etwas, ein Sinn, ein Gedanke, eine Idee — es ist eine Allegorie. Albrecht Dürer hat Weltliches und Geistliches gemalt, war ein ernster Mann zugleich und ein heiterer Patron: das eine Auge sieht nach der Kirche zu seiner Linken, das andere vor sich in die Welt. So wird es sich verhalten, man muß nur nicht oberflächlich betrachten, die Kunst hat tiefere Absichten, Ideen. Da sieht Peter Vischer's Kopf heraus neben Nicola Pisano, recht sinnig, andächtig, der breite knochige Kopf recht sauber beschnitten und reducirt, der volle Bart gestutzt, der Herkulesnacken geschmälert — nein, ehrlicher Rothgießermeister, so hast du selbst dich nicht abgebildet in deinem Sebaldusgrab!

Das ist nicht der stämmige deutsche Mann, wie er, Hammer und Meißel in der Faust, das Schurzfell umgethan, breitschultrig, ehrenfest unter dem zierlichen ehernen Bogen steht!

Aber was soll das Alles! Wir vergessen ja, daß wir ein religiöses, ein christliches Gemälde vor uns haben; im Hause des Herrn muß man leise und demüthig auftreten, und du, lieber Kunstjünger, „magst zum Schluß als Hauptsumme festhalten, daß die Künste nur dann der Menschheit Heil bringen, wenn sie, den klugen Jungfrauen gleich, mit brennenden Lampen des Glaubens und der Gottesfurcht, in holder Demuth und Keuschheit dem himmlischen Bräutigam entgegengehen, daß sie nur als solche wahre Himmelstöchter sind, nur als solche deiner Liebe wahrhaft würdig. Auch dürfen sie nur als solche den Segen von oben, ohne den kein Gedeihen denkbar ist, sich versprechen; denn unmöglich kann Gott ein Bemühen segnen, das nicht in Seiner Furcht gegründet ist. Ihm sei denn Ehre, und Preis dargebracht durch unsrer Hände Werk, in seinem Tempel, das ist in seiner Kirche hier auf Erden, damit wir einst in Ewigkeit ihn loben mögen mit seinen Engeln und auserwählten Heiligen im Himmel. Amen!"

Amen. Ich gehe hinein zu den Gypsabgüssen, zum Torso des Ilyssus, ich will mir seine gewaltigen heidnischen Arme und Schenkel ansehen und mir wird besser werden.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Deutsche Jahrb. für Wissenschaft u. Kunst, Jahrg. 1841. Nr. 138 ff.)

1. Einleitende Betrachtungen über den Zustand der jetzigen Malerei.

Daß in Deutschland (und in Frankreich, seit es von der deutschen Romantik ergriffen worden ist) die Malerei neuerdings einen Aufschwung genommen habe, der uns berechtigt, von einer modernen Epoche dieser Kunst zu reden, ist eine anerkannte Sache. Aber es ist schwer zu bestimmen, in welchem Stadium sie sich jetzt befinde, ob noch in dem der Lehrjahre oder schon im Uebergang zu den Meisterjahren. Fast könnte man geneigt sein, zu sagen, sie sei vor der Zeit aus der Schule gelaufen, habe sich die Meisterschaft angemaßt, unglücklicherweise haben die ersten Proben Glück gemacht, und nachher habe sich doch gezeigt, daß der Meister noch nicht genug gelernt gehabt habe; sie gleiche frühreifen, altklugen Kindern und greisenhaften Jünglingen, wie sie unsre Zeit hervorbringt, und sie solle nur erst zusehen, daß sie wieder von vorne jung werde, um dann erst mit Ehren zu altern. Zugeben muß man gewiß, daß der Schwung, das Leben, das man hoffen durfte, als Karstens, Wächter, Schick, als später die Roman-

tiker Overbeck, Schnorr, Veit, Cornelius, Schadow mit ihren ersten Werken hervortraten, sich immer noch nicht einstellen will und bereits so lang auf sich hat warten lassen, daß ein Kleinmüthiger alle Hoffnungen aufgeben könnte. Zerstreutes Talent zwischen aufgespreizter Unfähigkeit, zersplitterte Vortrefflichkeit zwischen unendlich vielem Halben, Schiefen, Armseligen; unendliche Vielheit, deren Vereinzelung kein innres Band zusammenhält, keine Einheit in der Mannigfaltigkeit, kurz nichts Gemeinsames, kein großer Zug, der bei aller Selbständigkeit der Einzelnen alle durch Nationalität und Geist der Zeit verbundnen Kräfte nach Einem Gesetze gleichmäßig mit sich fortrisse, und ebendaher keine Gemeinsamkeit zwischen den Künstlern und dem Volke, oder umgekehrt, wie man will. Der Ursachen dieser Stockung giebt es eben so viele, als unsre Zeit Eigenschaften hat; wo man sie irgend anfassen mag, so stößt man auf ein Hinderniß der Kunst, und gerade da am meisten, wo der Unkundige nach dem Augenscheine die meiste Pflege finden wird. Wer sie alle aufzählen wollte, der müßte ein großes Gemälde der Zeitgebrechen entwerfen, und der Censor würde mit dem Schwamm zur Seite stehen und dafür sorgen, daß der Pinsel nicht allzu kühn werde.

Fassen wir, statt uns auf dieses bedenkliche Unternehmen einzulassen, nur den reinen Thatbestand ins Auge und nennen die offenbaren Hauptübel, an welchen eine in ihrem ersten Auftreten so frische Jugend krankt. Wir sehen zuerst nach den Stoffen der Kunst und decken die Wurzel des Siechthums auf, die allgemeine unendliche Unsicherheit in der Wahl der Gegenstände. Wo irgend in der Vergangenheit ein großes Kunstleben blühte, da schöpften alle höhern Zweige der einzelnen Künste

aus Einer, ein- für allemal gegebnen, gemeinsamen Quelle von Stoffen, und diese Quelle war nichts Andres, als die Substanz des Volksgeistes. Die Kunst stellte dar, was in Aller Herzen gegenwärtig lebte, worin jedes Bewußtsein den Kern alles Daseins fand. Die Kunst traf im Volksgeiste und dieser traf in der Kunst sich selbst wieder an. Der Grieche bildete Götter und Heroen, und was waren diese Andres, als die verklärte Phantasiegestalt der sittlichen und sinnlichen Kräfte seines Volkes? Der Italiener, der Deutsche im Mittelalter bildete und malte die Gestalten des christlichen Mythus, und was war dieser Andres, als das magische Spiegelbild des Gemüths, dem seine innre, noch verschloßne und weltlich nicht durchgebildete Unendlichkeit aufgegangen war? Die Zeit der Rückkehr zu antiken Gegenständen und Formen suchte in der heitern Sinnlichkeit der alten Fabelwelt ein entsprechendes Gegenbild für den frischen Weltsinn, das Behagen im Dasein, das die Völker fühlten, als sie so eben dem Geist einer finstern Ascese entwachsen waren, und so subjectiv und unhistorisch auch im 16. und 17. Jahrhundert das Alterthum zubereitet und zugeschnitten wurde, es war doch ungleich mehr innres Verständniß, Wärme des Gemeingefühls mit dieser verschwundnen lachenden Welt vorhanden, als in unserem gelehrten und freudlosen Jahrhundert, so wie die Schauspieler auf Shakespeare's Bühne die alten Helden in Federhut und Pumphosen gewiß viel antiker spielten, als die unsern in ihrer archäologischen Garderobe. Wo aber diese Zeit den bereits ausgelebten christlichen Mythus noch auszubeuten fortfuhr, bestrafte sich dieser Widerspruch mit der Gegenwart und dem Bewußtsein des Jahrhunderts alsbald durch eine entstellende Einmischung der weltlichen Stimmung in den

geistlichen Stoff, durch den Ausdruck der Ueppigkeit und Empfindsamkeit. Aber auch der antike Stoff blieb freilich immer ein geborgter, da doch ein- für allemal Zeit und Volk in der Kunst mit vollem Recht sich selbst ausgeprägt sehen will. Die Kunst verließ ihre Stelle, rückte nach dem Norden, und zum ersten Mal trat die nächste, unmittelbare Wirklichkeit mit der Behauptung des vollen Anspruchs auf eine Stelle unter den Kunststoffen auf. Der Niederländer malte derbe Volkslust und behagliches Bürgerleben, und was war das Andres, als das Ebenbild des tüchtigen, wohlbestellten und bequemen Daseins seiner Nation? Der Franzose der Revolutionszeit ging ins classische Alterthum zurück und malte römische Helden; theatralisch gnug, aber der revolutionäre Wille traf sich und seinen straffen Entschluß in dieser Kunst wieder an. Also immer und überall, wo Kunstleben war, hatte es seine Wurzel im Bewußtsein der Nation, und nahm daraus seine Stoffe.

Nun, und was malen denn wir? Wir malen Alles und noch einiges Andre. Wir malen Götter und Madonnen, Heroen und Bauern, so wie wir griechisch, byzantinisch, maurisch, gothisch, florentinisch, à la renaissance, Rococo bauen und nur in keinem Styl, der unser wäre. Wir malen, was der Welt Brief ausweist; wir sind der Herr Ueberall und Nirgends. Da ist keine Mitte, keine Hauptgattung, kein Hauptgericht zwischen all den Zuspeisen, Süßigkeiten, Zuckerbäckereien, unter denen die Tafel seufzt. Reflectirend und wählend steht jetzt der Künstler über allen Stoffen, die jemals vorhanden waren, und sieht den Wald vor Bäumen nicht. Dies ist das bedenkliche Prognostikon unsrer modernen Kunst. Niemals fragte man in einer schwungvollen Periode der Kunst, was denn darzustellen sei? Das war

ein- für allemal ausgemacht, man wußte es nicht anders, es war durch das gemeinsame Bewußtsein des Volkes und der Künstler gegeben, und dieser durfte nur in den gegebnen Reichthum hineingreifen. Unsre Kunst ist entwurzelt, sie flattert bodenlos in den Lüften, weil sie nicht eine absolut gegebne Welt von Stoffen mit der Substanz des Volksbewußtseins gemein hat; sie ist heimathlos, ein Vagabund, der Alles kennt und kostet und dem es mit Nichts Ernst ist, unsre Kunst ist der Verstorbene, der Semilasso, der Vergnügling, kurz der Fürst Pückler-Muskau.

Hüten wir uns wohl, ihr allein die Schuld davon beizumessen; böte nur die Zeit ein fruchtbares Erdreich, sie könnte und müßte Wurzel schlagen. In der Zeit selbst liegt das Uebel. Ich fasse es in der Mitte und sage: unsre Zeit hat keine Gegenwart, sondern nur eine Vergangenheit und eine Zukunft. Wir ringen nach neuen Lebensformen; sind sie erst da, so wird die Kunst ihren Stoff haben. Denn, so Gott will, so werden es Formen sein, worin die absoluten Bedingungen aller Kunstdarstellung, Charakter, Individualität, Natur sich wieder regen dürfen. Es wird wieder Helden geben, und sie werden hoffentlich keinen Frack, keine Cravatte tragen; es wird Gelehrte und Beamte geben, die zugleich Männer sein und nicht auf zehn Schritte nach Acten- und Schulstaub riechen werden; es wird Menschen geben, die lachen und singen und tanzen und denen man nicht in jedem Zug ansieht, daß hinter der nächsten Ecke ein Polizeidiener steht. Aber gut Ding will gut Weil. Da nun die alten Stoffe ausgelebt, neue aber noch nicht gegeben sind, die Kunst jedoch inzwischen die Hände verlangend schon ausstreckt, was soll sie denn in dieser kritischen Zwischenzeit thun? Die Hände in den Schooß

legen kann sie und soll sie nicht. Also herumtüpfeln an X. Y. Z., herumnaschen an allen dagewesenen Stoffen und in keinem zu Hause sein? Das scheint die traurige Consequenz. Aber laßt uns sehen, ob denn wirklich nichts Anderes bleibt.

Hat denn wirklich unsre Zeit keine Substanz, unser Bewußtsein keine Heimath, unser Wille kein Pathos? Wohl, er hat es; aber es ist ein Pathos der Zukunft. Wir sind nicht todt, aber wir sind eingepuppt, dick eingesponnen, und wir fangen an, uns zu regen, um auszuschlüpfen. Dies ist nun freilich für den Künstler ein schlechter Trost; künftige Thaten kann er nicht malen und gegenwärtige giebt es nicht. Indessen halten sich diejenigen, die noch so viel gesunden Tact haben, abgelebte Stoffe von der Hand zu weisen, in dem ehrenwerthen aber untergeordneten Zweige der Genre-Malerei an die Rechte alter volksthümlicher Zustände, deren schöne, aber dem Untergang geweihte Unmittelbarkeit der Kunst noch einige Wassertropfen auf die zur Scherbe verlechzte Zunge gießt; sie suchen die Völker auf, deren naive Sitte und Tracht noch nicht von der alle Welt beleckenden Cultur ereilt ist. Allein es wird nicht lange dauern, so wird das Alles weggemalt sein; ich sage: weggemalt, denn diese naiven Zustände sind, so hörte ich es von einem Düsseldorfer Freunde treffend ausdrücken, wie die Unschuld: der Moment ihrer Entdeckung ist ihr Ende. Wird sich erst das sittliche Leben der Menschheit eine neue Gestalt gegeben haben, so wird mit dieser auch eine würdigere, dem Maler willkommne äußere Erscheinung gegeben sein, und diese wird dauern, wird Stand halten. Wir können z. B. in der Tracht, die ja hier ein so wesentliches Moment ist, drei Formen oder Stadien unterscheiden. Die erste Form ist die Volks-

tracht. Sie ist, wie das Volkslied, instinktmäßig entstanden und wird instinktmäßig festgehalten. Das Instinktleben des Geistes hält aber gegen die eindringende Bildung und die koketten Reize ihrer würdelosen Tracht niemals Stand, so wenig als die Jugendträume gegen die Erfahrung; und wenn man Blut weinen möchte beim Anblick des Palikaren, der zum Fehs, zur goldgestickten Jacke, zum Gürtel voll kostbarer Waffen, zur Fustanella einen Regenschirm, Halsbinde und Glacéhandschuhe trägt: es hilft Alles nichts. Das geht Alles weg, wie die Frühlingsblüthe. Die zweite Hauptform ist die Mode; sie entspricht dem Standpunkte der Reflexion, des verständigen Denkens, und ist daraus hervorgegangen; sie ist phantasielos, eitel, vor dem Spiegel erfunden, durchaus bewußt und berechnet, nivellirend gegen alle Völker-Individualitäten gemäß der abstracten Verstandeskategorie der Allgemeinheit, und endlich absolut veränderlich, denn die Reflexion ist wesentlich unruhig, zupft und nörkelt immer und will stets aufs Neue zeigen, daß sie die bewußte und absichtsvoll wählende Schöpferin ihrer Formen ist. Aber der dritte Standpunkt, der nicht ausbleiben kann, ist der der Idee oder des vernünftigen Denkens, d. h. der klaren Einsicht in die der organischen Form und ihrem hohen Adel, zugleich aber den klimatischen und nationalen Bedingungen wahrhaft entsprechende Form, in welcher die Natürlichkeit der Volkstracht sich durch die Vermittlung der Kunst in höherer Weise wiederherstellt. Die Natur wird aus dem Bewußtsein, in das sie eingesunken ist, wieder hervorgehen und mit Bewußtsein festgehalten werden; der Gang ist, wie in aller Bildung, der Fortschritt von der kunstlosen Natur zu der naturlosen Kunst und dann die Rückkehr zu einer Natur, welche zugleich

Kunst ist. Eben so wird es sich im Staate, in der Sitte verhalten. — Da nun jene Stoffe in die Länge nicht vorhalten, so bleibt als weiterer Boden, auf dem der Künstler in Erwartung beßrer Zeiten sich einstweilen ansiedelt, die Landschaft, die Thierwelt. Wie weit die Cultur auch gegen diese Gebiete ihre Marken vorschieben mag, ganz sind sie nicht zu zerstören. Die ewige Sonne wenigstens kann man uns nicht nehmen, die Luft nicht censiren, den Bäumen und Wellen ihre polizeiwidrigen geheimen Gespräche nicht untersagen, die Vögel des Himmels nicht numeriren und nach Sibirien schicken. Allein auch dies ist zwar ein sehr ehrenwerther, aber doch immer ein untergeordneter Zweig der Kunst; sie will einen schlechtweg bedeutenden Stoff, eine Hauptgattung als Mitte und Halt für ihre Seitenrichtungen, einen Stamm für ihre Aeste.

Was bleibt denn aber, wenn das Alles noch keinen hinreichenden Inhalt giebt? Das bleibt, woraus die Zeit selbst ihre großen Lehren für die Zukunft nimmt; der unendliche Stoff bleibt, aus dem die werdelustige Zeit die Kraft zu neuem Leben schöpft: die Vergangenheit, die Geschichte. Wir wollen wieder Geschichte haben, und darum ist die Geschichte, die da war, unsere Nahrung. Für Niemand mehr als für die Deutschen gilt es, daß ihr Grundmangel und Erbfehler ihr ungeschichtlicher Charakter ist. Wir innerliches und transcendentes Volk haben es bisher noch nicht verstanden, Erfahrungen zu machen; wir waren überall und nirgends zu Hause, wir sahen nach den Vögeln, indem man uns den Stuhl unter dem Leibe wegzog. Endlich fangen uns die Augen an aufzugehen, wir studieren Geschichte. Das heißt nicht: wir studieren, wann man in England die Wölfe ausrottete, oder

wie viele Seelen das Hausruckviertel zählt; nein, es heißt: wir leben uns in die großen kritischen Momente der Geschichte ein, in die Glanzblicke, wo die bewegende Seele des Völkerlebens auf die Oberfläche hervortauchte; es heißt: wir fassen jede Wissenschaft, und die abstrakteste, die Philosophie, zuerst, im weltgeschichtlichen Sinne und holen ihre versäumte Anschließung ans Leben nach. Dies ist unser Pathos, dies die Stelle, wo uns die Gottheit erscheint. So thue denn die Kunst deßgleichen; sie male immerhin Götter, aber *unsere* Götter, die Geister der Geschichte, und sie wird nicht kalte Bewunderung weniger gelehrten Kenner, nicht den unreinen Beifall weniger Zeloten des Mittelalters zum Danke haben, sondern sie wird die Herzen ihres Volks erschüttern, sie wird kein Fremdling mehr sein, sondern ihre Heimath haben, wo das gegenwärtige Bewußtsein der Menschheit sie hat.

Ich habe in diesen Blättern schon mehr als einmal, jedoch in anderm Zusammenhange, auf diese höchste Aufgabe der jetzigen Kunst hingewiesen. Meine frühere Entwicklung ging vom metaphysischen Standpunkte aus; sie untersuchte, ob der Maler, wie unsre neu-katholischen Romantiker wollen, auf dem Standpunkte der Transcendenz stehen solle, und behauptete mit Nachdruck den der Immanenz; d. h. sie verlangte, daß uns der Maler den Gott, der wahrhaft gegenwärtig in der Geschichte und ihrem unzerreißbaren Zusammenhang sich offenbart, nicht den Gott, der in Mirakeln von außen hereingreift, zur Erscheinung bringen solle. *Darum* handelt es sich, wenn man die Propheten, die Engel, den ewigen Juden in *Kaulbach's* Zerstörung Jerusalems tadelt, nicht um den Gegensatz zwischen historischer Richtigkeit und zwischen Poesie, wie ein Berichterstatter über dieses Gemälde in der Beil.

z. Allg. Zeitung (März 1842, Nr. 64.) meint. Ich ergänze aber jetzt meine frühern Bemerkungen durch die Berufung auf das Verhältniß der Kunst zum Leben, zum nationalen Bewußtsein. Weil der Standpunkt der Transcendenz, wie ich früher nachwies, an sich ein falscher ist, so haben wir ihn verlassen, und weil wir ihn verlassen haben, so rührt uns der Künstler nicht, der ten göttlichen Geist der Geschichte nicht in der Geschichte selbst darstellt, sondern herauszieht und neben sie hinklert. In der That kann dieses Werk Kaulbach's den besten Beweis davon abgeben, wie unsere Künstler noch keinen festen Boden haben. Kaulbach wählt mit dem Tacte des Genies diesen erhabenen Stoff, als fühlte er die Bestimmung in sich, der Malerei ihren neuen, allein wahren Weg zu weisen, und in der Ausführung verdirbt er ihn, indem er den ungeheuren geschichtlichen Geist, der so mit Flammenschrift in ihm leuchtet, daß es wahrlich keiner mythischen Nachhilfe zu seiner höhern Deutung braucht, in visionärer und legendenhafter Weise auffaßt. Ueberhaupt wie wenig haben unsere Künstler noch die Aufgabe der neuen Kunst begriffen! Welche ungehobenen Schätze liegen in der Zeit der Völkerwanderung, im Mittelalter, in jenem Kampfe seiner mit sich entzweiten Seele, des Kaiserthums und Papstthums, in der Reformationszeit und noch im dreißigjährigen Kriege! Es ist in der Poesie, wie in der Malerei; uns fehlt noch das historische Drama. Goethe betrat im Götz die Bahn, aber sein weicher und weiblicher Geist nöthigte ihn auf andere Wege; Schiller bemächtigte sich der großen Aufgabe, keine Poesie hat noch die Nation so ergriffen, wie sein Meisterstück, der Wallenstein, sein Schwanengesang, der Tell; aber der Tod rief ihn ab. Auf diesem Wege und keinem andern blühen neue Lor-

beeren, wir warten noch auf unsern Shakespeare. So sieht man auch in der Malerei Anfänge und dann verschwindet der Faden wieder. Cornelius ist nicht auf der Bahn fortgegangen, die er in seinen herrlichen Zeichnungen zum Nibelungenliede betreten hatte. Die deutsche Heldensage nimmt unter den ächt geschichtlichen Aufgaben, die unserer jetzigen Malerei gesetzt sind, einen der ersten Plätze ein. Ich werde Gelegenheit finden, ein andermal diese Behauptung zu begründen, und es wird mir leicht sein, den Einwurf zu beantworten, wie ich gegen mythische Stoffe mich so eifrig erklären und doch diesen so nachdrücklich empfehlen könne. Wer die Nibelungen und Gudrun kennt, wird mich zum Voraus verstehen. Nachher ist Cornelius Mythenmaler geworden und je mehr er selbst innerhalb dieser Sphäre, in der Zerstörung Troja's besonders (die freilich als ein Moment der griechischen Heldensage, worin er die außerweltlichen Personen aus dem Spiele lassen konnte, unter die glücklicher gewählten Stoffe gehört) sein mächtiges und gesundes Talent bewiesen hat, desto mehr ist zu bedauern, daß er seinen wahren Beruf nicht zu erfassen wußte. Welche Kräfte sind an sein jüngstes Gericht verschwendet! Ja verschwendet, denn welchen Genuß kann mir ein Kunstwerk gewähren, das mir die crasse Dogmatik verschwundener dunkler Jahrhunderte aufdringt, und mir erst, nachdem ich mit allen Kräften über die Empörung gegen den rohen Stoff Meister geworden bin, eine abstract formelle Bewunderung des Geleisteten erlaubt? Und dagegen beruft sich der Maler doch nicht gar auf Mich. Angelo? Wie sonderbar! Mich. Angelo malte den Stoff, den damals alle Welt glaubte, bei dessen Vorstellung jedem Zeitgenossen das Blut in den Adern gerann, und Cornelius malt denselben Stoff dem

kritischen neunzehnten Jahrhundert. Da sitzt es ja eben, und hier muß deutlicher als irgendwo Sinn und Wahrheit meiner Behauptung in die Augen springen. Sehr muß ich bedauern, daß ich die Fresken des wackern Schnorr in der Residenz zu München nicht anders, als flüchtig gesehen habe, da ich mit dem Volksschwarm durchgejagt wurde, wie es in dieser höflichen Stadt zu geschehen pflegt. Schnorr hat sich ganz in dem Felde niedergelassen, das der neuen Kunst ein- für allemal angewiesen ist, in der Heldensage und Geschichte des Vaterlandes Peter Heß bewegt sich in der neuern Kriegsgeschichte; ein Stoff, der jedoch mit richtigem Tacte, wie geschichtlich bedeutend auch der einzelne Gegenstand sein mag, zum Genre gerechnet wird, weil es der modernen Form der Kriegsführung an aller künstlerischen Idealität mangelt; man betrachte z. B. das Meisterwerk der Schlachtmalerei, die Alexanderschlacht in Pompeji; man sehe, wie hier die Spitze der Entscheidung im unmittelbaren Zusammenstoß der beiden königlichen Führer sich zusammendrängt; man erwäge dann, wie durch die jetzige Mechanisirung des Kriegs dem Feldherrn nur die Intelligenz, nicht die sinnliche Mitthätigkeit, dies in aller Kunst wesentliche Moment, zufällt: so wird man sich einleuchtend überzeugen, wie Vieles dem modernen Schlachtbild zum historischen Gemälde fehlt. Im Allgemeinen erscheint die Münchner Schule gegenüber der Düsseldorfer gemäß dem südlichen Charakter unbefangner, derber, saftiger, energischer. Die Düsseldorfer zeigten von Anfang an keine geringe Gabe von Sentimentalität und die entsprechende Neigung, ihre Stoffe beim lyrischen Dichter zu holen, einen musikalischen Klang des Gefühls zur breiten drastischen Ausführung des historischen Gemäldes auszupressen: eine ächt moderne Er-

scheinung und nur in einer so aller festen Basis beraubten Kunstperiode möglich. Die Sentimentalität läßt sich nicht gern mit dem Leben ein, das Getümmel der Welt dünkt ihr unedel, die Flucht aus derselben, die Zustände des in sich brütenden Gefühls, die Stille der Einsamkeit, der Tod handlungsloser Ruhe erscheinen in ihr idealer. Diese abstracte Idealität bedarf zu ihrer Ergänzung der einseitigen Realität; Naturalismus und Komik sind durch die sentimentale Stimmung als ihr Gegensatz schon an sich gefordert, wie in der Poesie bei J. Paul. Daher steht Schröder dieser Schule so wohl an; wenn man nur nicht — ohne seine Schuld — auch ihm anfühlen würde, daß wir in einer Zeit leben, welcher Spaß und Lachen nicht recht von der Leber geht. Bendemann scheint geneigt zu sein, in jenem hinsterbenden Schlummerleben der Wehmuth zu beharren. Auf eine höchst erfreuliche Weise hat Lessing angefangen, aus der thatenlosen, trauernden Innerlichkeit sich herauszuarbeiten, das Epos der Geschichte aufzuschlagen und Thaten der Männer darzustellen. Zwar in seinen Ezzelino kann ich mich nicht ganz finden; der Stoff ist am Ende doch zu obscur, um mit solchem Aufwande behandelt zu werden, auch will mir der Tyrann mehr soldatenmäßig als heroisch vorkommen, was ihm bei aller Wildheit doch nicht fehlen sollte. Eine ganz glückliche und zeitgemäße Wahl aber ist sein Huß vor der konstanzer Versammlung. Ich wünsche ihm Glück zu neuen Bahnen, und wenn erst seine volle Kraft in dieser Richtung sich ergießt, so wird sich auch seine übrigens so meisterhafte Landschaft von einem höchst störenden Zusatze reinigen, der geradezu als Verirrung eines noch unreifen Triebs in ein fremdartiges Gebiet, eine Ablagerung am falschen Orte, als eine historische Gicht des Land-

schaftmalers anzusehen ist. Ich meine seine novellenartigen Staffagen. Als schlagendstes Beispiel hievon kann uns sein treffliches Waldstück mit der uralten Eiche dienen, unter dem Namen „die tausendjährige Eiche" bekannt, in Frankfurt in Privathänden befindlich. Eine tiefe Waldschlucht im Gebirge; an jähem Absturz zwischen zerklüftetem, von wuchernden Waldkräutern bedecktem, von einer Quelle durchrieseltem Gestein steht eine uralte Eiche zwischen stämmigen hohen Buchen und verschlingt die weit ausgreifenden knorrigen Aeste mit diesen zu einem dichten Laubdach, durch das kaum ein Blick des Himmels dringt. Durch die Stämme verliert sich der Blick in der tiefen Bläue des fernen waldigen Grundes. Eine unendliche Wald-Einsamkeit; man meint den feuchten Geruch der Moose zu riechen, hallende Töne, Sausen und Weben, den Hammerschlag der Berggeister in der Tiefe zu vernehmen, und es ist, als müßte das Herz an diesem König der Bäume, dem ehrwürdigen Zeugen eines gewaltigen elementarischen Lebens, diesem uralten Waldgreis, an dessen unbewegtem Scheitel Jahrhunderte vorübergingen, den Antheil nehmen, den es an einem ehrwürdigen, das gewöhnliche Maß unsers Geschlechts weit überdauernden Menschenleben nimmt; ja wir sind jetzt geneigt, das dumpfe Gedränge der hinfälligen kleinen Menschen diesem gediegenen, um die zerrüttenden Leidenschaften des heißen Menschenherzens unbekümmerten, kühlen und stillen Walten dauender Naturkräfte gegenüber gering zu schätzen, dem wir doch zugleich etwas von einer menschlichen Seele leihen. Aber was schleicht sich zwischen unsere Betrachtung? Welches frostige und unzeitige Grübeln stört unsere Empfindung? An der Eiche ist ein Muttergottesbild, vor ihm knieen betend eine Dame und ein Ritter in

wohlgewählter romantischer Garderobe; sie scheinen auf der Reise zu sein, denn zwei Pferde, ebenfalls sorgfältig umhängt mit ritterlichem Reit- und Reisezeug, trinken am Bach. Was wollen diese Leutchen? Sind sie nur so unterwegs, oder hat der Ritter die Dame entführt und beten sie nun für das Glück ihrer Liebe, liegt vielleicht eine bestimmte Novelle zu Grunde, oder ist es freie Phantasie, oder — oder? Kurz, wir grübeln, statt zu genießen; der ästhetische Eindruck der Landschaft als Landschaft ist aufgehoben, die Staffage zieht anspruchsvoll das Interesse auf sich, das ungetheilt jener gehören sollte, und der Künstler hat sein eigenes Werk entzweigeschnitten. Ich weiß wohl, was man mir einwenden wird, und erörtere daher hier einen Punkt, den ich in einer frühern Anzeige zu untersuchen versprach. Man wird mir die kleine Abschweifung verzeihen.

Die elementarische Natur mit dem Pflanzenreiche erscheint dem menschlichen Bewußtsein durch eine dunkle Symbolik des Gefühls als ein objectiver Wiederschein seiner eignen Stimmungen. Der Aether scheint die Erde mit Liebe zu umarmen, stolz steigen die Berge, in Sturm und Wasserfall grollt etwas wie menschlicher Zorn, durch die Bäume geht ein halbverständliches Flüstern, im Morgen haucht frisches Kraftgefühl, im Abend Ruhe und Sanftmuth. Es liegt im Wesen des Geistes, sich selbst in der Natur, seiner Mutter, wieder zu suchen und so die zerfallnen Pole des Universums wieder zu einigen, die Urperson herzustellen. Der Zauber des Landschaftgemäldes hat in dieser Uebertragung seinen Grund; die Natur spricht, sie tönt uns als verhallendes Echo unsrer Seele. Es beruht aber dieses Geheimniß der landschaftlichen Stimmung auf einem Acte, der als eine Einheit zweier Momente

zu fassen ist. Das erste ist ein Leihen; denn da wir uns wohl bewußt sind, daß die Natur, das stumme Reich der Nothwendigkeit, nichts von den Gefühlsbewegungen des subjectiven Lebens weiß, so müssen wir ihr eine Theilnahme an diesen erst unterlegen. Nicht, als ob wir dies mit Reflexion wie ein Geschäft vornähmen; mit dem Augenblicke, wo wir die Natur vom ästhetischen Standpunct anschauen, ist sogleich auch jene Unterschiebung da, denn wir sehen in Allem den Menschen. Doch fühlen wir, obzwar dunkel, recht wohl, daß dies ein bloßes Leihen sei, und dies ist das andre Moment. Wir geben aber darum dieses Leihen nicht auf, sondern wir vollziehen nun die Vorstellung, welche logisch ein Widerspruch, ästhetisch aber vom größten Reize ist, als ob die Natur zu gleicher Zeit eine die Stimmungen des menschlichen Gemüths vorbildende oder wiederholende Seele in sich bärge, und dennoch in ungetrübter Objectivität und Gesetzmäßigkeit nicht um die Schmerzen des subjectiven Lebens wüßte. Dies ist die Einheit, worin jene beiden Momente wieder ineinander aufgehen. Die schöne Natur gemahnt uns daher wie solche menschliche Zustände, in welchen die Kämpfe der Freiheit, des Selbstbewußtseins noch schlummern oder zur Ruhe zurückgekehrt sind. Daher liebt die Landschaftmalerei mehr ruhige und große, als stürmische Naturscenen; doch auch die letztern bringen auf uns einen Eindruck hervor, als sähen wir die Kämpfe der moralischen Welt ohne die Schmerzen des Selbstbewußtseins darin abgebildet. Daher die Rührung und Wehmuth, das Sentimentale, was in aller landschaftlichen Stimmung liegt, daher umgekehrt der Hang der sentimentalen Poesie zur Landschaftmalerei; daher hatten die Alten keine Landschaft, weil sie, selbst noch fest im ruhigen Gleich-

gewicht des Geistes- und des Sinnenlebens, sich nicht nach dem Frieden der Natur als nach einem verlornen Gute sehnten.

Der eigentliche Inhalt des Landschaftgemäldes ist demnach ein Wiederschein des subjectiven Lebens im Reiche des objectiven Naturlebens. Jetzt wird ein Landschaftmaler von Lessing's Denkart sagen: gut, und eben weil ein Anklang menschlicher Stimmung in der Landschaft liegt, so hebe ich nur die durch jene dunkle Unterschiebung in sie gelegte Seele noch ausdrücklich hervor, indem ich eine Staffage hinzugebe, welche ganz im Sinne der in der Landschaft herrschenden Stimmung componirt ist; ich sage nur dasselbe, was ich in der ganzen Landschaft in objectiver Natursprache sage, deutlicher auch in subjectiver menschlicher Sprache; ist es der Mensch, der eigentlich der Landschaft ihre Stimmung erst leiht, so ist es ja ganz in der Ordnung, die Landschaft mit Menschen zu beleben, welche, in irgend einer bedeutenderen Situation begriffen, den Zuschauer erinnern, daß die Natur ihre tiefere Bedeutung für den Geist eben nur dem Geiste dankt. Dieser Schluß aber ist genau das Gegentheil des Richtigen. Denn gerade das Ineinandersein der oben genannten zwei Momente ist das Specifische der landschaftlichen Stimmung: ein Gefühl, daß ich der Landschaft ihre menschliche Seele bloß leihe und ein trotz diesem Gefühl fortgesetztes Leihen. Giebt nun der Künstler zur Landschaft eine Staffage, welche durch eine bedeutendere Situation die Aufmerksamkeit auf die Vorgänge des menschlichen Lebens hinüberlenkt, so erinnern wir uns plötzlich, daß Gemüth und Geist nur im Menschen zu suchen sind, und jenes Leihen hört auf, unser Interesse ist mit einem zuckenden Stoße auf eine andre Seite hinüber versetzt, wir bekümmern uns um die Schicksale des Men-

schen und nicht mehr um seine bewußtlose Naturumgebung. Aus dem Reich der Nothwendigkeit sind wir in das der Freiheit geworfen, und indem dennoch jenes den ursprünglich beabsichtigten Anspruch auf unsre vorzügliche Theilnahme fortbehauptet, so gehen wir zwischen zwei widersprechenden Stimmungen hinüber und herüber und werden dadurch verdrießlich. Es sind zwei Sprachen, zwei Mittelpuncte in Einer Darstellung, die einander aufheben. Im Landschaftgemälde ist das eigentliche Subject die Natur, nicht der Mensch; tritt dieser mit dem Anspruch darin auf, daß wir uns für ihn interessiren, so hat das Gemälde zwei Subjecte, und die Einheit, d. h. das Kunstwerk ist aufgehoben. Mag diese Staffage noch so sehr im Sinne der Landschaft componirt sein, dies macht keinen Unterschied; denn wo einmal das menschliche Thun und Treiben in den Vordergrund tritt, kann die Landschaft zwar immer noch das untergeordnete Interesse eines verhallenden Nachklangs der menschlichen Handlungen in der Natur, aber nimmermehr das Hauptinteresse für sich in Anspruch nehmen, und indem das Kunstwerk doch Landschaftgemälde zu sein sich die Miene giebt, hat es sich selbst das Spiel verdorben. Die Staffage muß daher durchaus anspruchlos sein, sie darf den Menschen nur in Zuständen darstellen, in welchen er, fern von moralischen Zwecken und Kämpfen, harmlos das elementarische Leben gleichsam durch sich hindurchziehen läßt und in ihm aufgeht: ruhig Gelagerte, Wandernde, Hirten und Jäger, die im steten Umgang mit der Natur selbst etwas von ihrer Unmittelbarkeit annehmen. Namentlich sei die Kleidung nicht pretiös und erinnere nicht zu augenscheinlich an die künstlichen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft. Daß Lessing auf diese ein Gewicht legt und die

Kleiderkästen des Mittelalters sorgfältig ausbeutet, liegt theils in der Vorliebe der neuern Schulen für mittelalterliches Beiwerk überhaupt, theils aber in den novellenartigen Motiven seiner Staffage. Im Städelschen Institut befand sich an Ostern 1841 noch ein Waldstück, wo ein Ritter in voller Rüstung an einem Brunnen sitzt und sein Pferd saufen läßt; eine ganz störende Beigabe. In der Kunstausstellung ein weitres Waldstück von ebendemselben, dunkel und düster, von ergreifender Wirkung: im tiefen Waldesdunkel ein Köhler an einem Kohlenhaufen, der Wind braust hinein und weht den qualmenden Rauch nach dem Walde; soweit war die Staffage höchst lobenswerth. Nun hält aber ein Ritter (oder Bandit?) zu Pferde vor dem Kohlenhügel, er scheint den Köhler etwas zu fragen; was will er? Ist es der Ritter, dem dieser Köhler dient, ist es ein Räuber, der nach Beute fragt, oder was? Wir besinnen uns auf ein genreartiges oder balladenartiges Motiv, und das Landschaftgefühl als solches ist aufgehoben. Ein zerstörtes Raubschloß in wilder Landschaft, noch rauchend, im Vordergrund ein getödteter Räuber, schwankte ebenfalls zwischen Novelle und Landschaftbild.

Man hört für eine solche Erhöhung der Landschaft in das Genre oder die Historie häufig noch ein andres Moment geltend machen. Die getrennten Zweige der Malerei in einer höhern Gattung zu vereinigen, Historie oder Genre und Landschaft zu verschmelzen, erklärt man für ebenso lobenswerth, als überhaupt jedes Streben, getrennte Glieder eines Ganzen organisch zu verbinden. Als ob nicht jedes Menschliche, und so auch jeder Zweig der Kunst gerade in seiner Trennung und Selbständigkeit groß würde! Je selbständiger jeder Zweig, je individueller, desto

vollkommner stellt er in seiner besondern Art das allgemeine Wesen der ganzen Gattung dar. Dadurch ist keineswegs ausgeschlossen, daß der einzelne Zweig die andern in untergeordneter Weise wirklich in sich aufnehmen könne. So wie eine anspruchlose Zugabe aus der Menschenwelt der Landschaft wohl ansteht, so dem geschichtlichen Bilde eine landschaftliche (wenn nicht architektonische) Umgebung. Allein wo das Eine Zweck und Hauptsache ist, muß nothwendig das Andre zurücktreten, sonst ist alle Einheit zerrissen. Am ehesten könnte man von einem Gleichgewichte beider Seiten im Genre-Gemälde reden, weil dieses zwar menschliche Zustände, aber am liebsten solche, worin der Mensch mehr als Naturwesen, denn als moralisches Wesen erscheint, zu seinem Gegenstande wählt und daher billig der landschaftlichen Umgebung eine bedeutende Stelle einräumt. Allein die Situation aus der Menschenwelt ist doch hier der eigentliche Zweck, und die Landschaft, obwohl sie sich bedeutender ausdehnen darf, als bloßer Wohnort der menschlichen Wesen Nebensache. Jene Vermischung verschiedner Zweige ist ein Fehlgriff unreifer Kunstperioden. So wurde in der Zeit, da die Landschaft als selbständiger Zweig sich eben erst ausgebildet hatte, von Caracci, Domenichino, Poussin, Claude Lorrain eine Staffage aus der Heroensage, dem Göttermythus, dem A. Testamente für ganz wesentlich angesehen: die Nabelschnur des historischen Gemäldes, welche die Landschaftmalerei, so Bedeutendes sie auch bereits leistete, als Erinnrung an ihren Ursprung noch mit sich schleppte. Koch und Reinhard in Rom sind Ableger dieser alten Schule; Beide haben die Einheit ihrer schönsten Compositionen durch eine zu bedeutende Staffage zerstört. Koch liebte mythische Scenen. Ich kenne unter

Anderem eine zwar nicht ganz vollendete treffliche Landschaft von ihm, im besten Geiste des Theokrit componirt, im Mittelgrunde Hirten, aus deren Mitte soeben Ganymed entführt wurde, der nun auch mit dem Adler mitten im Himmel baumelt. Hier und in all den Landschaften mit Nymphen, Faunen u. s. w. bringt sich außer dem bisher ausgeführten Einwurf noch ein neuer weiterer auf: der Standpunct des Mythus und der der Landschaft sind an sich unvereinbar. Der Kern jeder Naturmacht war in der Anschauungsweise der Alten eine Person, der Himmel Zeus, das Meer Neptun u. s. f., und jede Begebenheit in der Natur war Handlung einer solchen Person. Diese Vergöttrung der Natur war aber keineswegs aus demselben Bedürfniß sentimentaler Sympathie entstanden, aus welchem wir Neuern der Natur eine fühlende Seele unterlegen. Jene göttlichen Naturwesen hatten immer zugleich politisch-sittliche Bedeutung, die Begebenheiten der Natur wurden als ihre Handlungen stets auf Schicksale der Staaten oder Familien oder heroischen Individuen bezogen, und gerade weil der Grieche, selbst Natur, sich nach der Natur gar nicht sehnte, lebte sie für ihn nur in dem Sinne, daß er hinter ihr seine Götter suchte. Nun blieb natürlich keine Landschaft mehr übrig, nachdem man alle ihre Bestandtheile vergöttert hatte. Warum sollen nun wir, die wir gerade durch die Entgöttrung der Natur eine Landschaft haben, uns gewaltsam in jene Vergöttrung zurückversetzen und so eine Anschauungsweise in das Landschaftgemälde einmischen, die es aufhebt? —

In einer andern, durch eine Radirung bekannten Landschaft hat sich Koch ungewohnter Weise ganz in die romantische Stimmung versetzt: wilde nordische Seeküste, aufgeregtes Meer, Wet-

terhimmel, eine gothische Burg im Hintergrunde auf zackigem Felsen phantastisch ragend, vom Blitze seltsam beleuchtet. Man mag sich gern denken, so unheimlich wildes Land wäre ganz eine Heimath für dunkle altergraue nordische Sagen, für tolle Hexenschwärme; so möge des blutigen Macbeth Burg an der schottischen Küste gestanden haben. Und wirklich, es fehlt sich nicht, am Ufer steht Macbeth mit den drei Hexen, und fern um die Burg schwebt ein Hexenschwarm wie ein flatterndes Band durch die Luft. Die dunkeln Gefühle, welche die Landschaft als solche anregen wollte, sind also recht handgreiflich herausgezogen und uns vor die Nase hingesetzt; glücklicherweise ist zwar hier die Landschaft so stark, daß die Personen fast verschwinden, und doch muß sie Jeder, der etwas Ganzes schauen will, über Berg und Thal fortwünschen. — Reinhard gefällt sich in derselben Ueberladung; Thaten des Hercules, biblische Scenen und dergleichen stören uns in seinen ächt antik gefühlten Landschaften. Einmal ging er so weit, daß er in eine Landschaft von ruhiger Stimmung geradezu eine Staffage von unruhig dramatischer, ja peinlicher Wirkung hineinzwängte: ein Mann schlafend in einem Nachen, der gerade im Begriff ist, von den Wirbeln eines jähen Wassersturzes ergriffen zu werden, ein Jäger am Ufer hat einen erlegten Rehbock zu Boden geworfen und ruft ihm in Verzweiflung zu; ein andermal: ein Wald, worin Wölfe einen Mann zerreißen und dergl. Hier hebt die quälende Theilnahme am menschlichen Loose alle landschaftliche Stimmung geradezu auf. Sonst mag man immerhin auf einem Landschaftgemälde Menschen darstellen, die von furchtbaren Naturerscheinungen Noth leiden, wie vom Sturme u. s. f., doch sparsam und nicht mit starker Hervorhebung ihrer Kämpfe, sonst entsteht ein

Genrebild, und, da das Ganze doch noch Landschaft sein soll, eine Aufhebung der Einheit. Wenn nun aber gerade in der neuesten Zeit, da doch die Landschaft sich längst in ihrer ganzen Selbstständigkeit ausgebildet hat, diese Vermischung wieder einzureißen droht, so liegt der Grund davon in nichts Andern, als in jenem Wurme, woran unser ganzes Leben und so auch unsre Kunst krank liegt, in der Reflexion. Der suchende, abwägende Verstand ist mit einer einfachen Wirkung nicht zufrieden, es soll noch etwas Apartes, etwas Bedeutungsvolles, etwas recht Tiefes hinzugegeben werden; so sagt man denn, was schon in der Landschaft gesagt ist, noch einmal durch eine prätentiöse Staffage, klebt auf das Erste ein Zweites hinauf und ruht nicht, bis das Werk verbestelt ist. Womöglich muß dann noch die beliebte Allegorie mithelfen, wie z. B. in Lessing's berühmter Abendlandschaft der Priester, der das Sacrament für einen Sterbenden trägt, uns höchst absichtsvoll und philosophisch zu sagen scheint: seht, dieser Abend ist eine Allegorie vom Lebensabend des Menschen, das hat der Künstler wohl gewußt, er ist nicht versteckt, er ist ein Schalk, er weiß, was er will, er hat Ideen. Zum Schlusse habe ich nur noch geltend zu machen, daß selbst eine anspruchlose Staffage nicht jeder Landschaft ansteht, daß völlige Abwesenheit des beseelten Lebens, höchstens etwa eine Erscheinung aus dem Thierleben, in vielen Landschaftbildern durch die Stimmung des Ganzen gefordert ist, und unter diese gehört keines mehr, als Lessings tausendjährige Eiche. Hier ist gerade Einsamkeit, ganz unbelauschtes, d. h. nur vom Zuschauer außer dem Bilde belauschtes Weben mächtiger Naturkräfte das Grundgefühl.

Was hier über die Staffage gesagt ist, gilt ebenso von der Architektur. Diese darf und soll allerdings eine Rolle in der Landschaft spielen; die mathematisch geordneten Linien des Gebäudes treten mit der unbewußt schweifenden Architektur der Erdbildungen in einen für das Auge höchst wohlthätigen Gegensatz, und da der Mensch in der anspruchlosen Bedeutung eines an die Natur hingegebenen und gebundenen Wesens allerdings in der Landschaft aufzutreten hat, so sehen wir auch gerne sein an die gegebnen tellurischen und klimatischen Bedingungen sich anschmiegendes Obdach. Die Baustyle gingen ja aus einer Phantasie hervor, die unverkennbar ihre Formen aus der umgebenden Natur nahm. Die griechische Architektur mit der vorherrschenden horizontalen Linie erinnert sogleich an die breit und bequem hingelagerten Gebirgsmassen des Südens, der spitzig aufstrebende gothische Styl an die zackigen und phantastisch gethürmten Bergformen des Nordens, seine Ornamente an eine dornichte und stachlichte Vegetation, an Tannenzweige u. s. f.; er hat durchaus einen winterlichen, die südliche Bauart dagegen einen sommerlichen Charakter. Auch liegt es ganz nahe, die Kuppel des Pantheons mit der Krone der Pinie, gothische Thürme mit Fichten zu vergleichen. Aber der Landschaftmaler hüte sich wohl, seine Gebäude in reinlicher Neuheit darzustellen, wie dies die sogenannte historische Landschaft liebte, es wird dadurch das Landschaftgemälde alsbald zum Architekturgemälde. Das Landschaftgemälde, das ein- für allemal die Natur zum Subjecte hat, fordert Gebäude, welche die Natur bereits in ihren Bereich hereingezogen hat, indem sie ihnen die Spuren ihrer Zufälligkeit, ihres elementarischen Charakters aufdrückte, vom Alter gebräunt, halb zerfallen, von Vögeln umkreist, die in dem

Werke der Menschenhand wie in ihrem Eigenthum nisten u. s. f. Man wird leicht finden, wie weit ich in diesen Bemerkungen mit dem zusammentreffe, was der einsichtsvolle Schnaase in seinen niederländischen Briefen über das Wesen der Landschaft sagt. Sein Ausdruck, das Landschaftgemälde stelle die Erde als Wohnsitz des Menschen dar, soll ungefähr dasselbe sagen, was ich oben ausführte, ist aber der Mißdeutung zu sehr ausgesetzt, um glücklich heißen zu können.

Diese Abschweifung über die Landschaft hat uns wirklich von unserm Wege nur scheinbar entfernt, sie hat uns zuletzt auf den kranken Fleck unsrer heutigen Kunst zurückgeführt, auf die Reflexion, welche, statt ein bloßes Moment in der Schöpfung der Phantasie zu sein, sich als Princip hervordrängt. Wir leiden Alle an ihr und mangeln des Ruhms, den wir haben sollen vor der Sinnlichkeit, der Phantasie, der Idee, der That. In ihr und in nichts Andrem liegt der Grund jener Zerfahrenheit und Tausendfältigkeit von Stoffen, in denen unsre Kunst sich zerstreut. Ja, so weit ist es gekommen, daß man froh daran sein muß, wenn in dieser unendlichen Unsicherheit nicht geradezu Stoffe gewählt werden, welche künstlerisch schlechtweg nicht darstellbar sind. Wie häufig werden Erzählungen, deren ganze Spitze in einem bestimmten, nur durch die Sprache darstellbaren Gedanken liegt, als Stoffe malerischer Darstellung behandelt! Ich sah z. B. gemalt, wie Sokrates in hohem Alter noch das Saitenspiel lernt und dem Alkibiades, der sich darüber verwundert, zur Antwort giebt, man dürfe sich nie schämen, zu lernen. Retzsch, der von Grund aus affectirte Manierist, zeichnet Hamlet's Monolog: Sein oder Nichtsein, und der sonst erfreuliche Zeichner Sonderland nimmt unter seine Bil-

der und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern Uhland's Hans und Grete auf, wo doch der ganze Accent auf einem epigrammatischen Witzworte ruht, was nie der Maler, nur der Dichter sagen kann. Und wie leicht ist es doch einzusehen, daß das Kunstwerk, das immer sich selbst erklären soll, nur Scenen darstellen kann, deren ästhetische Bedeutung in einer auf die Oberfläche der menschlichen Erscheinung ganz heraustretenden Leidenschaft liegt, nie aber solche, wo es sich um bestimmte Begriffe in bestimmten Worten handelt! Es fehlt nur noch, daß man malt, wie Newton das Gesetz des Falles berechnet, was auch schon vorgekommen ist. Von all' dieser Tactlosigkeit, dieser Bodenlosigkeit kann nun aber den Künstler nichts besser heilen, als wenn er sich endlich überzeugt, daß alle Kunst nur da groß wurde, wo sie ohne Zweifel und Scrupel sich in den vollen Strom derjenigen Stoffe warf, welche ihr der Geist des Volks und Zeitalters zuführte, wo sie ihre beste Kraft auf diejenigen Gegenstände verwandte, in welchen der Nation das Absolute erschien. Die Bildung der Völker, des protestantischen deutschen Volks wenigstens, ist aber jetzt dahin gelangt, daß ihr das Absolute nicht über den Wolken, sondern als bewegende Seele der Weltgeschichte erscheint, und somit sind wir wieder da angekommen, wovon wir ausgingen.

Wo nun aber die Kunst nicht fest und saftig in einem fruchtbaren und objectiven Boden wurzelt, da kann sie es auch zu keinen bedeutenden Formen bringen, und dies ist das andre Hauptübel, an dem sie in unsern Tagen darniederliegt. Wir haben es zu einer großen formellen Leichtigkeit gebracht, die aber, getrennt vom bedeutenden Gehalte, in Leichtfertigkeit und sogar in Dürftigkeit umschlägt. Naturbeobachtung, Uebung, Studium der Antike, das

Alles macht noch nicht den Meister großartiger Formen. Wodurch sind denn die alten Maler so grandios in Gestalt, Bewegung, Gewandung, Composition? Woher nahm schon Giotto bei aller Härte die eindringende, schlagende Wahrheit in den Grundzügen menschlicher Affecte? Woher Masaccio jene Würde im runderen Flusse der Gestalt, in der Entfaltung und bedeutungsvollen Zusammenordnung der Gruppen jenen Ernst, jenen ehrfurchtgebietenden Adel? Was beschleunigte von da an den beflügelten Schritt der italienischen Malerei zu der Höhe der idealen Formen, wo ein Raphael, ein Mich. Angelo steht? Waren es die einzelnen Mittel der technischen Bildung, subjective Virtuosität, Belauschung der Wirklichkeit, erneuerte Kenntniß der alten Plastik und wie diese formellen Momente alle heißen mögen, welche so wichtig und doch für sich allein so unwichtig sind, sondern Kraft und Wirkung nur aus dem, im Mittelpuncte lebenden, gestaltenden Geiste nehmen? Und was war dieser Geist anders, als die strenge Vertiefung in die Sache, Erfüllung der Brust mit dem großen Gegenstande, der in Aller Herzen lebte? Dieser Gegenstand war der Kreis göttlicher und verklärter irdischer Gestalten, in deren Thun und Leiden jenes Zeitalter den absoluten Inhalt der Weltgeschichte anschaute. Das Mittelalter kannte keine andre Form, das Drama der Geschichte zu deuten; es war das allgemeine Pathos der Zeit, die immanenten Mächte des sittlichen Lebens in einen idealen Raum hinauszuverlegen, von wo sie als goldne Gestalten, als durchsichtige Leiber auf das Diesseits herüberwirken, während dieses, das nun seinen Schwerpunct außer sich hat, hingeschmolzen in Wehmuth sich zu ihnen hinübersehnt; der Künstler war davon erfüllt, wie sein Volk, und dieses, wie er. Jeder verstand, Jeder

fühlte seine Bilder, und es kann von wahrem Kunstleben gar nicht die Rede sein, wo nicht das ungelehrte Volk die Werke der Kunst genießt als sein Eigenthum, als eine Welt, die sein inwohnender Geist durch den Künstler geschaffen. So von substantiellem Gehalte erfüllt, so im Einverständnisse mit dem Volke, das nur starke, einfach große und wahre Formen versteht, vermochte der Künstler auch, seinen Stoff absolut darzustellen, d. h. an der sinnlichen Erscheinung, die er als Gefäß für ihn zunächst aus der unmittelbaren Wirklichkeit aufnahm, alles Kleine, Zufällige, Unklare zu tilgen, und so jene unsterblichen Bildungen zu schaffen, die wir den hohen Styl nennen.

Dies ist die fruchtbringende Wahrheit, welche uns die Geschichte der Malerei bei dem Volke, das im Mittelalter einen dem Wesen dieser Kunst wahrhaft normativ entsprechenden Entwicklungsgang durchlief, dem italienischen, mit hundert Stimmen zuruft. Ich weiß wohl, daß eine nicht kleine Partei gerade die entgegengesetzte Folgerung aus diesem Schauspiele zu ziehen gewohnt ist, daß sie behauptet, wir sollen, weil die Italiener gerade in diesen Stoffen groß waren, mit Verläugnung unsers ganzen Zeitbewußtseins, eben dieselben wählen, während ich vielmehr folgere, wir sollen sie darin nachahmen, daß wir unsre Stoffe aus derselben Quelle schöpfen, aus dem lebendigen und gegenwärtigen Geiste der Zeit und Nation. Nur zu viele Worte habe ich wohl zur Widerlegung dieses Wahns verloren; ich lasse einen Größern für mich sprechen, den Geist der unwiderlegbaren Thatsache.

2. Die Copien.

Ich habe der Anzeige dieser trefflichen Nachbildungen eine Betrachtung des Zustandes der gegenwärtigen Kunst vorangeschickt, ich habe auf die Geschichte der Malerei, insbesondre der italienischen als auf eine Quelle der wichtigsten und fruchtbarsten Lehren über die einzig richtige Wahl der Stoffe und die aus ihr fließende Behandlung der Form hingewiesen. — Wir kennen aber die alte Malerei zu wenig; es fehlt an der unentbehrlichen Anschauung. Kupferstiche reichen nicht hin, sind theuer zu kaufen, in Bibliotheken mühsam durchzusehen und von den herrlichen Werken der Meister vor Raphael ist so wenig gestochen, daß sie uns fast nur dem Namen nach bekannt sind. Wer kennt denn bei uns einen Fiesole, einen Perugino, den Himmel von Unendlichkeit, der aus dem lieblichen Schleier ihrer halbreifen Formen hervordämmert? Von den großen Meistern der reifsten Periode geben die in Deutschland da und dort zerstreuten Originale nur einen mangelhaften Begriff. Man kennt Raphael noch nicht, wenn man einige h. Familien, einige Madonnen von ihm, wenn man selbst die Sixtinische Madonna gesehen hat; die Stanzen, die Tapeten, die Loggien, wo er sich zu dramatischer Handlung entfaltet, muß man sehen. Von Mich. Angelo hat außer einem paar zweifelhaften Staffeleibildern, die eine ganz falsche Vorstellung von ihm geben, keine deutsche Gallerie ein Werk; seine Fresken in der Sixtin. Kapelle sind in Italien zwar mehrfach gestochen, aber in unserm Kunsthandel gar nicht in Umlauf. Derjenigen, die an Ort und Stelle die Originalwerke anschauen können, sind verhältnißmäßig wenige; Künstler reisen erst nach der Vollendung der Lehr-

jahre, und gerade diesen sollte das wunderbare Licht jener einzigen Muster erhebend vorleuchten. Das Publicum aber, oder besser das Volk, sollte endlich einmal lernen, was idealer Styl ist, den durch Modebilder, durch theatralische Effectmalerei, durch Illustrationengekritzel abgestumpften Sinn sollte es an jenen unsterblichen Werken schärfen und verjüngen, die durch die blasse Aufklärung abgebleichte Phantasie erwärmen, und sich so ein Urtheil bilden, das rückwirkend dem Künstler eine bisher unbekannte höhere Richtschnur darböte. Unsere im Sammeln, Aneignen, Ausbeuten, Vervielfältigen sonst so emsige Zeit hat hierin noch eine große Lücke auszufüllen: jede Hauptstadt, worin eine Kunstschule und Kunstsammlung besteht, sollte in guten Copien die wichtigsten Schulen und Meister aus der Geschichte der ältern Malerei vereinigen, wobei aus Gründen, welche auszuführen nicht weiter nöthig ist, die italienische Schule immer das Haupt-Augenmerk bleiben müßte. Mag die Copie immerhin nur ein schwacher Widerschein des Originals sein, sie giebt doch eine Idee von der Composition, vom Style, ja mehr als dies, denn die Copie kann wahrlich Bedeutenderes leisten, als Derjenige glaubt, der nur an Handwerks-Arbeiten denkt. Man hat angefangen, diese Schuld anzuerkennen; Frankreich, Rußland, Preußen, Oesterreich lassen die Fresken der Sistina, die Stanzen, Tapeten, Loggien copiren. Einen höchst bedeutenden Schatz hat nun aber neuerdings die Gallerie zu Düsseldorf erworben, die Aquarellcopien von Ramboux.

Dieser Künstler, aus Trier gebürtig, in Rom wohnhaft, hat einen wunderbaren und höchst achtungswerthen Act der Resignation geübt. Sein Talent gab ihm vollständige Berechtigung, sich auf dem Felde der freien Schöpfung zu bewegen; wer seine genia-

len Farbenskizzen zu Dante im Städelschen Institute betrachtet, kann daran keinen Augenblick zweifeln, und einen nicht minder sprechenden Beweis seines Berufs sollen idyllische Darstellungen von seiner Hand in einer Gartenwohnung zu Trier liefern. Er genoß seine künstlerische Bildung in Frankreich und kam als ein geschworner Classiker im Sinne David's nach Deutschland, dann nach Italien, wo er im Umgang mit den deutschen Romantikern seine Künstler-Laufbahn wieder von vornen zu beginnen beschloß. Während nun aber Andre aus dieser Schule ihrer Begeisterung eine dogmatische Wendung gaben, wenn sie das Mittelalter unnatürlich zu erneuern suchten, sein Princip, seine Stoffe, seine Formen, ja gerade seine frühern unreifen Formen als Gesetz für die moderne Kunst aufstellten, so schlug dagegen diese gesundere und objectivere Natur den geschichtlichen Weg ein. Was auch werden, was die Bestimmung der neuen Kunst sein möge: aus einer innigen Vertiefung in den großen Entwicklungsgang, den wir hinter uns haben, muß Gutes und Heilsames hervorgehen, so dachte er, und bestimmte nun die Kraft seiner besten Lebensjahre dazu, in einer umfassenden Folge von Abbildungen in Wasserfarbe die Entwicklungsgeschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechzehnte Jahrhundert darzustellen. Die geschichtliche Bedeutung eines Werkes bedingte seine Wahl, doch durfte Neigung und Gelegenheit hier, wie immer beim Künstler, eine Stimme haben und zugleich leitete ihn die Absicht, Unbekanntes oder zu wenig Bekanntes dem Dunkel zu entziehen. Keine Zeit dauerte ihn, keine Plackerei verdroß ihn, kein Aufwand war ihm zu groß, nicht Müdigkeit, Staub, Frost und Hitze in Kirchen und Palästen, Klöstern und Gerichtsstuben, in staubigen Winkeln und modrigen

Kammern hielten ihn zurück, und eine von den gründlichsten Kunstrichtern bewunderte Technik wußte mit dem einfachen Mittel der Wasserfarbe so überraschend zu schalten, daß mit den Grundzügen des Styls und Colorits zugleich der eigenthümliche Ton der Mosaik, des Tempera- und Oelgemäldes, der Freske, der Teppichweberei, ja selbst des halb Verwischten, Verwitterten je nach der Gattung und dem Zustande des Originals wie durch Zauber wiedergegeben ist und man bald in den uralten Räumen ernster Basiliken, bald in den mächtigen, dämmernden Hallen gothischer Kathedralen, bald in heitern Palästen zu wandeln, die specifische Atmosphäre dieser Locale in der Erinnerung wieder zu spüren glaubt. Hier ist eine Technik, die ihren Sitz im tiefsten geistigen Verständnisse hat und von da bis in die Fingerspitzen dringt.

Es sind 305 Blätter; leider verhinderte mich bei meinem Aufenthalte im Winter 1839—40 zu Rom der Zufall, die damals noch in den Händen des Künstlers befindliche Sammlung zu sehen, an den mich Herr Director von Schadow freundlich empfohlen hatte. In Düsseldorf sind bis jetzt 130 Stücke in Glas und Rahmen aufgehängt, und die Anschauung dieser gab mir einen vollständigen Begriff von dem Werthe des Ganzen, von dem ich nun an der Hand des Katalogs, der mir durch die Güte eines Freundes zugekommen ist, einen Ueberblick gebe.

Eine Reihe von Gebäude-Ansichten eröffnet das Ganze und versetzt uns in die architektonische Stimmung, welche dem Charakter der Malerei entspricht, die wir nun kennen lernen sollen. Die Dome von Siena, von Orvieto erheben ihre prachtvollen Façaden, wir treten in die ehrwürdige Dämmerung der Kirche

des h. Franziscus zu Assisi, die Lateran-Kirche in ihrer ursprünglichen Form, die alte Peters-Kirche zeigt sich uns neben verschiedenen ältern und gleichzeitigen Gebäuden. Aus dieser Vorhalle treten wir nun ins Innere.

Große Kunstperioden haben immer ein abgelaufenes früheres Kunstleben zu ihrer Voraussetzung und ihrem Ausgangspunct. Was früher als die höchste Form erschien, wird jetzt wieder zum bloßen Stoffe, an welchem ein neuer Geist bildend und umgestaltend seine Kräfte übt. Die christliche Kunst befand sich jedoch in einem ganz besondern Falle. Wenn der Grieche die Aufgabe hatte, eine unreife und in Unreifheit durch Priestersatzung versteinerte Kunstform, die ihm aus Aegypten überliefert war, beseelend fortzubilden, so traten dagegen die ersten christlichen Jahrhunderte in die Erbschaft einer Kunst, welche nicht als eine nur relative Reife betrachtet werden kann, sondern, — freilich innerhalb einer bestimmten Weltanschauung —, ein schlechtweg Höchstes und Reifstes war; hier blieb nichts mehr zu thun übrig, die alte Kunst hatte alle ihre Stadien organisch durchlaufen und sich von innen heraus samt der ganzen geistigen Welt, aus der sie geflossen, ausgelebt. Nur ein schwacher Schimmer antiken Formgefühls hatte sich noch erhalten, wir erkennen ihn in den Mosaiken vom vierten bis siebenten Jahrhundert, wie sie sich in jenen fremdartig ehrwürdigen Räumen der Baptisterien, Begräbniß-Kirchen, Basiliken Roms und des einst so blühenden Ravenna befinden, wohin uns zunächst eine Reihe von Ramboux Copien führt, insbesondre in jenen merkwürdigen alttestamentlichen Darstellungen, welche über den Säulenreihen des Hauptschiffs von S. Maria maggiore hinlaufen, und welche d'Agincourt mit den Reliefs der

Trajansäule zusammenstellt, um uns zu zeigen, wie diese Formen zwar bereits tief unter der selbst schon nicht mehr reinen Kunst der Trajanischen Zeit stehen, aber doch noch einen Rest antiken Schwungs, antiker Bewegung und Composition verrathen. Man sollte meinen, an diesen Punct werde die christliche Kunst-Entwicklung ihren Faden anzuknüpfen haben. Aber erwägen wir, wie die Welt, welche mit der christlichen Religion und ihrem durch die Innigkeit germanischer Völker vertieften Gefühlsleben dem Geiste aufgegangen war, der antiken als eine völlig neue gegenüberstand, so kann es uns weder überraschen, noch betrüben, daß auch jener letzte Strahl antiker Kunst bis auf einen kaum merkbaren Schimmer erlosch. Der Geist, dem die Idee seiner inneren, über jede sinnliche Grenze absolut übergreifenden Unendlichkeit sich aufgeschlossen hatte, konnte sich nicht in Kunstformen bewegen, die aus dem Princip des schönen Gleichgewichts zwischen Geist und Sinnenleben flossen; er mußte sich seine eignen neuen Formen schaffen, und in diesen mußte nothwendig das sinnliche Genügen gegen das inwohnende unendliche Seelenleben zuerst verkürzt und verkümmert erscheinen: der Ausdruck sollte die Form überwiegen. Es versteht sich, daß durch dies größere Gewicht, das nun auf die Seite des geistigen Ausdrucks fiel, an sich die Schönheit der Form nicht ausgeschlossen war; die Aufgabe war vielmehr, den unendlich seelenvollen Ausdruck selbst wieder mit der Schönheit der Form zu vereinigen. Aber dies konnte nicht das Erste sein, sondern nothwendig mußte jener zuerst seine Rechte auf Kosten dieser behaupten, so wie die neue Religion selbst der verdorbenen Welt zuerst rigoristisch entgegentreten, der harmlosen Ungetheiltheit des plastischen Lebens, welche unaufhaltsam in sich selbst erkrankt und

erstorben war, die Negativität des Geistes streng entgegenhalten mußte. Erst auf das Moment des Schmerzes und der Buße folgt im religiösen Leben des Einzelnen das der Versöhnung; erst auf eine lange Periode strenger Entgegensetzung läßt sich die Kirche ein friedliches Verhältniß zum Leben gefallen und giebt eine weltlich vernünftige Durchbildung ihres Princips zu, wodurch sie es aber auch in seiner Besonderheit opfert. So sollte auch die christliche Kunst erst spät, nachdem sie alle ihre Kräfte der Darstellung einer sinnlich armen Innerlichkeit gewidmet hatte, diesem Geiste der Ascese entsagen und, vor einer falschen Nachahmung jetzt gesichert, wieder in die Schule der Alten gehen, um der vertieften Seele endlich auch einen schönen Leib als Wohnsitz anzuweisen. Diesem innern Gesetze kamen die Umstände von selbst entgegen; Italien versank mehr und mehr in Barbarei und vergaß auch die letzten Erinnerungen antiker Kunstbildung, die es in den frühern Jahrhunderten christlicher Kunstversuche noch bewahrt hatte.

Dagegen übernahm nun Byzanz seine merkwürdige Rolle. Ihm war die Aufgabe geworden, ein, freilich dürftiges Ueberbleibsel der erstorbenen Kunstform als Mumie zu bewahren und in spätere Jahrhunderte hinüberzuretten. Nicht absolut durfte alles von der alten Kunst überlieferte Verständniß der alten Form und alle Technik aussterben, selbst in dem Leichnam der Kunst mußten noch einige letzte Spuren der Seele zurückbleiben, die einst den lebendigen Leib nach dem Rhythmus der Schönheit gebildet und bewegt hatte: sonst fand ein erwachendes neues Kunstleben keinen Stoff umzubilden und zu verklären. Wenn ich nun die nächste Bestimmung der christlichen Kunst darein setzte, das negative Verhältniß zwischen Geist und Sinnenleben, wovon ihr religiöses

Princip ausging, in solchen Formen darzustellen, worin die sinnliche Wohlgestalt durch die überwiegende Unendlichkeit des Ausdrucks verkümmert erscheint, so darf man doch in der byzantinischen Kunst-Periode auch diese Kunstgestalt noch nicht im eigentlichen Sinne suchen und erwarten. Diese Belebung der verarmten Form durch Herz und Gemüth ist bereits ein zweiter Schritt und setzt im religiösen Leben selbst, wie die Lyriker in der Poesie, eine subjective Durchbildung und Durcharbeitung voraus, welcher, wie der lyrischen Dichtung die epische, eine Periode vorherrschend epischer Auffassung vorausgeht. Jenem ältesten christlichen Bewußtsein ist es wesentlich um die großen Thatsachen der göttlichen Offenbarung, die gewaltigen persönlichen Werkzeuge zu thun, durch welche der neue Geist in die Welt eintrat: Christus, sein Lehramt, seine Leiden, seine Auferstehung, und die Apostel in strenger und trockner Majestät feierlich hinzustellen ist die einfache Aufgabe der altchristlichen Kunst. Diesen objectiven, aus einer fernen Vergangenheit wunderbar herüberragenden Gestalten dem gegenwärtigen wirklichen Menschen gegenüberzustellen, wie er, das Herz voll unendlicher Sehnsucht, nach ihnen hinüberschmachtet, diese Spiegelung im Innern, diesen subjectiven Reflex auszubilden war einer schon vorgeschrittenen Zeit aufgespart. Kaum dämmert in den anfangs noch sehr seltnen Darstellungen der Maria mit dem Kinde diese Welt des Gemüths und der Liebe, und auch der Geist, der in jenen männlichen Werkzeugen der neuen Weltordnung lebte, wird, wie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Malerei in Italien, so auch in der ganzen byzantinischen Periode noch mehr durch äußerlich hinzugestellte apokalyptische Symbole, als durch einen, den Gestalten selbst inwohnenden Ausdruck ver-

gegenwärtigt. Um dieses Leuchten eines innern Lebens darzustellen, fehlen noch die technischen wie die tiefern künstlerischen Bedingungen. Erhöhung der äußern Maße ins Riesenhafte muß den Ausdruck innrer Größe ersetzen; strenger Ernst spricht aus den großen Augen, der todten Ruhe der Situation, an deren Stelle nur selten das andre Extrem, eine gewaltsame, heftige Bewegung tritt, die Hagerkeit der Körperformen weist alles weltliche Behagen im Zuschauer ab und wirft ihn in sein Innres zurück, doch nicht, um hier die Seligkeit der Liebe, sondern die Schmerzen der Entsagung zu empfinden und im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit sich von jener aus goldner Ferne ernst hereinblickenden jenseitigen Welt göttlicher Gestalten ausgeschlossen zu fühlen. Die Italiener nahmen diese Kunstform von den Griechen auf, da ihre eigne Kunstthätigkeit noch ungleich tiefer gesunken war. Mehrere Copien nach Mosaiken aus dem achten, neunten und zehnten Jahrhundert, namentlich drei Blätter nach den Mosaiken in S. Prassede zu Rom vom Jahr 818 geben in unsrer Sammlung von diesem tiefen Verfalle der italienischen Malerei eine Anschauung. Eine weitre Folge trefflicher Blätter führt uns dann in den byzantinischen Styl ein, wo wir uns sogleich überzeugen, daß ein so tiefes Sinken, ein solches Ausfüllen dicker Umrisse mit Farbenflecken, ein solches Aufgeben aller Mitteltöne und Schatten-Uebergänge, wie in Italien, in Byzanz nicht stattfand, und daß die Zeichnung hier einen schwachen Nachschein antiken Formgefühls immer noch durchschimmern läßt. Die Italiener blieben aber nicht lange bei dem äußerlichen Aufnehmen dieser byzantinischen Weise stehen; gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts bemerkt man bereits ein fühlbares Ansteigen, wie z. B. in dem merkwür-

digen Mosaik der Tribune in S. Maria maggiore zu Rom, das Jacopo da Torrito gegen 1290 ausführte. Hier ist schon Weichheit der Behandlung, Ausdruck innren Lebens sichtbar, Maria scheint mit einer bittenden Bewegung ihrer Hände der hohen, göttlichen Ehre, die ihr Christus erweist, indem er ihr die Krone aufsetzt, in holder Bescheidenheit sich zugleich erwehren zu wollen, indem sie dieselbe demüthig hinnimmt, die Gewänder sind schon fließender behandelt, durchgängig zeigt sich eine freiere Regung. Noch mehr würde dieser Fortschritt einleuchten, wenn Ramboux die Mosaiken in der Vorhalle der Marcus-Kirche zu Venedig aufgenommen hätte, deren sichtbar reinere und naturgemäßere Zeichnung Rumohr veranlaßt hat, sie ins sechste oder siebente Jahrhundert zu setzen, wo sich ihr Kunstwerth aus den damals noch dauernden Reminiscenzen antiker Motive erklären würde, die jedoch nach neueren Forschungen offenbar ins dreizehnte Jahrhundert fallen. Außer diesen Mosaiken giebt unser Künstler eine Auswahl von Wandgemälden im byzantinischen Style, die uns bereits in jenes herrliche Local führt, wo die ganze mystische Gluth mittelalterlicher Andacht sich zusammendrängte, nach S. Francesco in Assisi. In der Ascese, den Gesichten und Verzückungen des h. Franciscus, in der schwärmerischen Verehrung seines Andenkens, seines Leichnams haben wir, wie Rumohr dies zuerst in Erinnerung gebracht hat, den Brennpunct zu suchen, in welchem jene Entzündung des subjectiven Lebens eintrat, das wir oben als Bedingung einer neuen, den Geist der christlichen Zeit eingenthümlich aussprechenden Kunststufe forderten. Wirklich ist es jene prachtvolle, über dem Grabe des Heiligen sich erhebende Doppelkirche, in welcher, wie der so eben aus Deutschland übergesiedelte

Baustyl des Mittelalters, so auch die Regungen eines neuen Lebens in der Malerei ihre Stätte finden. Außer jenem Aufglühen eines neuen innren Lebens wirkte allerdings zugleich ein äußeres, formelles Moment mit; denn obwohl im Allgemeinen der Drang des Mittelalters zunächst dahin ging, eine Kunst zu schaffen, deren Charakter eine, selbst auf Kosten der Form einseitig herrschende Innerlichkeit sein sollte, so mußten doch eben, um für diese die rechte Gestalt zu finden, die ersten Schwierigkeiten der Darstellung überwunden sein. Es war in Pisa, wo dem Bildhauer Nicolaus durch das Studium der Bildwerke eines antiken Sarkophags zuerst wieder ein Gefühl reinerer Form aufging, und sein Vorgang scheint in derselben Stadt entsprechende Regungen in der Malerei hervorgerufen zu haben; denn der erste Maler, in dessen Werken wir ein kräftiger durchdringendes Streben nach freierer Bewegung erkennen, ist der Pisaner Giunta da Pisa, dessen sehr beschädigte Fresken Ramboux in vier Blättern darstellt.

Der höhere Beruf aber war der blühenden Toscana und ihren sinnigen Bewohnern vorbehalten; zwei Städte, kräftig durch Bürgersinn, gedeihend in Wohlhabenheit, wetteifernd in der Pflege alles Schönen, treten schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts mit den berühmten Namen hervor, welche an der Spitze einer so langen und glänzenden Kette stehen: Duccio von Siena und Cimabue von Florenz. Ramboux behandelt die zu wenig gekannte sienesische Schule, deren eigentliche Bedeutung im Gegensatze gegen die florentinische und in ihrer ganzen Wichtigkeit für die Entwicklung jenes subjectiven Moments im vierzehnten Jahrhundert erst stärker hervortritt, mit sichtbarer Liebe. So hat er mehrere Werke der Vorgänger des Duccio, worunter das Ma-

donnenbild von Guido da Siena in S. Domenico nicht fehlt, zu hellerer Beleuchtung des wunderbaren Fortschritts zusammengestellt, den jener Duccio um das Ende des dreizehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts machte. Von seinem berühmten Bilde im Dome zu Siena ist nur die eine Seite: Madonna mit dem Kinde, von Heiligen umgeben, copirt; Schade, daß Ramboux nicht auch die Scenen aus der Leidensgeschichte auf der anderen Seite aufgenommen hat, denn der Fortschritt zu dramatischem Leben in figurenreicher Handlung, zur Darstellung der Leidenschaft mit ihren Contrasten und Abstufungen, wie er vereinigt mit überraschenden Zügen wahren Schönheitsgefühls auf diesem Theile des Gemäldes hervortritt, ist noch wunderbarer, als die tiefe und warme Seele, welche in jenem Madonnenbilde noch mitten zwischen den Härten byzantinischer Formen so einzig überrascht. Duccio wurde nicht so berühmt, und steht doch mindestens ebenso hoch, als Cimabue der Florentiner, wovon der Grund theils in dem größeren Ruhme liegt, den später Florenz erwarb, theils in der Gelegenheit, die dem Cimabue sich eröffnete, in einem so weitberühmten und von Andächtigen aller Gegenden Italiens besuchten Locale, wie die Kirche in Assisi, sich auszubreiten. Ramboux hat von Cimabue keine der beiden Madonnen zu Florenz aufgenommen, die einst alles Volk als ein Wunderwerk entzückten, und in denen wir jetzt kaum den ersten Anbruch weicherer Formen, erwärmten Ausdrucks finden; dagegen führt er uns in die obere Kirche zu Assisi und zeigt uns, wie der wackre Altvater der Malerei in größeren Compositionen sich allmälig aus der byzantinischen Härte herausringt und in jenen Darstellungen großer Kirchenlehrer und biblischer Scenen nach ernster Größe charakter-

voller Gestalten, nach bewegter Handlung und Gruppirung mühsam hinstrebt.

Inzwischen sind wir schon ins 14. Jahrhundert hinübergeschritten. Die streitenden Kräfte nehmen jetzt eine andere Stellung gegen einander ein. Bis dahin wandelten wir in der Gruft der byzantinischen Mumien, einzelne Lichtstrahlen streiften herein und zitterten schüchtern durch das Dunkel. Jetzt ist das Licht erstarkt und ringt wie die aufgehende Sonne mit großen Nebelmassen: es ist die Periode des Kampfes mit unentschiedenem Siege, mit gleichen Kräften, deren vorherrschender Ton daher strenge Schärfe und Gewaltsamkeit ist. Die Knechtschaft der byzantinischen Ueberlieferung ist gebrochen; keine stabile Autorität bindet mehr den seiner Kräfte sich bewußten Geist; er wagt es, die Augen aufzuthun, frei herumzugehen, die Dinge anzusehen, wie sie sind, er merkt sich die starken Grundzüge aller Erscheinungen, Stimmungen, Leidenschaften; aber er sieht noch nicht die feineren Uebergänge, welche ihre harte Bestimmtheit vermitteln, nicht die unendlichen Brechungen jener allgemeinen Züge im Individuum: daher hat er nur Eine stehende Physiognomie, nur Ein Exemplar. Wer kennt nicht die Gestalten des Giotto sogleich an ihren schmalgeschlitzten Augen, an den langgezogenen, doch an Nase und Kinn abgestumpften Profilen, der untersetzten Figur u. s. w.? Die seltsame Behandlung des Auges z. B. mag er theils aus Opposition gegen die starre Größe der griechischen Augen angenommen haben, theils aber und gewiß noch mehr leitete ihn die Beobachtung, daß Andacht, fromme Scheu und ähnliche Stimmungen die Augenlieder zusammenziehen, um durch diese Bedeckung anzuzeigen, daß der Blick jetzt nicht mit freier Ueberlegenheit die Objecte als dem Geiste

untergeordnete erfassen soll; und allmälig wurde ihm dieser Zug stehend. Diese noch abstracte Beobachtung des Lebens trifft mit der strengen Objectivität des inneren Sinnes, welcher mit den großen Vorstellungen der Kirche noch einfach verwachsen ist, in Einem Resultate zusammen: der Charakter der Schule Giotto's, von welcher wir reden, ist strenge Sächlichkeit, einfaches Losgehen auf den Gegenstand, es ist mehr um Wahrheit, als um Schönheit, ja um die erstere selbst auf Kosten der letztern zu thun, und eine Hinneigung zu allegorischen Darstellungen im Geiste und selbst in unmittelbarer Benutzung des Zeitgenossen Dante ist hiemit von selbst gegeben. Dies Alles spricht sich noch durch unvollkommene Mittel im Charakter einer unendlichen Naivetät aus; die Kunst ist nicht mehr durch ein fremdes Gesetz, wohl aber noch durch ihre eigene beschränkte Geschicklichkeit gebunden; die Hand kann der inneren Anschauung noch nicht folgen, die Composition ist häufig noch architektonisch, statt malerisch, und wo die Gestalten in wirklicher Wechselbeziehung sich gegeneinander hinwenden, da fehlt noch die Leichtigkeit, es ist, als zwänge sie Jemand, der ihnen die Faust in den Nacken setzte und sie gewaltsam vordrückte. Und samt allen diesen Härten, diesen Einfältigkeiten, dieser schonungslosen Strenge — ich behaupte keck: unsere moderne Kunst mit all ihrer Fertigkeit dürfte sich Glück wünschen, wenn sie nur schon wieder da stünde, wo der ehrliche alte Giotto stand. Er war in der Sache, er war Eins mit der Welt, in der er als Künstler wie als Mensch sich bewegte, daher ist er zwar hart, aber auch groß und ehrfurchtgebietend. Es giebt ein anderes höheres Verhältniß des Künstlers zu seinem Stoffe: von ihm erfüllt sein und doch frei darüber schweben, Einheit der Be-

geisterung und der Ironie; wir Neueren aber bewegen uns, so ernst es uns zu sein scheint, nur in dem einen dieser Momente, dem ironischen, d. h. wir sind mit unserm Bewußtsein und unserer Innigkeit aus den Stoffen heraus und treiben uns nach der Willkür subjectiver Freiheit vom Hundertsten zum Tausendsten. — Die Schule des Giotto ist von Rombour reichlich bedacht worden; auch hier befolgt er seinen Grundsatz, vieles bisher wenig oder nicht Bekannte aus dem Dunkel übersehener Lokale hervorzuziehen. Der Meister selbst ist unter Anderem ganz würdig vertreten durch seine Dantesken Allegorieen zu Assisi, die drei Gelübde des heil. Franziscus, und durch den berühmten Schmuck der Kirche S. Maria dell' Incoronata zu Neapel, die Darstellung der sieben Sakramente. Unter manchen, theils bekannten, theils namenlosen Werken aus der Schule Giotto's hat auch der, seit Rumohr vielleicht mit Unrecht unter die Mythen versetzte Buffalmaco eine Stelle erhalten, nicht mit seinen Werken im Campo santo zu Pisa, sondern mit drei neutestamentlichen Scenen in der Kirche zu Assisi. Zu bedauern ist, daß unser Künstler, der freilich die Bestimmung unmittelbarer Belehrung, die jetzt seine Arbeiten gefunden haben, nicht ursprünglich im Auge haben konnte, zweierlei Erscheinungen überging, die für die Schule des Giotto besonders merkwürdig sind. Auf der einen Seite nämlich weiß ich nicht leicht ein Werk, worin die naturwahre, aber harte und schonungslose Sächlichkeit dieser Schule schärfer hervortritt, als den Triumph des Todes und das Weltgericht des Orcagna im Campo santo zu Pisa; ein Lokal, das Rambour wohl deßwegen mit seinem ausgezeichneten Pinsel nicht besucht hat, weil er es durch das bekannte Werk des Lasinio für hinlänglich bekannt hielt; aber

welcher Genuß müßte es sein, den Schmuck jener merkwürdigen Hallen in der Kraft der Farbe erneut zu sehen! Auf der andern Seite fehlt der florentinischen Schule des vierzehnten Jahrhunderts, die wir nach ihrem Streben, die heiligen Geschichten in den scharfen Grundzügen der in ihr thätigen Affecte darzustellen, als eine vorzüglich pathetische und dramatische bezeichnen und mit der frühsten kirchlichen Schaubühne des Mittelalters vergleichen können, doch das entgegengesetzte Moment der weicheren Anmuth, des idyllischen Gefühles mit den entsprechenden idealeren Formen nicht völlig; Taddeo Gaddi war es besonders, der diesen Weg einschlug, Ramboux hat jedoch nichts von ihm, sondern nur ein Gemälde seines Sohnes Giovanni Gaddi aufgenommen. Der treffliche Nicola di Pietro, der in diesem Geiste sich noch höher hob und dem Adel der Seele den Reiz der Schönheit in einem für diese frühe Epoche überraschenden Grade zu vermählen wußte, fand keine Stelle.

Wir scheinen von demjenigen Punkte, den wir von Anfang an suchten, durch die Betrachtung der Schule des Giotto abgeschweift zu sein. Die christliche Kunst, sagte ich, strebte danach, den Ausdruck für die Unendlichkeit eines vertieften Seelenlebens zu finden, und hier trat vielmehr eine sehr bedeutende Schule vor uns, die einen vorherrschend objectiven Charakter trägt, indem nicht der musikalische Wiederhall der göttlichen Offenbarung in den erzitternden Tiefen des Gemüths, sondern die großen Thatsachen dieser Offenbarung selbst ihre vorherrschende Aufgabe waren. Es ist aber nicht zu übersehen, daß der Geist der christlichen Kunst, den wir allerdings durch die Prädicate der Innerlichkeit und Subjectivität bezeichnen mußten, selbst wieder den Gegen-

satz einer objectiven und subjectiven Richtung aus sich hervortrieb, von welchem das erstere Moment auszubilden im vierzehnten und noch mehr im fünfzehnten Jahrhundert die Bestimmung der florentinischen Schule war. Verglichen mit der byzantinischen Leblosigkeit erscheinen auch die leidenschaftlich bewegten Darstellungen der florentinischen Schule als subjective Beseelung eines vorher todten Stoffes; vergleichen wir diesen Schritt mit demselben Schritte, den die antike Kunst durch Belebung der vorher starren Götterbilder vollzog: so ist der Sinn, in welchem dies in beiden Weltaltern geschah, doch immer noch so verschieden, als das christliche Gefühl von dem griechischen, die Subjectivität von der Objectivität. Allerdings blieb es nun aber Aufgabe der christlichen Malerei, nicht nur die großen Thatsachen der Offenbarung selbst, sondern auch ihr Echo in den Tiefen der Seele, diese subjective Einwohnung ausdrücklich zu ihrem Gegenstande zu machen; und dies war nicht der florentinischen Schule vorbehalten, welche mit dem ihr stets eigenen Wirklichkeitsgeiste die geschichtlichen Stoffe festhielt, sondern der weichere Sienese war es, der zuerst in dieses innere Heiligthum hinabstieg.

Die überraschenden Anfänge des Duccio in der Beherrschung der Form, in der Darstellung bewegter Handlung fanden in seiner Vaterstadt keineswegs unmittelbare Nachfolge; die Sienesen befreien sich schwerer und langsamer, als die Florentiner, von der byzantinischen Härte, die alterthümlichen Motive dieses Typus sagen ihnen sogar aus innern Gründen zu; diese stillen Gruppen der Mutter mit dem Kinde von Heiligen und Engeln angebetet, diese feinen langen Hände, diese hagern Figuren, diese schmächtigen Köpfe bieten sich dem stillen und schüchternen Liebesleben der

Seele, dem diese Schule ihre Kräfte weiht, als willkommne Formen dar. Wir lernen in unsrer Sammlung die wichtigsten Meister dieser Schule kennen; zuerst Simone di Martino (sonst Simon Memmi) und Lippo Memmi, vom Letztern insbesondre sein bedeutendstes, sonst fast unbekanntes Werk im Rathhause zu S. Gimignano, vom Erstern die berühmte Madonna im Gerichtssaal des öffentlichen Palastes zu Siena, die Uebermalung und Umschaffung eines ältern Werkes, nebst zwei Heiligenbildern in Assisi. Von beiden zusammen hätte auch jene rührende Annunziata im Corridor der Uffizien zu Florenz, worin die Jungfrau mit einem zwar mühsam, aber doch glücklich dargestellten Ausdruck von Schrecken wie vor einem Gespenste nach der überirdischen Erscheinung sich herumwendet, eine schöne Vorstellung gegeben. Damit wir nun nicht vergessen, daß Gegensätze nicht absolut auftreten, sondern wie in Florenz der weiche und seelenvolle Styl, so in Siena die Ausbreitung nach der Seite der Wirklichkeit und Handlung nicht fehlt, treten die naiven Lebensbilder uns entgegen, wodurch Ambrogio di Lorenzo (oder Lorenzetti) in der Sala delle balestre desselben Hauses die gute und schlechte Regierung versinnlichte. Von seinem Bruder, dem anmuthigen Pietro, erhalten wir eine Geburt Mariä im Dome zu Orvieto. Zwei Bilder führen in die Bekanntschaft mit Berna ein, und der liebliche Taddeo di Bartolo, doppelt merkwürdig, weil durch seine Thätigkeit in Umbrien der schlummernde Künstlergeist in dieser Landschaft entbunden wurde, der bald in derselben Richtung das Höchste ersteigen sollte, erscheint in dem Begräbniß und der Himmelfahrt Mariä in der Capelle desselben Stadthauses zu Siena in seiner ganzen Freundlichkeit und stillen Treue. Auf diesem Puncte blieben aber

die Sienesen auch stehen, und wir können hier, ohne die innere Ordnung zu stören, ein Paar Schritte vorwärts ins funfzehnte Jahrhundert thun, die Madonna von Matteo di Siena, die Krönung der Jungfrau von Sano oder Ansano di Pietro betrachten, wo wir noch dieselbe unentfaltete, aber süßen Hauch duftende Knospe finden.

Aber jetzt stehen wir vor den großen Entwicklungen des funfzehnten Jahrhunderts, dieser Schwelle der höchsten Reife. Halb st die Rose aufgebrochen, halb scheint sie noch beschämt zu zaudern, ihr glühendes Geheimniß zu entfalten. Das Licht und die Freiheit hat gesiegt, das Dunkel und die Unfreiheit ist an den Rand des Horizontes gedrängt und legt sich nur noch als ein schmaler Saum an den Grenzen hin. Es ist, als sähen wir die reizende Erscheinung jungfräulicher Schönheit, die eben zur Mannbarkeit übergeht: die Formen füllen und runden sich, die Gliederung wird freier und bestimmter, aber ein Rest mädchenhafter Herbe und Schüchternheit scheint die reizende Bildung von dem Schritte zur höchsten Reife zurückzuhalten, eine rührende Ungeschicklichkeit mischt sich noch zwischen die beginnende freiere Herrschaft über die Bewegungen, das Auge blickt träumend über die unendliche Bedeutung neuer Ahnungen in die noch unverstandne Welt hinaus. Diese Erscheinung war es, von deren Schönheit die deutsche Malerei berauscht wurde, als sie sich, müde der überreifen Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts, unbefriedigt auch durch die kalte Vollkommenheit der erneuerten classischen Formen, in das Mittelalter zurückwandte. Man konnte ihr diese Entzückung, wenn sie nur einem freiern Urtheil wich, gerne verzeihen. Denn wenn es wahr ist, daß die höchste Reife nur einen Augenblick

dauert, daß mit der satten Fülle auch die ersten Spuren der Uebersättigung, mit der Freiheit auch die ersten Auswüchse der Willkür alsbald sich ansetzen, wenn selbst ein Raphael auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung bereits die ersten Spuren effectsuchender Virtuosität zeigt, so mag man gern bei der holden Unbewußtheit verweilen und selbst in ihre Härten und Naivetäten sich verlieben. Wer erholt sich nicht jetzt noch von der unruhigen Vielthätigkeit unsrer heutigen Kunst, ihrer anspruchvollen Reflectirtheit, ihrer innerlichen Greisenhaftigkeit in der Anschauung jenes ersten schönen Jugendtages? Freilich aus denselben Gründen, aus denen man jene erste Begeistrung für diese Epoche rechtfertigen muß, erscheint es aber auch als die äußerste Verkehrtheit, einen solchen Zustand künstlich wieder zum Gesetze der Gegenwart erheben zu wollen, aus der Bewußtheit und der Absicht heraus die Mängel der Unbewußtheit, die unbefangne Härte der Absichtslosigkeit zum Loosungswort zu wählen; es ist, als ob ein gemachter Mann, um jugendlich, kindlich zu erscheinen, sich stellen wollte, als könne er noch nicht recht gehen.

Diese letzte Stufe vor dem Ideal zu erreichen, schlägt sich der Weg in zwei Aeste auseinander, oder richtiger, ein schon vorher sichtbarer Gegensatz bildet sich jetzt noch bestimmter aus: der Gegensatz der florentinischen und sienesischen Schule, nur daß jetzt an die Stelle der letztern die umbrische tritt. Nicht bälder sollte, wie wir dies im Anfang dieses Ueberblicks als inneres Gesetz aufstellen mußten, die christliche Kunst den unendlichen Gehalt wieder der harmonischen Form vermählen, als bis für jenen derjenige Ausdruck gefunden war, der seiner ascetisch-mystischen mittelalterlichen Auffassung entsprach. Aber nicht un-

vorbereitet konnte dann die schöne Form eintreten, lange und schwierige Vorstudien setzte ihre Erreichung voraus. Zu der gleichen Zeit also, da man die innigste Tiefe des Ausdrucks suchte, mußte man auch bereits die schöne Form suchen. Dies ist aber auf dem Standpunkte des Mittelalters ein Widerspruch; nur eine gewisse besondere Art von Schönheit der Form war mit dem ächten Ausdruck seines religiösen Bewußtseins verträglich: unentwickelte jugendlich zarte, schmächtige, oder alters- und lebensmüde Züge und Formen, wenig Handlung, stille andächtige Gruppen. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, also durfte so wenig Welt als möglich in seine Darstellung aufgenommen werden. Da man nun dennoch zu gleicher Zeit, von der Grundbedingung alles künstlerischen Thuns getrieben, die Form, die Handlung, die Welt mit vollen Kräften suchte, so war die nothwendige Folge, daß zwei Schulen hervortraten, deren eine an Innigkeit und ächter religiöser Begeisterung verlor, was sie an schöner Form gewann, die andere an Form einbüßte, was sie an Tiefe der Seelendarstellung erreichte. Wir wissen schon, welche Schule die Entwicklung des Formlebens übernahm, sie hatte diese Aufgabe eigentlich bereits ergriffen: das heitere Florenz, wo zuerst die freie Wissenschaft, die Kenntniß der Alten wieder aufblühte, wo die Mediceer eine Platonische Akademie gründeten, Brunneleschi die Formen der classischen Architektur wieder aufnahm, Paolo Uccello die Perspective, Andere das anatomische Präparat, den Gyps-Abguß studirten, wo die Bildhauerei noch vor der Malerei durch einen Ghiberti, Donatello, Luca della Robbia so überraschende Fortschritte machte, von wo die lustige Gesellschaft des Bocaccio nach ihrer Villa zieht, um sich jene

neckischen Geschichten zu erzählen, woraus zu erlernen, daß jeder Mensch ein Mensch ist, Abt und Nonne, Bischof und Mönch, Abbate und Einsiedler: diese wohnliche, freundliche Stadt, nach welcher Ghiberti das Heimweh hatte, wenn er kaum erst ihre Mauern verlassen, ist der Sitz des mächtigen Formsinnes, der aus der Mönchskutte unaufhaltsam herausringt, die große Zeichenschule, die Universität der Maler schon im fünfzehnten Jahrhundert. Man verstehe aber unter Form nicht bloß Zeichnung und Farbe; der wichtigere Theil derselben ist die Composition, und diese nicht ein äußerliches, für sich bestehendes Moment, sondern wo Composition sein soll, wird Handlung, Bewegung, naturgemäße, nicht miraculös durchbrochene Wechselbeziehung thätiger und leidender Menschen, und um dazu den Weg und die Mittel zu finden, wird Weltsinn, schöne Menschlichkeit vorausgesetzt. Niemand konnte hiezu mehr berufen sein, als die feinen, heiteren Florentiner, die früher als irgend Jemand im Mittelalter gebildet waren und sich auf dieser schönen Welt, in ihren anständigen, wohnlichen Häusern, unter ihren schönen Frauen, starken Kriegern, schlauen Staatsmännern, geistreichen Gelehrten heimisch, wohl und behaglich fühlten. Frühe brach daher hier der Drang hervor, diese vertraute, freundliche Gegenwart in der Kunst wiederzugeben und wir müssen in jener den florentinischen Malern des fünfzehnten Jahrhunderts gemeinsamen Sitte, um die heilige Scene, welche zunächst dargestellt werden sollte, einen Kreis von Porträtfiguren, von schönen Florentinerinnen, Gelehrten, Staatsmännern zu versammeln, das erste dunkle Streben nach dem profanhistorischen Gemälde erkennen; denn diese Zuschauer sind häufig wo nicht überflüssig, doch mit solcher Vor-

liebe behandelt, daß die eigentliche religiöse Aufgabe darüber zu kurz kommt; eine Geburt Mariä oder des Johannes wird nur benützt, um eine Kindbettstube in damaligem Style recht behaglich wiederzugeben, der Bau des babylonischen Thurms, um Nimrod und andere alttestamentliche Zuschauer durch Mediceische Fürsten und Prinzen vertreten zu lassen. Es ist ein Suchen nach dem eigentlich historischen (nicht mythischen) Kunstwerk, das nicht zu sich, zur Einsicht seines Zieles kommen kann, weil Grundanschauung und Aufgabe noch transcendent ist. Es könnte scheinen, man müsse diese Darstellungsweise vielmehr porträt- und genre-artig nennen; allein die städtischen Zustände und Gestalten, die hier auftreten, sind mit einem Auge für das Stattliche, Markige, Bedeutende ausgewählt, welches den Geist des Historikers, nicht des Porträteurs oder Genre-Malers verräth. Auch in einzelnen Leistungen des Leonardo da Vinci, des Michael Angelo, des Raphael wollte das historische Gemälde auftauchen; aber es sind nur vereinzelte Bewegungen, die auf halbem Wege stehen blieben; immer bricht wieder die Transcendenz herein, welche den geschichtlichen Zusammenhang aufhebt. Man wird ganz verstehen, was ich hiemit meine, wenn ich z. B. das Gemälde Rafael's als Beispiel anführe, welches darstellt, wie Leo den Attila bewegt, vor den Mauern Roms umzukehren. Statt daß hier die beiden Hauptfiguren durch die einfach natürliche Wechselbeziehung der religiösen Beredtsamkeit und ihrer Wirkung auf ein barbarisches Gemüth gegenseitig aufeinander bezogen wären, erscheinen über Leo die Gestalten des Petrus und Paulus in den Lüften, Attila blickt nach ihnen statt nach Leo, und der innere Zusammenhang, die Einheit, ja die Composition ist aufgehoben, indem der Papst,

wenn Apostel für ihn handeln, ganz überflüssig wird. Die Ausbildung des reinen, durch keine mythische Transcendenz durchbrochenen historischen Gemäldes war — nach langer Unterbrechung, langen Vorarbeiten, einer andern, der modernen Zeit aufgespart.

Im gegenwärtigen Zusammenhang kam es aber zunächst nur darauf an, zu zeigen, wie bei den Florentinern die religiöse Aufgabe durch ihren Sinn für das Menschliche, Wirkliche, vertraulich Nahe, Bürgerliche nothwendig verkürzt werden mußte. Dagegen übernahm nun die umbrische Schule die Ausbildung des andern Moments, die Darstellung des innern Lebens der Andacht und Frömmigkeit. Sie, die Meisterin des Ausdrucks, hütet sich vor jener Ausbreitung und Einwohnung in der Welt und stellt dem aus goldner Oeffnung der Wolken von jenseits herüberleuchtenden himmlischen Wunder nur wenige, handlungslos gruppirte Gestalten aus der Wirklichkeit zur Seite, die nun nach dem nahen und doch fernen, geoffenbarten und doch verhüllten Geheimniß der Erlösung mit trunkener Andacht, mit unsagbarer Wehmuth, mit einem Himmel von Schmerz und Entzückung hinaufblicken. Diese bräutliche Sehnsucht der ahnenden und träumenden Seele erscheint allerdings im Schmucke der lieblichsten Schönheit, aber jener zarten, weiblichen, schüchternen Schönheit, nicht der weltlich freien und starken; nur die Glut der Farbe behält sich Pietro Perugino, der Meister dieser Schule, nachdem er auf die Ausbeute seiner technischen Studien in Florenz dem tiefern Ausdruck zu Liebe halb zu verzichten anfing, als symbolischen Wiederschein der innern Magie seines Traumlebens vor.

Nicht sogleich mit ihrem ersten Aufschwung im fünfzehnten Jahrhundert spricht die florentinische Schule den bezeichneten Charakter vollständig aus. Die umbrische Schule hat sich noch nicht entwickelt, jene beiden Aufgaben sind noch nicht an zwei Organe vertheilt, sondern noch unentzweit fallen hoher Ernst, tiefe Innigkeit und freies Streben nach Form zusammen. Von dem Begründer dieser Epoche der florentinischen Schule, dem ehrwürdigen, feierlichen Masaccio zeigt uns Ramboux nur eine Madonna mit dem Kinde, getreu seinem Zwecke, vorzüglich das noch Unbekannte aus seinem Dunkel zu ziehen. Wie erwünscht wäre es aber, von seinem geschickten Pinsel ein würdiges Abbild der Kapelle Brancacci in S. Maria del Carmine zu Florenz zu erhalten, dieses Studirzimmers der größten Künstler, eines Leonardo da Vinci, eines Rafael, eines Michael Angelo! Hier würden wir begreifen, wie es mit Masaccio auf einmal Luft und Licht wird, wie eine große männlich ernste Seele in die satte Rundung, die gehaltene Würde frei entwickelter Körperformen, bis heraus in die großartigen und doch unbefangenen Falten des Gewands, zugleich aber mit dramatischer Entfaltung in die Wechselverschlingung harmonisch componirter Gruppen sich ergießt, wie mit der Durchführung der perspectiven Gesetze die Malerei nun erst ihrer Bestimmung entspricht, ihrem Werke den vollen Schein der eignen Räumlichkeit zu geben. Wenn nun Masaccio durch den hohen Ernst seiner Gestalten den profaneren Tendenzen der späteren florentinischen Schule zwar noch ferner steht, jedoch den freiern Welt- und Natur-Sinn des Florentiners bereits durch die freie Ausbildung der Form, durch Versammlung porträtartiger Figuren um neutestamentliche Scenen, durch so manche genre-artige Mo-

tive, wie z. B. den zitternden Nackten bei der Taufe, unverkennbar ankündigt, so ist dagegen der fromme Fiesole ein voller Beweis, daß anfänglich auch der florentinische Geist noch an der alterthümlichen Innigkeit kirchlichen Sinnes haftete. Ein Sommermorgen der Andacht, eine Sabbathstille liegt auf den Werken dieses Malers, der noch ganz Mönch im strengen alten Sinne des Wortes, dessen kindliche Seele von jenem Verderben unberührt ist, das zu seiner Zeit bereits unaufhaltsam, als nothwendige Folge ihrer Principien die Kirche des Mittelalters ergriffen hatte, und von welchem das Leben eines Fra Filippo Lippi sammt seinen unruhigen, wenig edlen, zackig gezeichneten Gemälden ein treues Abbild liefert. Es wird uns vor jenen frommen, stillen Bildern zu Muthe, als müßten wir mit dem tragischen Helden der modernen Geistesschmerzen ausrufen:

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille,
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß.

Freilich folgte auch hier Ramboux der schon erwähnten Methode seiner Auswahl, daher giebt er uns keine der so charakteristischen Darstellungen himmlischer Seligkeit, wie sie in den Uffizien, im Palast Corsini zu Rom auf kleinen Tafeln sich finden, nicht die Kreuzabnahme in der Akademie zu Florenz, an der wir sehen, wie die frommen Maler allerdings auch Scenen der Handlung nicht verschmähten, doch nur solche wählten, wo stille Andacht oder tiefer lautloser Schmerz waltet; keines seiner Wandgemälde aus der Kapelle des h. Laurentius im Vatican, wo vielleicht mehr als anderswo die rührende Anmuth, der erste leise Anklang

plastischer Formen sichtbar ist, die diesem zurückgezogenen Mönch doch im Einzelnen erreichbar waren, auch keine der Fresken im Kloster S. Marco zu Florenz, wohl aber zwei Gruppen aus seinen, über dem bewunderten Werke des Luca Signorelli gewöhnlich übersehenen Wandgemälden im Dome zu Orvieto. Ebendaher erhalten wir von seinem Schüler Benozzo Gozzoli keine seiner Fresken im Campo Santo zu Pisa, sondern nur zwei seiner unbekanntern Werke, das eine in Montefalco, das andere in S. Gimignano. Jene Fresken sind bekanntlich von Lasinio gestochen, aber wie erfreulich wäre es, sie hier in der warmen Wirkung der Farbe wiederholt zu sehen! Wir würden erkennen, wie dieses heitere Gemüth sich nicht mit der weltlosen Sonntagsstille des Meisters begnügt, sondern herausgeht in heitere Villen, lachende Thäler und Vignen, unter die Loggien edler Gebäude, wo Pfauen stolziren, Kaninchen hüpfen, Tauben flattern und an dem Faden der alttestamentlichen Sage alle Zustände patriarchalischer Menschheit, Geburt, Knabenspiele, Jünglingsschicksale, Liebe und Krieg, Segen und Fluch des Vaters, Hochzeitfeste, Ehe und Mutterliebe, Landbau und Weinlese, aber auch Verwüstung, Feuersbrunst, Untergang im hellen Sonnenlichte einer milden und doch kräftigen Objectivität wie ein Epos vor uns ausbreitet. Liebenswürdiger Gozzoli! Nur einmal in jedem Jahre möchte ich an jener Wand des herrlichen Campo Santo auf- und niedergehen und alle Spannung und Ansprecherei der neueren Kunst im Anblick deiner gesunden und naiven Lebensbilder vergessen können!

Unsere Sammlung eilt überhaupt über die weitere Entwicklung der florentinischen Schule nunmehr etwas flüchtig hinweg, um bei der umbrischen mit desto mehr Vorliebe zu verweilen. Nam-

bour scheint uns zeigen zu wollen, welche noch ungehobenen Schätze von wunderbarer Seelenschönheit die ächtreligiöse Malerei des Mittelalters durch diese Schule zu Tage gefördert hat, und führt uns daher an den ersten Regungen eines weltlicheren Sinnes, der diese ganze Leben-Periode der Malerei von innen heraus aufzulösen bestimmt war, schnell vorüber. Hierin scheint der treu beflißne Mann doch nicht von aller dogmatischen Befangenheit frei zu sein; sonst würde er einen Fra Filippo Lippi, Filippino Lippi, einen Cosimo Roselli, der in der Capelle von S. Ambrogio zu Florenz so herrlich begann, um freilich, wie manche seiner Zeitgenossen, in verhärteter Handwerksmanier zu endigen, nicht übergehen, um nur von Botticelli eine seiner Fresken in der Sixtin. Kapelle zu geben; er würde vor Allem Ghirlandajo reichlicher bedacht haben, als bloß mit seinem, obzwar bereits sehr tüchtigen Bilde, der Berufung des Petrus und Andreas zu Aposteln, in der Sixtinischen Kapelle und einem sonst unbekannten Werke zu S. Gimignano, er würde durch Nachbildung seiner schönen Fresken in der Kapelle Sassetti in S. Trinità und der noch schöneren im Chore von S. Maria Novella zu Florenz zeigen, welche freundliche, bürgerlich menschliche Gegenwart, welch lieblicher und edler Anklang antiker Motive in den Werken dieses schlichten, naiven, in der Technik ausgezeichneten, die florentinische Schule besonders treu vertretenden Meisters sich ausbreitet. Dagegen hat Ramboux nicht versäumt, den merkwürdigen Vorläufer des Michael Angelo, Luca Signorelli, uns vorzuführen, in dessen Werken der affektreiche Geist dieser Schule mit ihrem hohen Formsinn, ihrem gründlichen Studium des organischen Körpers in eine bereits so gezeitigte Einheit zusammen-

fällt, daß wir ihn als die reifste Frucht der florentinischen Schule des fünfzehnten Jahrhunderts ansehen müssen. In dieser Auferstehung der Todten, gemalt im Dome zu Orvieto, diesen lobsingenden, blumenstreuenden Engeln, dem Sturz der Verdammten entfalten sich ein Adel und eine Vollendung, eine Kühnheit in der Darstellung nackter und würdevoll bekleideter, in seliger Ruhe sich neigender, beugender, in wilder Verwirrung, Wuth, Verzweiflung stürzender, schwebender, verschlungener Körper, wovon zu Michael Angelo nur noch ein Schritt ist.

Aber jetzt thut sich eine andere Welt auf: der ausgedehnte Kreis verengert sich wieder, wir treten ins innere Heiligthum der Seele, die hinweg aus dieser freundlichen Gegenwart in unendlichen und namenlosen Gefühlen sich nach der ewigen Heimath, nach den verklärten Gestalten sehnt, die von da einst gekommen, um uns zu sagen, wie schön und herrlich es dort ist: es öffnet sich die umbrische Schule und mit ihr das unendliche Liebesleben im Wechselverkehr zwischen der andachttrunkenen Seele und dem himmlischen Kinde, das aus dem Schooße einer Jungfrau einst geboren ist. Noch erscheint Buonfiglio, von welchem Ramboux den Tod eines Heiligen im öffentlichen Palaste zu Perugia copirt hat, als ein mittelmäßiger Maler, in welchem kaum eine Spur von der tiefen Seele der umbrischen Schule zu finden ist. Nicolo Alunno und Matteo di Gualdo treten als die eigentlichen Begründer dieses Styles auf, durch zwei Copien vergegenwärtigt. Ihr Höchstes aber erreicht die Schule durch Rafael's Meister, den herrlichen Pietro Perugino. In mehrere Städte werden wir versetzt, die dieser Meister mit seinen wehmüthig frommen Bildern schmückte, nach seiner Vaterstadt Città della Pieve, nach Orvieto,

nach Montefalco, nach Panicale, nach Perugia. Auf keinem der gegebenen Bilder wird man ihn besser kennen lernen, als auf seinem herrlichen Presepio (Anbetung der Hirten) auf S. Francesco al Monte bei Perugia; doch hätte ich gewünscht, daß von diesem Maler der Seelenschönheit im ächt katholisch mittelalterlichen Sinne des Worts mehrere der besonders bezeichnenden Bilder gegeben wären. Seiner tiefen und stillen Natur entsprechen vielleicht am meisten jene einfachen Bilder, wo in bloßer Situation ohne Handlung Madonna mit dem Kinde in den Wolken oder auf einem Throne erscheint und sehnsuchtsvolle, durch Leiden und Glauben geheiligte Menschen zu ihr hinauf- oder in tiefem Träumen vor sich hinsehen. Solche Bilder scheinen mir eigentlich symbolisch für diese Form des Ideals: jenes tiefe Insichsein der von dem Geheimniß der Menschwerdung verzückten Seele, und dafür hat dieser Meister die absolut entsprechenden Formen gefunden, jene himmlisch schönen und zarten, träumerischen Jünglings- und Jungfrauen-Köpfe, jenes leidensmüde und doch selige Greisen-Angesicht, jenes unsagbar liebliche, huldvolle Neigen der göttlichen Jungfrau, des Kindes, der Engel; das Dürftige und Unfreie der körperlichen Formen trifft mit der Schüchternheit solches verschloßnen Gefühlslebens ganz passend zusammen, und die einfache Situation der Anbetung muß ihm mehr zusagen, als bewegtere Handlung. Nicht leicht erscheint dies Alles ergreifender und hinreißender, als auf jener herrlichen Tafel in der Pinakothek zu Bologna, wo Maria dem Evangelisten Johannes, der h. Katharina, der h. Apollonia und dem Erzengel Michael erscheint. Allerdings geht nun Perugino auch zu Compositionen wirklicher Handlung fort, doch wählt er, wie Fiesole, nur solche, wo aller Lärm

der Leidenschaft entfernt ist, und nur Stille der Andacht und unendlicher, aber ergebungsvoller Schmerz waltet.

Das Leben der Maria ist das Gebiet, worin diese Gefühlsweise eigentlich heimisch sich bewegt, und das genannte Presepio, so wie das andre Bild desselben Inhalts nach einem Gemälde in S. Maria delle Lacrime bei Trevi, ferner die ebenfalls copirte Kreuzabnahme in Città della Pieve, worauf die ohnmächtige Madonna vorzüglich hervortritt, mögen beweisen, daß hierin die ganze Stärke des Perugino sich concentrirt. Da aber Ramboux die letztere Stadt nicht überging, so hätte er uns ein schönes Geschenk gemacht, wenn er auch die Anbetung der Könige in der sogenannten Chieserella ebendaselbst gegeben hätte. Mit welcher himmlischen Güte, mit welcher Ergebung in ihre hohe Würde, welcher süßen Schaam und welchem stolzen Mutterglück, mit welchem holden Nichtwissen und tiefen Träumen über das Geheimniß, das sie auf ihrem Schooße hält, blickt die Mutter über das Kind hinaus zur Erde, mit welcher trunknen Andacht sehen die ernsten Männerköpfe zu dem göttlichen Knaben hinauf! Die Welt des Schmerzes eröffnet sich im Leiden Jesu, aber Perugino stellt nicht es selbst in seinen herben Kämpfen dar, sondern sein Ende, den Todten, der so viel gelitten und in dessen Antlitz die Furchen des Leidens mit dem Ausdruck unendlicher Güte sich durchdringen, und um ihn herum die Mutter, die Freunde, denen ein dreifaches Schwert durch die Brust fährt, und an denen wir doch keine heftige Geberde, keinen lauten Schrei des Jammers, sondern nur ein stilles, aber tiefes inneres Weinen bemerken. Ramboux giebt uns eine solche Scene (eine Pietà, wie es die Italiener nennen) aus der spätesten Zeit des Malers, aber er hat in seiner besten

Kraft diesen Gegenstand so oft dargestellt, so herrlich besonders in dem berühmten, von einem Frankfurter sehr mangelhaft lithographirten Gemälde in den Uffizien zu Florenz!

Mit Liebe sind auch mehrere talentvolle Schüler Perugino's bedacht: Pinturicchio (doch wäre es willkommen gewesen, auch eines der trefflichen Werke in der Kirche Ara Celi und in der Kapelle des Palastes der Conservatoren auf dem Capitol, in S. Pietro in Montorio zu Rom hier mitgetheilt zu sehen), Andrea di Luigi, genannt l'Ingegno, Tiberio d'Assisi, Girolamo Genga, Giovanni di Spagna, Franc. Melangi von Montefalco, mehrere Unbekannte, endlich Raphael's liebenswürdiger Vater mit seinen sanften, rührenden Engelkindern. Und damit wir nicht vergessen, in welcher Zeit, an welcher Schwelle zum Höchsten wir uns befinden, ist jene Freske in S. Severo zu Perugia nicht vergessen, welche Raphael unvollendet hinterließ, als er zum zweitenmal nach Florenz wanderte, und Perugino ausführte: ein Werk, worin die Kräfte des Schülers schon so vielversprechend über dem Meister stehen.

Diese zwei Schulen, die florentinische und umbrische, in ihrem ausgesprochenen Gegensatze stellen die Bewegung der Malerei im fünfzehnten Jahrhundert bis in den Anfang des sechzehnten so tactgebend dar, daß wir in ihnen den eigentlichen Gesammtbegriff derselben erkennen. Doch hat Ramboux nicht versäumt, auch verwandte Bewegungen zweiter Ordnung darzustellen, die uns zunächst noch auf einigen Puncten der Romagna festhalten. In Bologna stand ein Meister auf, der dem Perugino so innig verwandt ist, daß man nothwendig annehmen muß, er sei von dessen Geiste auch wirklich berührt worden: Francesco Francia.

R. giebt uns von ihm drei Bilder aus Kirchen in Bologna, eine Gruppe von Aposteln, eine Madonna mit Heiligen, eine Verkündigung Mariä. Könnten wir freilich auch die wunderbare Annunziata in Mailand, die Pietà zu Parma abgebildet sehen, so würden wir diesen Meister in seinem ganzen Werthe erkennen, dessen Madonnen zwar nicht den träumerischen Schleier Perugino's haben, sondern aus den großen, dunkelbraunen, im bläulichen Weiß ruhenden Augen heller blicken, aber uns in dieselben wunderbaren Tiefen geheimnißvoll andächtiger Gefühle einweihen. In Oberitalien legte sich die paduanische Schule, verwandt mit einer Gruppe der florentinischen (Castagno, Pollajuolo, Verocchio), insbesondre auf anatomische Richtigkeit der Zeichnung nach plastischen Vorlagen und hob das Einzelne des Organismus mit jener harten Gründlichkeit hervor, wie dies zu geschehen pflegt, wo eine unreife Zeit dieses Moment in seiner Abstraction sich zu seiner Aufgabe macht. R. hat keinen Maler dieser Schule aufgenommen; sie ist auch, den trefflichen Andrea Mantegna ausgenommen, nicht eben wichtig, da ihre herbe Zeichnung bestimmt war, in Venedig, wohin sie sich verbreitete, in dem Schmelz der Farbe zu erlöschen. Nur den Ferraresen Lorenzo Costa finden wir in unserer Sammlung, in welchem die Einflüsse dieser Schule auf Ferrara sich darstellen. Von dem scharfen, charaktervollen Melozzo da Forli erhalten wir die zwei merkwürdigen Stücke, die der Vatican und der Quirinal aufbewahrt; in dem letztern, der Himmelfahrt des von Engeln umgebnen Erlösers, erhebt er sich über die hartkantige Strenge der Paduaner bis in die Nähe des Luca Signorelli. Aus Urbino stammt der liebliche Timoteo della Vite, später Raphael's Schüler, dessen rührendes Magdalenenbild in der Pina-

kothek von Bologna wir hier antreffen. Endlich führt uns R. aus der Reihe dieser einzelnen, meist kaum gekannten und doch merkwürdigen Meister den Lorenzo von Viterbo vor mit seinen Fresken in der Kirche S. Maria della Verità in seiner Vaterstadt, Arbeiten, worin die Einwirkung der florentinischen Schule auf ein Talent sichtbar ist, das an Formsinn und feinem Gefühl ihren besten Meistern wenig nachgiebt. Wie ein verlorner Posten steht Neapel in der Geschichte der italienischen Malerei; Einflüsse der umbrischen Schule sind zu erkennen, zugleich aber auch der deutschen, und die letztern äußern sich besonders in einer liebevollen Ausführung behaglicher, einladender Umgebungen, seien es wohnliche architektonische Räume oder landschaftliche Hintergründe. Von den Fresken des Antonio Solario, genannt der Zigeuner, im Kreuzgange von S. Severino, die Wunder des h. Benedict darstellend, giebt uns R. drei sehr interessante Stücke.

Doch jetzt genug von dieser Zeit der letzten Vorbereitungen zum höchsten Aufschwung. Die Sonne des sechzehnten Jahrhunderts ist aufgegangen, alle bisherigen Resultate werden zu bloßen Vorstudien, die Rose öffnet ihren vollen Kelch, der Zauber des Genius vereinigt, was bisher in Gegensätze auseinanderfiel und an verschiedne Schulen sich vertheilte; Ausdruck und Form, die geistigste Tiefe und die freiste Entfaltung derselben zur körperlichen Erscheinung gehen in die reine Harmonie des Ideals, des absoluten Styls zusammen. Das Mittelalter schüttelt eben, da es zu Ende geht, seine vollen Samenkapseln aus und erzeugt eine Frucht, die seinen besten Kern enthält und zugleich unendlich über es hinaus ist. Wir stehen jetzt an jenem merkwürdigen Puncte, wo in Eins zusammenfließt, was bisher sich zu fliehen schien. Wir

sahen, wie der christliche Geist, nachdem die Reste der antiken Kunst, in deren Erbschaft er zunächst getreten, frühe erloschen waren, sich eine eigne Kunstform suchte, die seinem weltverachtend ascetischen, mystisch glühenden Sinne entsprach, eine Form, worin die Unendlichkeit des Ausdrucks auf Kosten der sinnlichen Fülle und Entfaltung ihr Recht behauptete; wir sahen aber auch, wie gleichzeitig der ununterdrückbare Trieb aller Kunstbewegung nicht ruhte, die schöne Form aufzusuchen, die heitere vertraute Wirklichkeit, das offene Weltleben herbeizuziehen, wie aber ebendamit auch jenes erste Gesetz beeinträchtigt wurde. Denn der Geist des Mittelalters konnte es nicht dulden, daß es dem Gemüthe mit seinem Himmel von Ahnung, Liebe, Sehnsucht auch wohl sei in dieser schönen Welt; nach einem fernen Jenseits phantastisch gerichtet sollten die besten Kräfte auf ihre weltlichen Zwecke verzichten; wer sich dem Himmel weihte, sollte der Erde nicht mehr gehören, sollte ehelos, willenlos, besitzlos in Gebet, Gefängniß, Fasten und Kasteien den Leib abtödten. Indessen hatte sich allerdings diese düstre Abstraction thatsächlich längst überlebt, freilich ohne ihr Princip aufzugeben. Je strenger man Kirche und Welt sondern wollte, desto unaufhaltsamer war der weltliche Geist in die Kirche selbst eingebrochen, denn, wie es in diesen Blättern schon so treffend gesagt worden ist: das Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams, der Besitzlosigkeit schwören, heißt das Gelübde der Wollust, der Herrschsucht und Habsucht schwören. Wie konnte es überhaupt mit dem Princip der Ascese, der Verflüchtigung aller sinnlich-sittlichen Kräfte ins blaue Jenseits einem Volke in die Länge Ernst sein in Leben und Kunst, das auf der Stätte wandelt, wo tausend kunstvolle Zeugen des verblichnen Lebens einer

noch ungebrochnen, ungetheilten Menschheit täglich aus Schutt und Trümmern auferstanden, wo die erneute Wissenschaft jenes Leben objectiver Sittlichkeit, in welchem die Religion selbst politischer Natur war, dem staunenden Geiste erschlossen hatte? In Deutschland erfolgte die Krisis des Geistes auf dem geistigen Boden selbst, die Reformation brach durch, auch hier nicht ohne den mächtigen Einfluß der neuerweckten classischen Bildung; aber in der ernsten Sorge um das innere Heil der Seele hatte hier der Mensch keine Zeit mehr, um das heitere Spiel der Kunst sich zu kümmern. In Italien dagegen sehen wir nun die wunderbare Erscheinung, daß auf einen Moment jene widersprechenden Extreme in der Kunst sich versöhnen: Kirche und Welt, ascetisch transcendenter katholischer Glaube und antiker Form- und Lebenssinn. Ein Inhalt, der wesentlich als übersinnlich gefaßt ist, schlägt den lachenden Körper der Sinnlichkeit um und verklärt ihn zum Ideal. Das Bewußtsein des Künstlers ist frei, ist emancipirt, bindet sich an keinen ängstlichen Typus, kein Pfaffengesetz mehr, erfreut sich unbefangen der heitren Fabelwelt der Alten, und bleibt doch an die Kirche, ihre Glaubenswelt, ihre Stoffe gebunden. Nur einen Moment konnte diese höchste Einheit von Widersprüchen dauern, sie hatte, wie ich es früher in diesen Blättern nachgewiesen, ihren Feind in sich selbst, und zwar auf doppelte Weise: die Schönheit hatte ihren Feind an dem Gehalte, den sie umkleidete, denn dieser war als schlechtweg überschwenglich bestimmt, und dieser Gehalt hatte seinen Verräther an der Schönheit, in die er sich gehüllt. Der Sieg mußte nothwendig der freien, der formellen Seite zufallen, und da man doch die widersprechenden Stoffe nicht aufgab, so entstand eine unwürdige, subjective, ma-

nierirte Behandlung kirchlicher Stoffe. Daher sehen wir mitten in der Zeit des religiösen Kunst-Ideals auch schon die Andeutungen der Leichtfertigkeit, daher schwankt Raphael selbst zwischen wahrhaft heiligen und zwischen nur weltlich schönen Madonnen-Gestalten, daher erscheint in der Freiheit auch schon der erste Keim der Willkür, und beginnen Mich. Angelo und Correggio, sowie sie nach einer Seite die Kunstvollendung abschließen, nach der andern die Ausartung, jener ins überspannt Gewaltsame, dieser ins abgespannt Empfindsame und Lüsterne; jener in die falsche Kraft, dieser in die falsche Grazie.

Rambours eigentliche Aufgabe war, den Entwicklungsgang bis an diesen Punct zu verfolgen; diesen selbst, das Ziel, bezeichnet er mit wenigen, aber meisterhaft geführten Strichen. Zunächst erscheint Leonardo da Vinci, der große Lehrmeister dieser Zeit der Vollendung, ich möchte ihn die über sich und ihre Gesetze zum Bewußtsein gekommene Malerei nennen. Er bewährt sich, um von seiner übrigen Vielseitigkeit hier nicht zu reden, sogleich dadurch als ein Genius, daß er auf beispiellose Weise diese Reflexion der Kunst über sich und die Kunst selbst, die ungeschwächte Production vereinigt, innerhalb der letzteren aber die Extreme der tiefen Innigkeit, der frommen, stillen Seelen-Anmuth und der männlichen, in Handlung sich ausbreitenden Energie, und diese beiden Momente des Ideals in der Fülle der vollendeten Form. Schon in ihm sehen wir also eine Verschmelzung des umbrischen und florentinischen Geistes, die sich in einer doppelten Reihe von Werken so äußert, daß Ausdruck und Form in allen sich zur reifen Schönheit vereinigen, die eine Reihe aber in dramatischen Compositionen das männliche in reicher Handlung entfaltet, die andre

das sanfte weibliche Ideal in stiller Situation darstellt. In der erstern Richtung schuf er zwei weltberühmte Werke, die Kampfscene in der Schlacht bei Anghiari, einen Carton, der nicht zur Ausführung kam und bis auf einen in Kupferstich erhaltenen Rest zerstört ist, und das h. Abendmahl. Vom letzteren Werke kann man sogar sagen, daß es eine Durchbringung beider Formen enthalte; Christus und Johannes sind Gestalten voll himmlischer, stiller Sanftmuth, während rings um sie, durchzuckt von dem Worte Christi wie von einem elektrischen Schlage, die ernsten, mächtigen Männergestalten in der reichsten Entfaltung markiger Charaktere sich bewegen. In der andern Reihe steht gewiß die Vierge aux rochers an der Spitze, dieses wunderbar romantische Gebilde, wo im Dunkel der phantastisch zerklüfteten, kaum dem Himmel einen Durchblick gewährenden Grotte an klarer Quelle die himmlische Erscheinung der h. Jungfrau mit jenem unsagbaren Lächeln und den reich umschattenden Locken über den kleinen Johannes, der das Christuskind anbetet, sich herunterbeugt, während ein freundlicher Engel ihr Kind hält. Alle diese Werke konnte R. als bekannt voraussetzen, er erwirbt aber unsern aufrichtigsten Dank durch die Nachbildung jener lieblichen, von einem Donator angebeteten Mutter mit dem Kinde, welche sich im Corridor von S. Onofrio befindet. Diese Seite von Leonardo's Geist wirkte besonders auf die mailändische Schule; vielleicht daß in Leonardo selbst diese Romantik des Gemüths sich erst durch die Einflüsse erschloß, die frühere Meister dieser Schule, wie der liebliche Borgognone, bei seinem Aufenthalt in Mailand auf ihn ausübten, und daß er nun erst rückwirkend seine Schüler lehrte, den Edelstein dieses holden Seelen-Ausdrucks in das reine Gold der durch-

gebildeten Form zu fassen. Keiner verherrlichte seinen Meister so sehr, wie der bewundernswerthe Bernardino Luini. Wer die Madonnen, die von Engeln aus dem Grab emporgetragne h. Katharina im Eingange der Brera, das Christuskind mit dem Lamm in der ambrosianischen Bibliothek, die Fresken in Monastero Maggiore in Mailand, die in Lugano und Sarono, die Madonna im Lavatorium der Certosa bei Pavia gesehen hat, wird mich nicht tadeln, wenn ich sage, daß diese Holdseligkeit in der tiefen Wehmuth, diese Grazie der unendlichen Liebe jedes Gemüth zum Entzücken hinreißen muß. Von Borgognone und Luini möchte ich dieser Sammlung besonders dringend einige Copien wünschen.

Um aber seine letzte Höhe zu erreichen, schlägt nun das Ideal noch einmal die in ihm enthaltenen Momente auseinander, um sie dann zum letztenmal und absolut zu vereinigen. Wie Aeschylos dem Sophokles, so geht dem Raphael der titanische Mich. Angelo voraus, der nicht die milde Grazie, nur die furchtbare Erhabenheit kennt, nicht die Liebe, sondern nur die Allmacht, die er in kraftschwellenden, wie einer Urwelt angehörigen Riesenkörpern, aber auch in dem fürchterlichen Ernste des Gerichtes verherrlicht, das die Frevler unter den Tönen der letzten Posaune zur Hölle schleudert. Man weiß, welche Keime der Ausartung sich an dieses Ideal des Mich. Angelo knüpfen. Die höchste und reichste Frucht der florentinischen Zeichner- und Compositionskunst, geht er im Gefühl seiner Virtuosität bereits in Willkür über, bringt kühne Stellungen und Verkürzungen an, wo es nicht die Sache fordert, sondern nur sein Wunsch, sich zu zeigen, legt überhaupt als Maler, während er als Bildhauer einen malerischen genialen Wurf sucht, zu viel Gewicht auf das plastische Moment, verachtet

die stehenden kirchlichen Bezeichnungen und tritt so bereits merklich aus der Substanz heraus, von welcher doch die Malerei des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht, oder nur vereinzelt sich befreien konnte, und ruft im Anblicke seines jüngsten Gerichts selbst aus: O, wie Viele wird dies mein Werk verblenden und auf Abwege führen! Es ist daher wohl zu bevorworten, wenn man ihn zu Raphael in das Verhältniß des Aeschylos zu Sophokles stellt, oder wie Schelling den Geist seiner Werke mit dem Kampfe der Titanen vergleicht, nach welchem sich der Himmel aufklärt und die heitere Herrschaft des Jupiter beginnt! Es ist zunächst richtig, aber dann wendet es sich anders: Raphael folgt dem Mich. Angelo und bildet sein harmonisches Ideal der reinen Schönheit aus; aber Mich. Angelo lebt fort, treibt sein Ideal der Erhabenheit bis an die Schwelle des Gewaltsamen und Ueberreifen, Raphael selbst ist in großer Gefahr, von dieser überzeitigen Virtuosität angesteckt zu werden, und stirbt im rechten Moment, Mich. Angelo überlebt ihn lang und vererbt dem Ende des Jahrhunderts seine Fehler, die er selbst mit gigantischer Kraft am Bande seiner Genialität behalten. Um so wünschenswerther muß es nun aber sein, diesen wunderbaren Menschen auf der Höhe zu sehen, da die übersprudelnde Kraft sich noch vor Schwulst bewahrt und in der Majestät ächter Erhabenheit einherschreitet. Dies ist in den Deckengemälden der Sixtinischen Kapelle, von denen uns R. fünf Abtheilungen copirt hat. Zwei davon, Gruppen der Propheten und Sibyllen darstellend, zeigen, wie dieser sonst so ungestüme Geist auch eine hohe und großartige Ruhe kennt, voll des Ausdrucks tief brütender Contemplation, ernster Ahnung, der aus den gewaltigen classischen Gestalten spricht. Dagegen

entwickelt er in der Belebung des Adam und in dem Sündenfall nebst der Vertreibung aus dem Paradiese, die hier ebenfalls copirt sind, seine stürmische Kraft, doch auch diese noch in gehaltner Majestät. Dort saust Gott, unter dem ausgebreitet schwebenden Mantel von Cherubim getragen, durch die Luft, verweilt einen Augenblick und hält seinen Zeigefinger an den des Adam, um den elektrischen Funken des Lebens in ihn überströmen zu lassen — ganz ein Mich. Angelesker Gedanke; hier erscheint die Schlange mit dem menschlichen Leibe, die sonst immer ruhig einschmeichelnd dargestellt wird, ebenfalls stürmisch bewegt, mit fliegendem Haare, wie im Zorn der Zerstörungslust. In diesen beiden sehen wir aber auch, wie unser Meister in der Darstellung des Wundergewächses des menschlichen Gliederbaus in ursprünglich gesunder Fülle und elastischem Schwunge der noch nicht übermäßig starken Formen einer gewissen colossalen Anmuth fähig ist, die wir auch in seinem Carton der Venus zu Neapel erkennen, die man aber im jüngsten Gerichte nicht wiederfindet; ein herrlicher männlicher Körper voll reinen Ebenmaßes ist jener Adam, der auf der Erde liegend sich eben erhebt und seinen Arm gegen den Finger Gottes hinstreckt, und eine gewaltige hohe Schönheit ergießt sich durch die mächtigen weiblichen Formen der am Baume hingelagerten Eva im letzteren Bilde. Ebenso gesund und harmonisch erscheint der in tiefem Schlaf hingesunkene Adam auf einem weitern Blatte, die Erschaffung der Eva darstellend: so ganz hingegossen in stillem Weben der Gesundheit, man meint, die herrliche Gestalt leise athmen zu hören. Nur Ein Blatt ist dem jüngsten Gerichte gewidmet und giebt eine Ahnung von der furchtbaren Meisterschaft dieses Künstlers im Gräßlichen; es ist eine Gruppe auferstehender

Todter mit jenem versteinernden Ausdrucke des gähnenden, bleiernen Schlummers, der noch auf den todesbangen Gestalten liegt, die eben die zuckende Erde aus ihren Gräbern herausdrückt.

Von Leonardo da Vinci und Mich. Angelo ging in Florenz eine weitere Schule von Künstlern aus, die man nicht ohne den tadelnden Sinn, welche die Romantik dem Worte beilegt, Classiker nennen möchte: vollendete Zeichner und Coloristen, Muster der Correctheit, aber von wenig Gemüth, mehr der Bewunderung des sogenannten Kenners, als der Liebe und Begeisterung Aller würdig: Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto, Albertinelli und Andre, in einzelnen Werken wohl edel und bedeutend, selbst nicht ohne tiefere Wärme, doch darin nicht sich selber treu, sondern durch Kälte oder gewöhnliche bürgerliche Stimmung sich unserer Theilnahme wieder entziehend. R. läßt sich nicht weiter auf diesen Zweig ein, als daß er drei Bilder nach Fra Bartolomeo giebt, dessen großartiger Zeichnung und Composition ein gewisser höherer Ausdruck inneren Lebens zwar nicht abgeht, aber es ist ein Ausdruck ekstatischer Entrückung, die keinen liebevollen und wehmüthigen Blick mehr dieser schönen Erde gönnt, und welcher daher das Gefühl des Zuschauers nicht zu folgen weiß. (Eine Ausnahme bildet das gemüthliche Familienbild, die Darstellung Christi im Tempel im Belvedere zu Wien.)

Endlich tritt nun aber Raphael vor uns, d. h. die reine und ganze Schönheit, die vollendete und durchgedrungene Einheit dessen, was die umbrische und die florentinische Schule erstrebte, und damit ist Alles gesagt. Dem Mich. Angelo war ein Moment des Schönen zugefallen, das Erhabne; Raphael vereinigt alle Momente desselben in der höchsten Potenz. Es wäre ganz schief,

diese Beiden so zusammenzustellen, daß man jenem das Erhabne, diesem die einfache Grazie zuerkennte, welche das Erhabne ausschließt, und das Ideal als ein Drittes ansähe, welches Beide gemeinsam constituiren. Nein, was Mich. Angelo hat, hat Raphael auch und noch unendlich mehr dazu; Raphael kennt nicht nur die weiche Grazie der Sanftmuth und Seelenstille, er kennt auch die Größe und Erhabenheit der Handlung, die männliche Energie, die ewige Macht, aber freilich auch sie gebändigt und verklärt durch Grazie. Nur wenn man meint, das Erhabne könne da, wo es als ein Moment im ganzen Schönen auftritt, in eben der Gestalt wahrgenommen werden, wie da, wo es sich in seiner Besonderheit ausbildet, nur dann kann man zweifeln, welchem von beiden Meistern der höhere Rang einzuräumen sei.

In Deutschland nun ist Raphael fast nur als Künstler des weiblichen Ideals bekannt, als Maler jener milden Grazie, welche zwar nicht die Erhabenheit der geistigen Läuterung und Verklärung, wohl aber die Erhabenheit der kämpfenden Energie, der männlichen That ausschließt. Um so mehr verdient es unsern Dank, hier von Meisterhand eine Reihe von Werken wiedergegeben zu sehen, worin sich nicht bloß der sanfte, sondern der starke Raphael ausspricht, und welche durch Kupferstich zwar längst, aber doch nur verhältnißmäßig Wenigen bekannt sind. Drei Blätter geben die sog. disputa, richtiger die Darstellung der Theologie, und hiemit dasjenige Gemälde in den Stanzen, das zwischen der florentinischen Strenge und der späteren über alle Mittel der Darstellung vollständig herrschenden Freiheit in der Mitte steht. Ich finde in meinem Katalog den Beisatz von R.: Raphael's bestes Werk. So lange man die Weise der Composition nicht in

Anschlag nimmt, welche hier durch den Stoff geboten war, kann man dies etwa einräumen; denn wir bewundern hier jenen keuschen und edeln Styl, der noch nirgends einen Anflug von Virtuosen-Eitelkeit zeigt, wir bewundern die Einheit hoher religiöser Würde, feierlicher Majestät, lieblicher zarter Schönheit und höchst markiger Charakteristik. Allein wir wissen nicht, ob Raphael in demselben Zeitpuncte schon fähig gewesen wäre, dieselben Mittel vollkommen zu beherrschen, wenn der Gegenstand eine freie, naturgemäße, d. h. nicht eine architektonisch symmetrische Composition gefordert hätte. Die letztere Weise der Anordnung war hier durch die kirchlichmystische Aufgabe — Verherrlichung der Transsubstantiation — geboten; gewiß steht aber doch der Künstler da höher, wo er eine Vielheit von Charakteren auf Einem Boden zu einer gemeinsamen mächtig bewegten Handlung vereinigt, als wo er sie in Halbkreisen theils in den Himmel, theils auf die Erde stellt, wie viel er übrigens in Belebung der einzelnen Gruppen nebenher geleistet haben mag. Freilich, wo jene volle Freiheit eintritt, da verschwindet auch der letzte Rest alterthümlicher Gebundenheit und finden sich einzelne, erst ganz leise Spuren von Willkür: daher gefällt unsrem Künstler jenes Werk Raphael's besser als alle späteren. Auch in den weiteren Wandgemälden der päbstlichen Zimmer war jedoch die freie Ergießung der vollkommen gereiften Meisterschaft, die sich schon in der Schule von Athen offenbart, durch mancherlei Anstände gehemmt. Theils verlangten die vorgeschriebenen Gegenstände wieder mehr repräsentative als handelnde Massen, wie die Poesie, die Philosophie u. s. f., wobei wir freilich die Belebung und Gliederung der an sich wenig dankbaren Stoffe durch den Genius der Kunst um so mehr be-

wundern müssen; theils war eine Verherrlichung des Pabstthums und der Kirche vorgeschrieben, welche bei dankbareren Stoffen der Einheit hindernd entgegentrat, wie z. B. in der Vertreibung Heliodor's aus dem Tempel, wo auf Einem Bilde mit dieser jüdischen Begebenheit der Pabst Julius, von theilnahmlosen Porträtfiguren getragen, erscheint; theils störte hier die Einmischung des Wunderbaren, weil sie bei Begebenheiten der beglaubigten Geschichte stattfindet, wie ich dies von der Ueberredung des Attila durch Leo I. bereits oben nachgewiesen habe. Dagegen band kein Widerstreben des Stoffs, keine hemmende Rücksicht die schaffende Phantasie, als ihm der Auftrag ward, große Scenen aus der Apostelgeschichte für die Teppiche zu entwerfen, welche die Sixtinische Kapelle schmücken sollten. Das Wunderbare ist hier an seinem Orte, denn die wunderwirkende Kraft, welche in die Geschichte hineingedichtet ist, ergießt sich hier in die Handlung selbst, drängt sich nicht zwischen sie, wie in der Ueberredung des Attila durch Leo. Diese herrlichen Entwürfe, welche leider bestimmt waren, durch eine so mangelhafte Technik, wie es auch die feinste Teppichweberei bleibt, eine ihrer nicht würdige Ausführung zu finden, sind nun für die Geschichte der Kunst dadurch zunächst höchst merkwürdig, daß sie, was Leonardo begonnen, aufs Herrlichste vollenden: Fortschritt von der einfach handlungslosen Situation zur großart'g bewegten Handlung, von der Lyrik zum Drama innerhalb des religiösmythischen Bodens selbst, und dies mit allen Mitteln der reifen Kunst; Fortschritt vom engen Kreise der h. Familie zur Ausgießung des Geistes in die Gemeinde. Hier hat Raphael seinen höchsten Styl erreicht, ja man kann sagen, den idealen Styl schlechtweg; hier ist dem Wirklichen,

ohne ihm weder die Schärfe der Charakteristik noch die freie Bewegung zu entziehen, jedes Gemeine und Kleinliche abgestreift, hier drückt die Gestalt nichts aus, als was mächtig ihr Inneres erfüllt, hier ist die Handlung in dem Momente ergriffen, wo sie auf der Spitze der Entscheidung schwebt, und diesen Schlag der Entscheidung beherrscht, sich selbst verklärend, völlig durchsichtig die verschlungne und doch klar gegliederte, jedes Einzelne frei entlassende Composition. Neun dieser Tapeten sind uns hier geschenkt, von denen eine — der Fischzug Petri — den lieblichsten idyllischen Charakter trägt, die übrigen aber alle, bald furchtbarer, bald leiser bewegt jenen strengen und großen Geist der Handlung athmen.

Wenige Schritte über dieses Ziel hinaus begleitet uns noch unsre Sammlung; zunächst treten einige vereinzelte von dem Aufschwunge dieser großen Zeit gehobene Künstler auf. Zwei derselben sind Sienesen. Die sienesische Schule blieb, wie wir sahen, im fünfzehnten Jahrhundert zurück, die umbrische übernahm die Fortbildung dessen, was sie glücklich begonnen. Einzelne Sienesen lernten jedoch wieder von den Umbriern, so Pacchiarotto, von dem wir ein Bild erhalten. Ein ungleich bedeutenderes Talent war Antonio Razzi, genannt Sodoma, den das Genie eines Leonardo und Raphael in einzelnen Lichtblicken seiner unsteten Laufbahn nahe an die Höhe der Koryphäen seiner Zeit erhob; dies beweist die herrliche, tief gefühlte Darstellung in S. Domenico zu Siena: die Entzückung und die Stigmatisirung der heiligen Katharina, die hier in zwei Blättern gegeben sind. Ihm eifert Beccafumi nach, von dem das schöne Heiligenbild in der Akademie copirt ist. Endlich lehrt uns eine Copie nach Francucci von Imola einen der würdigsten Schüler Raphael's kennen.

Die Entwicklung der italienischen Malerei folgte mit derselben Bestimmtheit, wie die griechische Plastik, dem organischen innern Gesetze, das aus dem Begriffe der Kunst selbst fließt. Man strebte zuerst nach dem strengen Ausdrucke des unendlichen Gehalts, man wandte sich zur Form, und beides durchdrang sich in dieser reifsten Periode, die aber zugleich auf vielen Puncten vom Kirchlichen nach dem Weltlichen herausstrebt. Es folgt nun noch eine Schule, welche, was zunächst die Form betrifft, das lezte abschließende Moment derselben, worin alle Wirkungen der Malerei als in ihrer Spitze zusammenlaufen, zur höchsten Vollkommenheit erhebt: die Farbe. Daß dies nicht heißen soll, man habe früher dieses Moment vernachlässigt, versteht sich; welche Licht-Effecte schon Ghirlandajo, welche tiefe Wärme der Farbe Perugino, Francesco Francia haben, ist bekannt; auch erreichte die venetianische Schule, von welcher hier die Rede ist, immer noch frühe genug die Meisterschaft in der Farbengebung, daß dieser Fortschritt einem Raphael noch zu gut kommen konnte. Es handelte sich aber darum, daß dieses Moment das Augenmerk einer besonderen Schule werde, denn durch solche Theilung der Geschäfte wird das Höchste erreicht. Daß nun aber eine Schule, welche sich in diesem Elemente des heiteren Scheines vorzüglich bewegte, eben keinen besonderen Beruf hatte, in dem sich hervorzuthun, was die eigentliche Substanz aller bisherigen Malerei des Mittelalters gewesen war, in den religiösen Stoffen, dies begreift sich schon durch sich selbst. Man nehme dazu eine Stadt voll politischen Selbstgefühls und Lebens, den Juristengeist, der hier so schlau und scharfsinnig waltete, den Welthandel, der hier die Genüsse aller Zonen vereinigte, den rührigen Lebenssinn des Venetianers überhaupt: so

wird man sich nicht wundern, wenn man bemerkt, daß religiöse Würde und Innigkeit dieser Schule nicht nachgerühmt werden kann. Vielmehr drängt hier von allen Seiten Alles nach dem Profanen hin; die alte Mythologie und ihre heitere Sinnlichkeit, die Herrlichkeit des weiblichen Körpers im Schwung seiner Formen und in der Farbenmagie seiner Lebenswärme, das Porträt, wozu die strengen, drohenden Republicaner-Gestalten und die üppigen, glühenden Weiber unendlichen Stoff lieferten, städtische Processionen und Prospecte, Seeschlachten und Verhandlungen: hier war das Feld des venetianischen Pinsels. Wohin nun mit diesem offenen, politischen, weltlichen Geiste? Das eigentliche historische Gemälde war hier durch alle gegebenen Bedingungen gefordert, und doch konnte es sich nicht ausbilden, denn auch diese Geister waren und blieben im Glauben der Transcendenz gefangen, der die Geschichte in ihrem Kerne aufhebt. Daher behielt man neben den vereinzelten weltlichen Darstellungen die religiösen als die vermeintlich höchsten bei, faßte sie aber mit weltlichem Geiste auf, und so wurden es Genre-Gemälde, denen freilich die Gediegenheit der aufgenommenen Lebensbilder immer noch einen höchst tüchtigen Charakter gab. Paolo Veronese benutzt den Besuch Jesu bei dem Gastmahle im Hause des Levi zur heiteren Darstellung eines venetianischen Pracht- und Schau-Essens, wobei selbst der Mohr und der Zwerg nicht fehlt; die Hochzeit zu Kana wird zu einem venetianischen Hochzeitschmaus, wobei die gleichzeitigen Künstler als Musikanten functioniren; Christus, das Wunder wird völlig zur Nebensache. Ganz ähnlich Titian im ersten Tempelgang der Maria; sonst zeigt sich auf seinen berühmtesten Werken religiösen Inhalts nicht dieselbe Verdrängung des

Hauptgegenstandes durch Beimischung von genre-artigem Stoff, aber was man auch von der Grablegung, vom Zinsgroschen sagen mag, menschlich schön und würdig sind sie, aber den Charakter der Heiligkeit, die kirchliche Stimmung tragen sie nicht. Titian ist ungleich größer im Porträt und in jenen herrlichen Darstellungen weiblicher Schönheit nach mythologischen Motiven; volles Weltbehagen, die vollkommenste Abweisung aller Jenseitigkeit athmet aus seinen Werken; aber wohin dies Alles strebt, die bewußte Ausbildung des rein geschichtlichen Gemäldes, das kann auch bei ihm nicht zu Stande kommen. Wohl aber stellt diese Schule den auslaufenden Posten der italienischen Malerei dar, der sich mit dem deutschen, zunächst dem niederländischen Geiste berührt. Dem deutschen Volke aber war es vorbehalten, erst auf dem Wege des Denkens von dem Standpuncte der Jenseitigkeit sich zu befreien, auf den Boden der weltgeschichtlichen Anschauung zu stellen und in der modernen Zeit den Beruf der reinen Geschichtsmalerei zu übernehmen. Die niederländische Genre-Malerei habe ich bereits in einer frühern Abhandlung als die Vorstudie zu dieser, noch ungelösten, ja nur von Wenigen noch gefaßten Aufgabe dargestellt, und da diese es ist, zu welcher uns die venetianische Schule hinüberweist, so kehrt hier der Schluß unsrer an diese Copieensammlung geknüpften Betrachtungen von selbst in den Anfang zurück. R. hat von der venetianischen Schule nur noch zwei Bilder gegeben, die aber trefflich gewählt sind. Es sind zwei Wandgemälde in der sog. scuola di S. Antonio zu Padua, in welchen man so glänzend, kraftvoll und lieblich als irgendwo die Mittel sieht, welche in der venetianischen Schule sich vereinigten, um nach dem historischen Gemälde hinzustreben, nur

freilich auch hier am Zusammenwirken nach einer reinen Mitte durch den Legenden-Stoff gehindert. Das eine stellt dar, wie S. Antonio durch ein unmündiges Kind die Unschuld seiner Mutter bezeugen läßt, R. schreibt es Giorgione zu, sonst hält man es für ein Werk Titian's; das andre, wie S. Antonio ein in einen Kessel gefallenes Kind belebt, von Titian. Der strenge kirchliche Charakter, die concentrirte Innigkeit des religiösen Ausdrucks, welche in den Werken der reiferen venetianischen Schule dem weltlichen Geiste wich, findet sich allerdings noch in den herrlichen h. Familien des Giovanni Bellini, von denen wir gerne einige wohlgewählte Copieen in unserer Sammlung getroffen hätten.

Den Beschluß machen einige Künstler-Bildnisse, von ihnen selbst ausgeführt, z. B. Pinturicchio und Raphael nach der Freske in der Libreria des Doms zu Siena, Perugino und Andere.

Und nun sei es mir erlaubt, noch zwei Wünsche auszusprechen. Der eine betrifft eine Fortsetzung dieser trefflichen Sammlung. Wenn ich an mehrern Puncten Lücken in derselben hervorhob, so meine man nicht, dies solle R. zum Vorwurf gesagt sein. Er hatte ursprünglich nicht den Zweck einer zusammenhängenden Belehrung über die Geschichte der italienischen Malerei im Auge; Neigung, Gelegenheit durften eine Stimme bei seiner Auswahl führen. Jetzt aber hat die Sammlung durch den Ankauf von Düsseldorf eine Bedeutung erhalten, die sich nicht von Anfang voraussehen ließ: der Deutsche kann sie als einen nahen, bequemen Leitfaden zum Studium der Geschichte der italienischen Malerei betrachten, und es entsteht billig der Wunsch größerer Vollständigkeit. R. malt, wie ich vernehme, in der frühern Weise unverdrossen fort; er wird nicht abgeneigt sein, Aufträge zu über-

nehmen, die auf Vervollständigung des Frühern zum Zwecke methodischer Belehrung zielen, und die edlen Pfleger der Kunst, die schon so Bedeutendes geopfert haben, diese Sammlung zu erwerben, werden auch weitere Opfer nicht scheuen.

Der andre Wunsch gilt der Vervielfältigung dieser Arbeiten. Wir haben nun dieses herrliche Anschauungsmittel in Deutschland, einen Trost für Alle, denen die Reise nach Italien versagt ist, einen Sporn für diejenigen, welche von den Schätzen dieses Landes keine Vorstellung hatten, einen Anhalt der Erinnerung für diejenigen, welche die Originale gesehen haben. Aber dieses Kleinod befindet sich wieder nur an Einem Orte und die verdienstvollen Käufer würden ihr Verdienst erst vollenden, wenn sie für Verbreitung desselben durch die großen technischen Mittel, die unsrer Zeit zu Gebote stehen, besorgt wären, so daß jede größere Bibliothek, insbesondre jede Universitätsbibliothek sich diese Copieen erwerben könnte, wobei freilich eine Erleichterung durch allmäliges Erscheinen wünschenswerth wäre. Wer in einer Stadt, an einer Universität, wo alle Anschauungsmittel fehlen, Geschichte der Malerei vorzutragen versucht hat, wird wissen, mit welchem Eifer man einen solchen Wunsch hegen und aussprechen muß; aber auch wer mit Hilfe einer Gemälde-Gallerie, einer Kupferstichsammlung denselben Stoff behandelt hat, weiß, wie unvollständig solche Mittel sind, wie wenig insbesondre noch der Kupferstich zur Darstellung der herrlichen Meister vor dem sechzehnten Jahrhundert gethan hat; und endlich muß jeder Freund der Kunst die Unwissenheit des großen Publicums bitter beklagen, welches unbekannt mit so viel Großem, mit einer so organischen Entwicklungsgeschichte, mit hergebrachter und blinder Bewunderung

der berühmtesten Namen sich abspeisend, von der koketten und unwürdigen Sudelei des kleinen Kunstmarktes verführt und verdorben wird. Vollends wo Kunstschulen bestehen, zeige man dem Schüler an dieser köstlichen Reihe, was die Kunst vermag, wenn sie treu dem führenden Geiste und den Gesetzen des Zeitbewußtseins, streng in die Sache vertieft, ihren festen Gang vorwärts geht, und enthülle ihm die Scala, auf welcher die Meister des höchsten, classischen Styles stehen. Gewiß ich bitte im Namen von ganz Deutschland, daß dieser werthvolle Besitz nicht auf Einen Ort beschränkt bleibe, der Dank eines jeden wahren Kunstfreundes wird unendlich sein. Man lernt jetzt überhaupt den Werth von wohlgewählten Copieen schätzen; Preußen, Oesterreich, Frankreich, Rußland lassen, wie oben erwähnt, die Meisterwerke eines Raphael, eines Mich. Angelo in Rom durch tüchtige Talente copiren. In meiner Vaterstadt Stuttgart ist ein Kunstgebäude errichtet, das eine erweiterte, selbständige Kunstschule und eine, von sparsamen Anfängen aus erst zu begründende Gemälde-Gallerie in sich aufnehmen soll. Ich habe mit großer Wärme in einem öffentl. Blatte empfohlen, man solle dem Beispiele jener Länder folgen und jene höchsten Muster in guten Copieen dem Volke und den Jüngern der Kunst, jenem zur Schärfung des stumpfen Sinnes, diesen als beschleunigendes Mittel der Ausbildung, als würdigste Vorlage hinstellen; dies sei der würdigste Mittelpunct und Kern einer Gemäldesammlung, an welchen sich dann Originale andrer Meister und Schulen, wo der dürftige Kunstmarkt unsrer Zeit noch eine Gelegenheit zum Ankauf darbietet, weiterhin anschließen können. Aber man will lieber Summen hinauswerfen, um obscure Originale großer Meister oder Werke von Schu-

len, denen nur ein beschränktes Verdienst zukommt, anzukaufen; man will den Fremden mit der Lorgnette herumführen, von Tinten, Incarnat, Impastirung, Lasuren reden und sagen: da haben wir einen ächten Breughel, einen ächten Potter, Huysum, Denner u. s. f.; daher verzweifelt man an der äußeren Möglichkeit, jene Copieen ausführen zu lassen, da doch das Erste wäre, einzusehen, daß, die Werke der absoluten Meister der Anschauung darzubieten, ein absoluter Zweck ist, wo aber ein solcher stattfindet, auch die Mittel sich finden müssen.

